

BKL

35

ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ

ΠΑΝΕΠΙΣΤΗΜΙΑΚΟΥ ΙΩΑΝΝΙΝΩΝ



826000339814



Αριθ. α.σ. 141.495

Johann Peter Hebel

Schatzkästlein

des rheinischen Hausfreundes



ΠΑΝΕΠΙΣΤΗΜΙΟ ΔΑΝΝΙΝΩΝ
ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ
Suhrkamp Verlag, Berlin
ΕΥΛΟΓΙΟ ΚΟΥΡΙΑ

This block contains an oval-shaped stamp or label. The text is arranged vertically. At the top, it reads 'ΠΑΝΕΠΙΣΤΗΜΙΟ ΔΑΝΝΙΝΩΝ'. Below that is 'ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ'. The next line is 'Suhrkamp Verlag, Berlin'. The bottom line is 'ΕΥΛΟΓΙΟ ΚΟΥΡΙΑ'. A large, stylized signature or scribble is written over the right side of the oval.



Die Zerteilung unserer Ausgabe ergab sich aus einer Scheidung zwischen der Erstausgabe von 1811 und den Ergänzungen der vollständigen Ausgabe. Die Holzschnitte von K. H. Schmolze und Carl Stauber im ersten Teil sind der illustrierten Ausgabe von 1859 entnommen. Die genannten Ausgaben erschienen bei Cotta. Für die Textgestaltung wurden folgende Ausgaben herangezogen: Johann Peter Hebels Werke. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Zentner, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe. Zweiter Band; Hebels Werke. Herausgegeben von D. Behaghel in Kürschners „Deutsche National-Litteratur“. Zweiter Teil; Johann Peter Hebel. Poetische Werke. Herausgegeben von Emil Strauß in den Tempel-Klassikern. — Im zweiten Teil wurden, entsprechend der Übung Hebels bei der Redaktion der Erstausgabe, Hinweise auf Illustrationen im „Rheinländischen Hausfreund“ weggelassen.



BIBΛΙΟΘΗΚΗ
ΕΝ ΕΚΚΛΗΣΙΑΣΤΙΚΩΝ ΚΟΙΝΩΝΙΩΝ
VON ΑΔΥΡΠΟΤΟΥ
ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΥ

Die Geschichten vom Zirkelschmied, vom Herrn Kästler verstan und vom Zundelfrieder haben wir alle zu einer Zeit gelesen, da es für uns noch keine Literatur in des Wortes eigentlicher Bedeutung gab und wir weder – mit Hebel zu sprechen – „geneigte“ noch abgeneigte Leser waren: in den Schullesebüchern unsrer Kindheit standen diese Geschichten, und wir lasen sie, weil sie an die Reihe kamen. Vielleicht erlernten wir damals an ihnen deutsche Grammatik, schrieben die Eigenschaftswörter aus einer Hebelschen Anekdote ins Heft heraus oder übten die Steigerungsformen; jedenfalls hatten wir unser Augenmerk auf anderes gerichtet als auf den hohen Sinn und die vollkommene Form dieser Erzählungen. Freilich mochte es geschehen, daß wir ihnen schon damals ein zweites Mal begegneten in dem „Schackästlein des rheinischen Hausfreundes“, das im Bücherschrank der Großmutter seinen Platz hatte. Da vergingen Winterabende hurtig; viel zu früh wurden wir zu Bett geschickt, und es hieß: „Nur noch eine, nur noch diese: ‚Unverhofftes Wiedersehen‘ und diese: ‚Die Schlafkameraden.‘“ Vielleicht wurde uns über solchem Lesen schon damals kund, wie heiter und groß Erde und Himmel in diesem Buch sich begegnen.



Es ist daselbe „Schatzkästlein“, das nun — in der Kaserne zu Brünn — vor mir liegt und ein Geleitwort erheischt; es ist das alte Buch und ist doch auch wieder ein neues. Wieder nehmen wir die Eigenschaftswörter in den Geschichten wahr — und rühmten wir als Kinder ihre geringe Anzahl, weil sie uns erlaubte, frühzeitig den Schlußstrich unter die Schularbeit zu setzen, so rühmen wir nun dieselbe Kargheit als Zeichen eines großen Stils und einer meisterlichen Beschränkung. Und von neuem erleben wir das abendliche Entzücken an ihrer farbigen Folge, an der Schaurre vom betrogenen Krämer, am Spitzbubenstreich des Sündelheiners, am wohlthätigen Ende in der Geschichte vom Galgenstrick; wir lesen mit der Dankbarkeit, die vom Hausfreund die höchsten Geschenke der Freundschaft nimmt: „Keine Lust und Einsamkeit und Brot und Arznei.“

So haben wir freilich in Kindertagen nicht gelesen. Denn im Schullesebuch galt uns der Name, der da unter der Geschichte stand, noch nichts. Heute fragen wir nach der Gestalt dieses „Hausfreundes“; heute wollen wir Bescheid wissen über den Erzähler dieses Schatzkästleins: was war das für ein Mann, dieser Johann Peter Hebel?

Dieser Johann Peter Hebel — das erfahren wir alsbald — war, als er fünfundvierzigjährig den Dienst eines Kalendermannes übernahm — ein angesehener Professor im markgräflichen Karlsruhe von 1805; ein Mann, der von Berufs wegen das Wort auf dem Katheder und



auch auf der Kanzel zu führen hatte; vom Kalendersmachen war nicht die Rede gewesen, als ihn eine nicht eben gnädige Behörde anno 1791 — damals als Subdiaconus — in die Landeshauptstadt berufen hatte. Er war dem Taufregister nach ein Basler Kind, das am 10. Mai 1760 als Sohn des Webers Johann Jakob Hebel und der Ursula, geborenen Ortlin, geboren wurde. Mit ebensoviel, ja mit noch mehr Recht aber darf Hausen bei Schopshheim im badiſchen Wiesental seine Heimat sich nennen: dort hatte die Mutter ihr el. erliches Haus — es steht noch heute —, und dort ist der Hanspeter viele Winter hindurch aus und ein gegangen, während er die Sommermonate in Basel, der alten Patrizierstadt, verbringen konnte: beides, die ländliche Bescheidenheit und die Basler Fülle, ist für sein Leben und sein Werk von Bedeutung geworden. „Ich habe“, schreibt er selbst einmal in hohen Jahren, „die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einsamen Dorf, bald in den reichen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Dort hab' ich früh gelernt, arm sein und reich sein, nichts haben und alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig.“ Es gab Anlaß zu beidem, zum Fröhlich- und zum Traurigsein, in Hebels Kindheit. Noch nicht zweijährig, verlor er den Vater, noch nicht vierzehnjährig, die Mutter; ihr plötzliches Sterben unterwegs zwischen Brombach und Steinen geht ihm ein Leben lang nach: nicht umsonst ist auf diese Straße das große Nachtgespräch verlegt, das der Atti und der Bueb miteinander über die „Vergänglichkeit“ führen:



Steht's denn nit tört so schuudrig wie der Tod
im Basler Totetanz? Es gruuset eim,
wie länger as me's b'shaut.

Die Anlässe zur Fröhlichkeit freilich überwiegen: Frau Ursula Hebel hat ihrem Peter diese Fröhlichkeit gewünscht und gegönnt und nur darauf acht gehabt, daß sie sich paare mit der rechten Sittsamkeit und die geziemende Bescheidenheit nicht außer acht lasse. Sehr wohl erinnerte sich der alte Prälat Hebel der Kinderwege an der Mutter Hand. Kam da ein Sekretarius des Wegs, so hieß es: „Peter, zieh 's Chäppli ra, 's chunnt a Herr.“ Niemand fürchte, es sei durch solcherlei Mahnung etwas Duckmäuserisches in das Leben des Johann Peter Hebel gekommen: er ist ein munterer, fecker Gesell geworden, ein Lateinschüler, der seine Streiche im Kopfe hatte so gut wie jeder andere, ein Gymnasiast in Karlsruhe, ein Student in Erlangen, der bei den „Moselanern“ einsprang, den Kneipnamen „Anaster“ führte und „semper lustig, numquam durstig“ in seinem Stammbuch stehen hatte. Nach beendigtem Studium kam er dann als Präzeptoratsvikarius nach Lörrach, danach, dreißigjährig, nach Karlsruhe, und hier rückte er nun nach und nach die Stufenleiter der Titel und Würden auf: Subdiakon, Professor, Gymnasialrektor, Kirchenrat, Prälat.

Der Lehrauftrag — denn als Lehrer kam der Theologe Hebel zunächst ins Licht der Öffentlichkeit — lautete auf alte Sprachen, am Gymnasium illustre zu unterrichten, und der nachmalige Kalendermann hatte seine



Freude daran, manches Stücklein seines „Schatzkästleins“ in der lateinischen Übersetzung zu erproben: wer will, der prüfe nach, daß sich die Anekdoten in der Tat nicht schlecht ausnehmen in einem sauberen Latein, so gewiß sie zuerst und zuletzt deutsch reden bis in den tiefsten Herzensgrund hinein. Dann kam unversehens die Naturwissenschaft dazu, es galt, Steinen und Pflanzen nachzugehen, und Hebels Herbarium konnte sich mit der Zeit sehen lassen. Der Lebensauftrag aber — den keine Behörde stellte und begrenzte — ging weiter: er umfaßte die Schüler, mit denen er in einer fröhlichen Nachbarschaft zusammenlebte, die Kollegen, die den gescheiten und gutgelaunten Stammgast im Karlsruher „Bären“ und im Café Drechsler mit Freuden einen der Ihren nannten; er umfaßte darüber hinaus ganz einfach den Menschen schlichthin, jedweden, der ihm in den Weg trat: Hebels Leben ist das Leben unter der offenen Tür, das unmittelbare Leben des „Hausfreundes“ von Unbeginn. Als er zugleich mit der Ernennung zum Kirchenrat eine Menge neuer Pflichten übertragen bekam und so dann wohl seltener Zeit fand, um in abendlicher Tabakrunde an Scharaden zu tüfteln, da wollte ein Freund klagen: „Der Kirchenrat hat den Hebel erschlagen.“ Zu Unrecht: der Hebel ist nie erschlagen worden, nicht durch den Kirchenrat und nicht durch den Prälaten. Freilich gab es auch im „Leben unter der offenen Tür“ Grenzen, über die sich der Fuß nicht setzt. Da lebte in Weil Gustave Fecht, die Schwägerin seines Freundes Tobias Günttert, und ein ganzes Leben lang schrieb Hebel dieser



„liebsten Jungfer Gustave“ einen Brief um den andern. Aber es hatte sein Bewenden bei diesen Briefen, Jungfer und Junggeselle kamen nicht zusammen. „Als ich heiraten wollte, da konnte ich nicht, und als ich konnte, wollte ich nicht“, sagte er später einmal im Blick auf diese unvollendete Lebensbegegnung. Aber freilich, was heißt da „unvollendet“? Wer will ausmachen, ob dieses Zögern, dieses Zurückweichen vor einer letzten Bindung nicht eben doch im tiefsten Einklang stand mit seiner Natur, mit der Natur des Dichters in ihm? Denn das ist es ja zuletzt, was uns diesen Johann Peter Hebel bis zur Stunde wichtig und teuer macht — „unschätzbar“, um es mit dem Ausdruck eines großen zeitgenössischen Bewunderers, um es mit dem Ausdruck Goethes zu sagen: daß er ein Dichter war, einer von den wirklichen Dichtern der Nation, und wir werden darzutun haben, mit wieviel Genauigkeit uns zu sagen erlaubt ist: Dichter der Nation.

Man weiß von keiner Vorgeschichte, von keinem Wachstum dieser dichterischen Begabung. Sie war da, sie entfaltete sich unversehens, wie ein Wunder war sie vor aller Augen. In den Jahren 1800 und 1801 — Hebel war eben vierzig Jahre alt geworden —, da stürzte es aus ihm hervor mit der Gewalt eines Elementes: das Heimweh nach seinem Oberland, seinem Wiesental, seinem Dörflein saß ihm in der Kehle. Er mußte nicht daran würgen und erkranken, er mußte es von sich schreiben, singen hätten wir fast gesagt und dabei dem Wort „Gesang“ eine Bedeutung zugemittelt, die dies von Haus



aus in einem von den großen Weltwerken hat, in den Gesängen Homers. Hebel und Homer, wie? O ja, und einer, der sonst mit den großen Vergleichen sparte, Gottfried Keller ist es gewesen, der das zuerst ganz kühn ausgesprochen hat, daß in Hebels episch-lyrischem Werk etwas Homerisches lebt; und stimmt ihm nicht zu, wer nur einmal den Gesang von der Wiese laut vor sich hingelassen hat:

Alles grüent und blücht in tuusigfältige Farbe,
alles isch im Staat un will my Maideli grüesse,
doch de bisch ke Maideli meh, de bisch jecz e Maidli.

Gewiß ist das Wiesental kein trojanisches Gefild und der Statthalter von Schopfheim kein hellenischer Held, aber die Nachbarschaft besteht: es ist die gleiche, großräumige Weite im innersten Wesen, die gleiche Farbigkeit in der Fülle der Anschauung; ja bis hinaus zu dem gleichen Reichthum der Vokale, die das Versmaß bestimmen, bestehen Berührungspunkte; eine Beobachtung Josef Naders deutet darauf hin, wie durch diese Vokalfreude der alemannische Dialekt sich wie geschaffen für epische Dichtung erweist.

Wir sprechen da von den „Alemannischen Gedichten“, diesen dreißig, vierzig Gebilden, die in diesen Wunderjahren entstanden sind und dann im Jahr 1803 veröffentlicht wurden. „Hab Spaß daran“, schrieb Hebel einem Freund, dem er Einblick ins Manuskript gewährte, „und teile es nicht mit und nenne meinen Namen nicht.“



Ich leugne wie ein Dieb.“ Aber da läßt sich nichts mehr leugnen. Da war es schon geschehen und mußte bekannt werden, daß da einer am Werk war, der schrieb als die Stimme seiner Heimat, der von dem Leben seines Volk-
 kes auf eine tiefvertraute Weise Kunde gab. In der Mundart seiner Landsleute redete er von ihrem Sonntag, ihrer Landschaft, ihrem Tagewerk, ihrer Heiterkeit, ihrer Lebenslust, ihrer Weinfreude, ihrem Geißterg. aus-
 ben, ihrem Totentanz. Wenn der größte Rezensent die-
 ser Gedichte, der Herr von Goethe selbst, in seiner be-
 rühmt gewordenen Formulierung meinte, dieser Hebel
 habe da „das Universum auf die anmutigste Weise ver-
 bauert“ — will sagen: er habe Mond und Gestirn,
 Matte und Berghang, Arbeitstag und Feierabend, ja
 Zeit und Ewigkeit in dem idyllischen Wiesental gespie-
 gelt, so mögen wir zustimmen. Mögen freilich auch
 umgekehrt sagen: in diesen Gedichten ist das täglich-
 alltägliche Geschehnis, ist das Kleine als das Große ge-
 sehen; wahrgenommen ist, daß „klein“ und „groß“
 Worte sind, die in der poetischen Welt nicht gelten:
 denn überall dort, wo Gestalt ist — und in Hebels
 Werk ist alles Gestalt, Fülle, Leib — Leib freilich, der
 Geistesantlitz trägt —, da ist das ganze Weltgeheimnis,
 da ist die wahre Summe alles Seins vereinigt.

Über das Echo, das die „Allemannischen Gedichte“
 fanden, konnte ihr Verfasser mit Recht nicht wenig er-
 staunt sein: diejenigen nämlich, denen er mit all den
 Stücken und Stücklein ins Herz gesprochen zu haben
 meinte, seine Oberländer, zeigten sich erzürnt: ihnen



wollte es scheinen, als mache sich der Professor, un-
 dankbarer und entlaufener Sohn, über sie lustig. Und
 die, an die er zunächst gar nicht gedacht hatte, die zünf-
 tigen Poeten des Reiches, die Voß, Jacobi und Jean
 Paul, die konnten nicht genug Aufhebens machen von
 diesen — nach Hebels Meinung — „anspruchlosen“ Ge-
 dichten. Hebel nimmt das eine mit Betrübniß, das andre
 mit Erstaunen zur Kenntnis; den Aufmunterungen aber,
 die ihm zusprechen, dergleichen weiter zu schreiben, ver-
 schließt er sich scheu: „Der Geist“ — heißt es wenige
 Jahre später in Abwehr solcher Wünsche —, „der da-
 mals über mir schwebte, ist beschrieen, und ich fürchte,
 verschwunden. Es ist ein heiliger Geist von eigener Laune,
 der mit keinen Pfingst- noch Christglocken herbeizuläu-
 ten ist, wenn er nicht selber kommen will.“ „Es ist ein
 heiliger Geist“ — da rührt Hebel an das „Geheimniß
 über seiner Hütte“, und wir werden uns davor hüten
 dürfen, die lebenswürdige, idyllische, anmutige Außen-
 seite dieses Werkes für das Ganze zu halten. Das Ganze
 — wenn wir denn diesen Ausdruck einmal gelten lassen
 wollen — geht aus der großen und ernsthaften Tonart,
 die im Gedicht vom „Wächter in der Mitternacht“ un-
 überhörbar durchbricht, also lautend:

Wo bin i gsi? Wo bin i echterst jet?
 E Stäppli uf, e Stäppli wider ab
 un wyters nüt? Nai weger, wyters nüt!
 Isch nit 's ganz Dörfli in der Mitternacht
 e stille Ghilchhof? Schloost nit alles do



wie dört vom lange, müede Wachen uus,
vo Freud un Leid, und Iht in Gottis Hand,
do unterm Straudach, dört im chüele Grund,
un warte, bis es taget um sie her?

In die Jahre nach der Herausgabe der „Alemannischen Gedichte“, nicht eben mit ihr im Zusammenhang, fällt die Erweiterung von Hebels öffentlicher Wirksamkeit. Die Kirchenbehörde, die seinen Lebenswunsch, eine Dorfpfarrei, ihm nie erfüllt hat, spannte ihn strenger ins Joch, Leitungs- und Aufsichtsämter sicken ihm zu, ungerufen und ungewünscht; aber es gehört ganz zum Bilde Hebels, wie es uns vor Augen steht, daß er dem Auftrag, der ihm zuteil wird, gehorcht mit reiner, menschlicher Treue. Ganz selten einmal, vielleicht wenn die Brieffeder sich vergißt, läßt er merken, wieviel Verzicht und Entsjagung dieser Gehorsam für ihn bedeutet: „O wie schön muß es jetzt bei Euch sein“ — schreibt er 1812 gen Süden —, „wo es immer so schön ist, und wie ahnungs- — und koseselig für den auswendigen und inwendigen Menschen in dem schönen, einzigen Tal voll Schnielen und Kettenblumen, lustigen Bächlein und Sommervögeln, wo es immer duftet wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt wie letzte Klänge ausgelüttener Festtagsglocken mit beginnenden Präludien mangeliert und verschmolzen, und wo jeder Vogel oberländisch pfeift und jeder, selbst der schlechteste Spaz ein Pfarrer und heiliger Evangelist ist, und jeder Sommervogel ein gemuztes Chorbüblein, und



das Weihwasser träufelt unaufhörlich und glikert an jedem Halm... Ich bilde mir etwas darauf ein und gelte etwas bei mir, daß ich mich nun bis ins dritte Dezennium hinein als Fremdling hier ansehe und ein heimlich mütterndes und bruttelndes Heimweh in mir herumtragen und weinen kann, soost ich den ärmsten Teufel auf der Welt, einen Oberländer Rekruten, sehe."

In dem Jahr, in dem dieser Brief geschrieben wurde, war Hebel schon mitten in der Arbeit, die dem äußeren und wohl auch dem inneren Umfang nach das Hauptgeschäft seines Lebens geworden ist, in der Kalenderarbeit, und wir haben nachher eigens zu berichten, was es mit ihr für eine Bewandnis hatte. Zugleich aber ging der sonstige Dienst seine eigenen Wege: das Präsidium in der Landeskirchenbehörde fiel ihm zu, das Unionswerk zwischen den Lutheranern und den Reformierten im Badenerland wurde unter seiner Leitung unter Dach gebracht, einen Katechismus galt es zu entwerfen, und die biblischen Geschichten wurden im Hebelschen Ton erzählt und aufgeschrieben. Erzählt für die Kinder und Enkelkinder in den Häusern der Freunde des alten Prälaten, aufgeschrieben, damit ein Buch für den Religionsunterricht im markgräflichen Baden vorhanden sei. Dieser Dienst ging ihm ans Herz, näher gewiß als der Dienst in der Ersten Kammer, in welcher nun Johann Peter Hebel bei Fürsten und Prinzen Sitz und Stimme hatte. Wir sind ganz einverstanden, wenn wir hören, er habe dort selten das Wort ergriffen, gerne aber und getreulich das Protokoll geführt. In einem zarten und schönen Sinn ist Hebel



zeit seines Lebens der Peter vom Wiesental geblieben, der das „Chäppli“ „ra“ zu ziehen verstand. Und nur wehmütig wie einen Verlust buchte er wohl den Gewinn aus einem vornehmen Leben: „Ich lachte lange über meine Freunde, wenn sie meinten, ich könnte es nimmer auf dem Lande gewöhnen, aber jetzt kommt's mir selber so vor, seitdem ich mit goldenen Löffeln esse, und den Caffe mit dem Hut unter dem Arm trinke und alle Sonntag in die Cour fahre.“ Sieht man nicht den ganzen Johann Peter Hebel durch einen solchen Satz hindurch, den von Hausen, der auch der von Basel war und der von Karlsruhe geworden ist in einem männlichen und tapferen Sinn? Und der doch bis in späte Tage hinein so lebenskräftig, so goethisch-erschütterungsfähig geblieben ist, daß ihn die Begegnung mit einer angesehenen Schauspielerin jener Tage, mit Frau Henriette Hengel, bis auf den Grund seines Herzens aufzurühren vermochte.

Im Herbst 1826, auf einer Visitationsreise, starb er unversehens. In Mannheim hatten die Gymnasiasten den Herrn Visitator gefeiert mit Rheinfahrt und Fackelzug. Er aber hatte wie in einer Ahnung dazu gemeint: „Es kommt mir vor, wir führen auf Charons, des Totenschiffers, Nachen über den Styr. Die Leute da drüben scheinen Schatten, die die Überfahrt begehren.“ Ander Tags fuhr er weiter nach Schwetzingen; dort starb er im Hause seines Freundes Beyher am 22. September.

Und nun müssen wir vom Kalendermann Hebel sprechen.



Kalender gab es lange vor Hebels Zeit. Durch den Kalender sprach die hochfürstliche Behörde mit ihren Untertanen allesamt, ihren Bauern zumeist. Denn das kaufte sich der Bauer auf dem Spätherbstmarkt, einen Kalender, um fürs kommende Jahr Bescheid zu wissen: wann der Mond während der Saatzeit im Zunehmen ist, was der Hundertjährige für Juniwetter prophezeit und an welchen Tagen Pferdemarkt in der Kreisstadt abgehalten wird. Da nahm man dann auch Belehrungen einer hochweisen Regierung über Wiesenanbau und Pferdezucht mit in Kauf und was sonst noch mitteilenswert erscheinen mochte im „Hochfürstlich Markgräflich Badenschen gnädigst privilegierten Landkalender für die Badische Markgrafschaft lutherischen Anteils“.

Ein langer, ein solenner Titel, man vermutet ein recht vollkommenes Werk, und vermutet falsch. Es fehlte an mancherlei, trotz oder vielleicht auch wegen der Privilegien. Es fehlte am rechten Papier, am schönen farbigen Druck, wie ihn der „Basler Sinkende Bote“ so verlockend aufwies, am zeitigen Erscheinen, an der guten, ergötzlichen Abwechslung. Da war's denn kein Wunder, wenn es ihm auch am Wünschenswertesten, nämlich an Lesern, fehlte. Zwar konnte man die hohe Polizei mit Bollmachten ausstatten und den Kalenderkauf erzwingen, aber wer zwingt einen Markgräfler Bauern, am winterlichen Ofen ein Ding zu lesen, das ihm keine rechte Freude macht? Kurz, der Kalender mit dem langen Titel, um den sich befehlsgemäß einige Herren mit gleichfalls hohen und langen Titeln zu bemühen hatten



- und ein Oberbefehlshaber war Hummer, und Gabel,
 der Direktor -, der Schuler war noch nicht so, wie
 man ihn sich vorstellen möchte und wie Gabel ihn sich
 vorstellte. Beide Städte verstanden den Fall, nur keine
 Meinung. Am besten wär's, man vernahm das Geheiß
 eines Landgräblichen an, der wisse, was den Landmann
 beizubringen und wie man mit ihm umgehen müsse. So
 Gabel: und mit diesem Vorhaben gelangte er sich rechtlich
 mit der Kommission zu stellen. In Wirklichkeit aber
 war es die Kommission, die sich auflöste und Gabel nur
 mehr allein das Feld überließ. Ein Auktions vom 14. Jan
 1807 legte mit vielen Kommissarien von Gabels
 „selbstem Gebot“ den Verkauf als alleinigen Heraus-
 geber des Schulens im

Dies die Vorgeschichte zum Ende, jedenfalls aber
 ohne seinen Willen war Gabel ins Schuldentum ge-
 rathen. Nun freilich, da er's übernommen hatte, sollte er
 je gut gemacht werden, wie es irgend gemacht werden
 konnte. Da würde sich erst der erste Band royallicher
 „Merkwürdigkeiten Schuler'scher Schuld ... Lutherscher Ver-
 trauens“: warum sollte dem nicht auch ein Danks ja er-
 freuen oder ja ein Namensvermerk Schuler'scher?
 „Der merkwürdige Zusammenhang“, da hatte Gabel seinen
 Danks: nun nur alles, was da zusammen mit abwärts
 vertrat, eingeladen: Niemand nicht auf! Und hier die
 Lösung erging nicht vergeblich. Aber lassen hatte der
 Schuler Hauptstaatsrat Spieker. Bei der „Kommis-
 sion'schen Schlichtung“ hatte es einiges „Hilfsverhältnisse“ ge-
 geben, und ein paar Jahre gingen ins Land, ob der



Nachtwächter im Oberland die Hebelschen Verse auf seinem Rundgang sang: diesmal gab es keinen Zweifel, und ebenso, wie aus Weimar eine Bestellung einlief, welche die Unterschrift Goethes trug, so kamen die Wünsche nach dem neuen Kalender aus allen Dörfern und Städten zuhaus; über den Landesgrenzen drüben aber spitzten sie Ohren und Federn und meinten sehr deutlich: so einen Kalender müssen wir auch haben!

Sucht man sich nun im einzelnen Nachenschaft zu geben über die Gründe, die dem „Rheinländischen Hausfreund“ seinen großen, echten und dauernden Erfolg verschafft haben, so werden es zuletzt einige helle und einfache Gründe sein, einfach wie das Höchste einfach ist. Daß wir es so sagen: Hebel wußte, wo er schrieb. Er wußte, wovon er schreiben sollte. Und schließlich: er wußte, wie man schreibt. Sehen wir uns diese drei Gründe noch einen Augenblick an.

Hebel wußte, wo er schrieb. Er wußte, er hatte da kein Buch zu schreiben, auch keine Anekdotensammlung, kein Magazin munterer Geschichten, sondern einen Kalender. Und das war nun der Glücksfall, daß dieser Kalendermann verstand, was ein Kalender ist, ja, daß er, man muß es so ausdrücken, an den Kalender glaubte. Ein Kalender, das war für Hebel kein Bürogegenstand, keine dreihundertfünfundsechzigfache Mitteilung eines Datums, sondern der Ausdruck einer Lebenswirklichkeit. Ein Kalender: der zeigte für Hebel zweihundfünfzig Wochen, jede gefüllt mit richtigen Werktagen und einem richtigen vollkarätigen Sonntag —



Me hört im Dorf kai Hüst und Hott;
 „E Guete Tag“ und „Dank der Gott“
 un „'s gitt gottlob e schöne Tag“
 isch alles, was ma höre mag —

zweiundfünfzig Wochen also, von denen aber keine der
 anderen gleichjah; jede vielmehr trug ihr eigenes Ge-
 sicht, ihren eigenen Befehl und ihre eigene Gnade, wie
 sie der Rhythmus des bäuerlichen Jahrwerks bestimmte.
 Und auch kein Sonntag glich dem andern; da waren die
 geistlichen Gezeiten, waren Ostern, Pfingsten und Christ-
 tag, nicht als verlegene Abwechslungen im Einerlei, son-
 dern als echte Taktstriche in der irdisch-himmlischen Musik
 eines Jahres. Und weiter: das Kalenderjahr, dem „Der
 rheinländische Hausfreund“ zu Diensten stehen sollte,
 war ein recht bestimmtes Jahr in der Geschichte, also,
 daß die Vorrede zum Jahrgang 1808 nicht anno 1814
 noch einmal passen kann, dieweil inzwischen manches
 Wasser den Rhein hinabgefahren und manches Schickjal
 sich gewendet hat, auch das des Rheinbundes und das
 des Kaisers Napoleon; — und zum vierten: der Kalen-
 dermann weiß, und vergißt es auch während des „Pa-
 triotischen Mahnworts“ keinen Augenblick, daß ein jedes
 unsrer Jahre, der Jahre unsrer Kalender und unsrer
 Geschichte, nicht mehr ist als ein Sandkörnlein vor dem
 Jahr der Ewigkeit. Zuletzt aber: diese Kalenderbetrach-
 tungsweise alle, die bäuerliche, die geistliche, die histo-
 rische und die sub specie aeternitatis unternommene,
 sie sind nicht Brillen, die der Professor Hebel nach



Wunsch aufsetzen und auswechseln konnte — nein, sie sind in Hebels Augen in jedem Augen-Blick gleichzeitig gemeinsam schöpferisch lebendig und gegenwärtig. Das ist es, was wir mit dem Ausdruck „er glaubte an den Kalender“ sagen wollen und was für Hebel selbst in einem Brief so aussieht: „Meine heilige Zeit, mein schöner großer Feiertag, wo ich näher als sonst bei Gott und allem Guten bin, dauert von Ostern bis Pfingsten. Da gehe ich gerne in die Kirche und erbaue mich, wenn auch die Predigt schlecht war, am Evangelium. Denn in dieser Jahreszeit, wo draußen alles blüht, haben wir auch die Blüte der ganzen Kirche und Religion in den Sonntagevangelien. Aber ebenso fromm und gerührt kann ich auch sein, wenn ich den ganzen Sonntagmorgen in Beierthelm im Hirschen im Grasgarten unter den Bäumen im Freien bei einem halben Schöpplein Roten und Butterrot in der Sonntagsstille, unterbrochen von Glockengeläut und Bienensummen, sitze und im Jean Paul lese.“ Wir haben in diesem schönen und — für einen Geistlichen jener Tage — merkwürdig freien und kühnen Glaubensbekenntnis nicht allein den Ausdruck idyllischer Lebenskunst, die Haltung eines geheimen Romantikers zu erkennen, nein, hier offenbart sich uns jenes Gleichgewicht ohnegleichen, das auf jeder Seite von Hebels „Rheinländischem Hausfreund“ regiert. Es geht ja — wir werden noch darauf kommen — in den Spalten dieses Kalenders durchaus nicht pastoral, ja durchaus nicht geistlich, sondern höchst weltlich zu; es fehlt nicht an nüchtern-nützlichen Wahrnehmungen und auch nicht



an zeitgenössisch-realpolitischen Erwägungen, auch an Fehlschlüssen nicht in diesem Zusammenhang: dennoch ist die Lust, die den ganzen Kalender durchweht, eine — das belastete Wort muß herhalten — fromme Lust: der hier Elie und Winkelmaß an die Zeit legte, an der Dinge und der Menschen Lauf, der hatte diese Maße an der Ewigkeit geeicht, soweit ein Mensch es vermag, und keiner empfindet es anders als natürlich, wenn das Gespräch über die Baumzucht mit der schönen Schilderung von den gepflanzten Kinderbäumen endet; für jedes neugeborene Kind will der Hausfreund oder sein Adjunkt ein eigenes Bäumlein setzen und ihm den Namen des Kindes geben. Dann kommt ein frohgemuter Lebensausblick: „— und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen und immer schöner werden und wie nach wenig Jahren das Bäumlein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht.“ Und dann, ohne Einschnitt, der Übergang in die Schau des Glaubens: „— wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt und alle Bäume stehen wie auferstanden von den Toten in ihrer Verklärung da, voll Blüten und Sommervögeln und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort. Dein Maitag bleibt dir nicht aus.“

Und nun das Zweite: Hebel mußte, wovon er schreiben sollte. Da stand — nennen wir dieses zuerst — die



gewiß ansehnliche Bibliothek des Herrn Kirchenrats, Jörg Widrams „Kollwagenbüchlein“ zeigt die Spuren fleißiger Benutzung, und manches naturwissenschaftliche, erdkundliche und geschichtliche Werk ist gleichfalls gründlich zerlesen. Auch die Journale sind's, die im Drechsler'schen Kaffeehaus ausliegen. Weit wichtiger aber war der andere Weg, auf dem der Hausfreund zu seinem Stoffe kam und den er selber folgendermaßen beschreibt: „So geht denn der Hausfreund fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht, sitzt in manchem Wirtshaus, und man kennt ihn nicht. Geht mit manchem braven Mann einen Sabaterweg oder zwei, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß er's ist.“ Da mußte er dann freilich nicht um Stoff verlegen sein: denn wer so wie Hebel, der Mann des Lebens unter der offenen Thür, befähigt war, die Menschen aufzuschließen, und zugleich die Geduld besaß, zuzuhören, ein kleines heiteres und wohl auch piffliges Lächeln um Mund- und Augenwinkel, dem brachte ein einzelner Tag übergenug, und das Jahr füllte die Scheune des Kalendermannes: Spitzbubenstreiche, Dorf- und Welthändel, Lebensläufe, wunderliche und abenteuerliche, Gespenstergeschichten und Begebenheiten aus fremder Herren Länder, großer und kleiner Männer Launen und Künste, Recht und Unrecht im Wandel der Tage — das gibt schon kein Schatzkästlein mehr, sondern eine Schatztruhe, und was für eine geräumige!

Eines ist die Fülle und ein anderes die Auswahl. Wir nehmen den unbekümmert offenen Blick Hebels wahr,



der sich durch die Wirklichkeit des Lebens, durch die ganze Mannigfaltigkeit des menschlichen Wesens immer von neuem treffen und überraschen ließ. Wir müssen nun hinzu sagen, daß dieser Blick recht eigentlich ein Blick der Liebe war, ein Blick, der ja zu sagen mußte zu diesem Menschen, der ihm da begegnete. Gewiß kein wahlloses Ja; aber ebenso gewiß auch kein Biedermanns-Ja und =Aber. . . . Die Neigung des Kalendermanns gehört durchaus nicht nur dem trefflichen Schneider in Pensa oder der edlen Franziska, sondern auf eine gewisse Art auch dem Zundelrieder, dem schlaunen Soldaten und manchem verschmitzten und manchem wunderlichen Kostgänger unsres Herrgotts; ja selbst die wohl zu Recht Gehängten werden einen Augenblick lang nicht ohne Wohlwollen und Mitleid betrachtet, wenn sie am Galgen rechtsüm, linksüm exerzieren ohne Flügelmann, je nachdem der Wind ging. Dennoch wird nun, so sehr diese Fülle dagegen sprechen möchte, vom auswählenden Eifer Hebels die Rede sein müssen. Der Hausfreund hat mit einem untrüglichen Gefühl für das Schickliche, das Noble, das — im reinsten Verstand des Begriffes — Erbauliche ausgewählt. Er hat, so fröhlich im ganzen so ein Kalender auch geworden sein mag, nirgends eines gewissen Ernstes entraten wollen, eines herzens- und gewissensbildenden Ernstes, dem zwar Spaß und Schnurre, Übermut und Ironie ganz zu Gebote stehen, der aber das heilende Wort lieber verwaltet als das trennende, der dem Gütigen ohne Sorge den Vorrang vor dem Grimmigen gibt; er weiß sich dabei jenem Vertrauen



verpflichtet, das ihn im „Spaziergang am See“ es aussprechen heißt, daß „die erhaltenden und rettenden Kräfte im großen und ganzen immer die zerstörenden überwiegen“. Am Schreibtisch des Kalendermanns stellt sich Leben über Leben ein und zeigt sein vieldeutbares Antlitz: dem hier zu deuten obliegt, der deutet ohne Schwärzerei, aber auch ohne Bitterkeit. Das ist zu sagen von Stoff und Auswahl.

Die dritte Wahrnehmung: dieser Kalendermann weiß, wie man schreibt. Er hat das Geheimnis gemeistert, dem Volke — nach Luthers Prägung — „aufs Maul zu schauen“, ohne ihm deshalb nach dem Munde zu reden. In Hebels letzter Vorrede, der zum Kalenderjahrgang 1819, heißt es: „Alle Kalendermacher werden nach und nach dem ‚Rheinländischen Hausfreund‘ auffässig, denn sie sagen, er verwöhne die Leute und mache sie machtlos, weil er seinen Lesern über alles, was er tut und unterläßt, Rechenschaft gibt und mit ihnen redet.“

Er redet nicht über sie, er redet mit ihnen. Er weiß, wie sie reden, und fällt gleichsam in ihre Rede, in ihr Gespräch ein. Es ist kein Ausdruck im ganzen Kalender, der nicht den Menschen seiner Zeit, und zwar ausdrücklich den einfachen „unstudierten“ Menschen seiner Zeit, verständlich gewesen wäre. Er redet: wir dürfen das ganz wörtlich nehmen. In den „Allemannischen Gedichten“ war Hebel zu seinen Landsleuten in der Muttersprache, will sagen im oberländischen Vater- und Mutterdialekt getreten und hatte damit — ein einziges Mal nur ist dies sonst noch geschehen, in einigen Gedichten von Klaus



Greth — eine Mundart im Bezirk der großen deutschen Dichtung angesiedelt; hier, im Kalender, begibt er sich dieses Vorteils freiwillig und verwendet die Schriftsprache. In dieser Schriftsprache nun, in die freilich alemannisches Sondergut Einlaß findet, redet er, und auf eine höchst zauberhafte Weise schiebt über den Kalendergeschichten der Hauch von Rede, der Glanz von gesprochenem Wort. Man hat nachgewiesen (und zu Recht, wie sich versteht), daß diese Kalendergeschichten, weit entfernt davon, Stegreiferzählungen zu sein, Schriftstücke, literarische Dokumente höchster Stilkunst genannt werden dürfen. Man wird bei den Untersuchungen hierüber, die an einen anderen Ort gehören, nicht außer acht lassen, wie das Geheimnis ihrer unverwelkten, ja unverwelklichen Frische im Zusammenhang steht mit dem teils heimlichen, teils offenbaren Geradezu der Rede eines Mannes, der sich am Schreibtisch nicht auf der Alphodeloswiese weiß, sondern den Menschen nahe, denen zu Lieb und Dienst er sich müht.

Vertrauen bringt er, und Vertrauen sucht er; aber Vertraulichkeit, Antiederung ist seine Sache nicht. Der Kalendermann weiß, wie man redet, wie man reden muß, um verstanden zu werden. Aber darum verzichtet er doch in keinem Augenblick auf seine Erziehungsaufgabe. Wenn dem Wort, der Sprache, der Dichtung ein lebensgestaltender Einfluß zugetraut wird, dann gilt das Augenmerk dabei ebenso dem „Wie“ wie dem „Was“, ebenso der Form wie dem Inhalt, eines ist vom andern auf keine Weise zu lösen. Vielleicht, daß das „Schatzkäst-



lein“ gerade deshalb eine so zeitlose Wirkung auszuüben vermag, weil in ihm den Vorrang hat diese noch verborgenere Wirkung, die Wirkung durch das Wie; eine Wirkung, die uns beschäftigt und bewegt, und wir wissen nicht, wie uns geschieht. Wieviel schöne und wieviel peinliche Schilderungen der Liebeshingabe haben wir allerorten gelesen; aber ist eine uns so unvergeßlich wie jene, die in der Erzählung von der schlaflosen Nacht einer Edelfrau steht, wo von dem leibeigenen Knecht und der Magd, die sich gut sind, gesagt wird: „— und freuten sich schon zum voraus ihres zukünftigen Glücks: ‚wenn du mein Weib bist‘ — sagte er — ‚und ich dein Mann‘, und einmal vergaßen sie sogar ihre Zukunft und meinten, es sei jetzt.“ Wo ist je der Begriff der Keuschheit der Darstellung vollkommener verwirklicht und also, wenn Dichtung Lebensgewalt hat, fröhlicher, heller Erziehung zur Keuschheit geleistet? Oder wo ist je die Schutzlosigkeit, aber zugleich auch die Unversehrbarkeit des Wahrhaft-Guten so sichtbar gemacht wie im Schlußwort vom sechtenden Handwerksburschen in Anklam: „Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeschrieben. Ich kann nicht sagen, wie er heißt.“ Oder wo ist je so ein heiter-energischer Schlußstrich unter die menschliche Eizugsucht gezogen wie in dem Fazit: „So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.“ Aber was sollen wir da Wegzeiger aufstecken, wo jeder auf eigene Faust und Freude suchen und entdecken mag?



Diesen drei Gründen wollten wir nachgehen, und zuletzt müssen wir dann doch bezeugen, daß es ein Wunder um diesen Kalender vom „Rheinländischen Hausfreund“ ist, das keine Gründe von Grund aus erhellen. Wir können es uns im Grunde nur gefallen lassen; genug, wenn wir es anzunehmen wissen.

Es ist freilich mit diesem Schatzkästlein nicht anders bestellt als mit den anderen Schatzstücken dieser Welt: man muß das Zauberwort wissen, dem zufolge die Kamertüren aufspringen, das alte „Sesam öffne dich“. Weil wir aber bei Hebel nicht in Tausendundeiner Nacht sind, sondern im Tag, im wachen Tag, so kommt auch das Wort uns nicht auf Zauberers Weise zu. Denn dieses Wort ist das Wort der Wahrheit und der Liebe, das täglich neu zu suchen und zu finden ist, das zu finden und zu behalten dann aber auch die Arbeit eines ganzen Lebens lohnt.

Herbst 1940



Schatzkästlein
des rheinischen Hausfreundes
Erster Teil



Vorrede zum Schatzkästlein

Die Veranlassung zur Herausgabe dieses Büchleins muß seinen Titel rechtfertigen und der Titel die Herausgabe. Der Verfasser hat nämlich seit vier Jahren die Lesestücke des Badischen Landkalenders, genannt der „Rheinländische Hausfreund“, geliefert, und die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen hegte die gute Meinung, es wäre schade, wenn die besten Aufsätze innerhalb des Marktkreises des Kalenders und mit dem nämlichen Jahr, wofür sie geschrieben sind, wieder untergehen sollten, und druckt sie daher für ein eigenes Büchlein samt den mittelmäßigen ab, damit sich jene besser herausheben.

Der geneigte Leser wird sich gefällig erinnern, mehrere der eingebrachten Erzählungen und Anekdoten anderswo auch schon gehört oder gelesen zu haben, wäre es auch nur im Bademecum, von welcher Allmende oder Gemeinwiese sie der Verfasser zum Teil selber gepflückt



hat. Doch ließ er's nicht beim bloßen Abschreiben be-
wenden, sondern bemühte sich, diesen Kindern des Scher-
zes und der Laune auch ein nettes und lustiges Röcklein
umzuhängen, und wenn sie darin dem Publikum wohl-
gefallen, so ist ihm ein schöner Wunsch gelungen, und er
macht auf die Kinder selbst keine weitem Ansprüche.

Übrigens, sagt die Verlagshandlung, findet sich das
Beste nicht sogleich am Anfang, sondern in der Mitte
und wie an einem Ballen Tuch am Ende des Büchleins,
von welchem auch das letzte Muster im Morgenblatt ab-
geschnitten ist. Sie rechnete auf viele Leser, die, wie die
Bekenner des Mosaischen Gesetzes, dort zu lesen anfan-
gen, wo andere aufhören.

ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ
ΕΥΛΟΓΙΟΥ ΚΟΥΡΙΛΑ
ΛΑΥΡΙΩΤΟΥ
ΑΥΕΘΝ ΑΡΙΘ.....



ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ
ΕΥΛΟΓΙΟΥ ΚΟΥΡΠΑΛΑ
ΛΑΤΡΙΩΤΟΥ
ΑΥΣΩΝ ΑΡΙΘ

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande

1

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohlthat ansuchte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es sahen, verdroß es, aber niemand konnte erraten, warum der arme Mann den Stein aufhob und ohne ein Wort zu sagen in die Tasche steckte, und niemand dachte daran, daß er ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das tat er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenzug und wurde deswegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem rätselhaften Stein in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt

5





hob er ihn schon in die Höhe, um ihn wieder nach seinem
Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geist

gewarnt, ließ er ihn wieder fallen und ging mit einem bewegten Gesicht davon.

Daraus kann man lernen: erstens, man soll im Glück nicht übermütig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen sein. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nutzen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden“. Zweitens, man soll seinem Feind keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon ging, sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feind auszuüben, solange er reich und glücklich war, das war töricht und gefährlich; jetzt wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich.“

2

Ein anderer meinte, es sei schön, Gutes zu tun an seinen Freunden und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiderte, das sei schön, an den Freunden Gutes zu tun und die Feinde zu Freunden zu machen.

3

Es ist doch nicht alles so uneben, was die Morgenländer sagen und tun.

Einer, namens Lockmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er ant-



wortete: „Bei lauter unhöflichen und groben Menschen. Ich habe immer das Gegenteil von demjenigen getan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.“

4

Ein anderer entdeckte seinem Freund das Geheimnis, durch dessen Kraft er mit den zanksüchtigen Leuten immer in gutem Frieden ausgekommen sei. Er sagte so: „Ein verständiger Mann und ein törichter Mann können nicht einen Strohhalm miteinander zerreißen. Denn wenn der Tor zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammenkommen, so zerreißen sie eiserne Ketten.“

Geiz und Verschwendung

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützigen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.



Der eine macht sich Feinde; der andere erwirbt Freunde,
die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen;
diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Übels; Verschwendung ist
ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verschwender
die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht;
diesen der Kummer.

Nicht selten wird der jugendliche Verschwender noch
ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler
an verschwenderische und im eigentlichen Sinne lachende
Erben.

Kindesdank und Undank

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam
ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder
ebenso behandelt werden, wie sie einst ihre alten und
kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreif-
lich zu. Die Kinder lernen's von den Eltern; sie sehen's
und hören's nicht anders und folgen dem Beispiel. So
wird es auf die natürlichsten und sichersten Wege wahr,
was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern



Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Tagelöhner täglich um 15 Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit 15 Kreuzern auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittel davon genügen; mit einem Drittel zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittel lege ich auf Kapitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß





sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte

die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein anderer ging mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderbarlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte, in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Borwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem armen, alten Greis sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh schlafen mußte. Der Sohn suchte die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus und befahl seinem zehnjährigen Kind, sie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieser Tücher in einen Winkel verbarg und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum hast du das getan?“ fragte er den Jungen bei seiner Zurück-



kunst. — „Zur Aushilfe für die Zukunft“, erwiderte dieser kalt und bösherzig, „wenn ich Euch, o Vater, auch einmal in das Spital schicken werde.“

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe!

Das wohlfeile Mittagessen

Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darcin. — Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trozig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse für sein Geld. Der Wirt fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? „O freilich ja!“ erwiderte der Gast, „wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld.“ Nachdem er sich alles wohl hatte schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirt, ist mein Geld.“ Der Wirt sagte: „Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Taler schuldig?“ Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Taler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab' ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld.“ — Dieser Einfall war





eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schalk“, erwiderte der Wirt, „und hättet wohl etwas anders verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Bierundzwanzigkreuzerstück dazu. Nur seid stille zur Sache und geht zu

meinem Nachbarn, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso!" Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirt, aus Brotneid in Unfrieden lebte und einer dem andern jeglichen Tödt und Schimpf gerne anzut tat und erwiderte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Türe, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer.“

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

Guter Rat

Was ich jetzt sagen will, wird manchem, der es liest, geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen; aber es ist nicht so; und mancher, der es liest, wird meinen, ich habe ihn leibhaftig gesehen, und es wäre wohl möglich. Doch weiß ich's nicht und will niemand besonders meinen. Es gibt Gegenden in unserm Vaterlande, wo die Männer und Jünglinge im ganzen recht gesund und stark aus-



sehen, wie es bei guter Arbeit und einfacher Nahrung möglich und zu erwarten ist. Sie haben eine gesunde Gesichtsfarbe, eine starke Brust, breite Schultern, guten Wuchs, kurz, der ganze Körperbau ist wohlproportioniert und tadellos bis unter die Knie. Da kommt's auf einmal so dünn und so schwach bis zu den Füßen hinab, und man meint, die armen Beine müssen zusammenbrechen unter der schweren Last, die sie zu tragen haben. Das wißt ihr wohl: manchem, der sich vor dem Spiegel einbildet, ein hübscher Knabe zu sein, geht es wie dem Pfau, wenn er auf seine Füße schaut, und deswegen zieht ihr die starken ledernen Riemen, mit welchen ihr die Strümpfe unter dem Knie zu binden pflegt, immer fester an und setzt ihn in einen Hinken ein, wo er nie nachgeben kann, damit das Fleisch ein wenig anschwellen, sich herausheben und etwas gleichsehen soll, und eben daher kommt's. Denn der ganze menschliche Körper und alle seine Glieder erhalten ihre Nahrung von dem Blut. Deswegen lauft das Blut unaufhörlich von dem Herzen weg, zuerst in großen Adern, die sich nachher immer mehr in unzählig viele kleine Aderlein verteilen und vielfältigen, durch alle Teile des Körpers bis in die äußersten Glieder hinaus, und kehret alsdann durch andere Aderlein, die wieder zusammengehen, folglich größer und an der Zahl weniger werden, zu dem Herzen zurück, und das geht unaufhörlich so fort, solange der Mensch lebt,





und auf diesem Wege gibt das Blut dem Fleisch, den Knochen und allen Teilen des Körpers ihre Nahrung, ihre Kraft und Ausfüllung und wird selber wieder auf eine andere Art durch tägliche Speise und Trank erhalten und ersetzt. Es geht da fast so zu wie bei einer wohleingerichteten Wasserleitung. Da wird das Wasser aus dem größeren Strom in kleinere Kanäle oder Teiche fortgeleitet. Aus diesen verteilt es sich immer mehr in kleinere Bäche und Bächlein, dann in Aussen, und endlich findet es wieder



jeden Grassalm auf einer Matten, Klee und Habermark, Liebfrauen-Mantelein und was darauf wächst, und gibt ihm seine Erquickung. Aber wo wenig Wasser hin- kommt, da bleiben auch die Pflanzen klein und schlecht; und was kann davor sein? So ist es mit dem mensch- lichen Körper ungefähr auch, und je weniger derselbe durch die Kleidung gedrückt oder eingeengt wird, desto freier und reichlicher kann sich auch das Blut durch seine Adern bewegen, desto besser werden auch alle Teile des Körpers mit dem Wachstum zu ihrer Kraft und Voll- kommenheit gelangen und darin erhalten werden; wenn ihr aber einen Arm oder ein Bein unterbindet und den Blutlauf aufhaltet, so wird auch diesem Glied seine Nahrung entzogen. Das geschieht nun, wenn man von früher Kindheit an die Beine unter dem Knie mit einem ledernen Riemen durch eine Schnalle so fest bindet. Die feinen und größern Adern werden zusammengepreßt, es kann nicht so viel Blut ab- und aufsteigen, als nötig ist; die Knochen kommen daher kaum zu ihrer gehörigen Stärke, und es setzt sich nicht genug Fleisch und Fett um dieselben an. Da zieht man nun den Riemen immer fe- ster an, und das hilft ein wenig zum Schein, macht aber eigentlich nur das Ubel ärger, wie es immer geht, wenn man nur auf den Schein sieht und zur Abhilfe eines Fehlers oder Gebrechens die rechten Mittel nicht zu wis- sen verlangt und mit den nächsten besten sich begnügt.



Mein guter Rat wäre also der: Ihr solltet's machen wie andere vernünftige Leute auch. Man binde die Strümpfe mit geschmeidigern Bändern über dem Knie, oder wenn man bei der alten Weise bleiben will, so ziehe man wenigstens die Riemen nicht fester an, als nötig ist, um die Strümpfe oben zu erhalten. Man muß nie mehr Kraft anwenden und mehr tun, als nötig ist, um seinen vernünftigen Zweck zu erreichen. Besonders müssen die Eltern sogleich darauf sehen, daß ihre Kinder die Strümpfe nicht zu fest binden. Alsdann wird das Blut seinen Weg schon finden und den Gliedern die Nahrung und Stärke geben, die ihnen gebührt. Dies ist mein guter Rat, und wer keinen Glauben daran hat, der frage nur einen Arzt oder den Herrn Pfarrer; die müssen's auch wissen. Aber folgen muß man alsdann. Denn wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen.

Nützliche Lehren I

1

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf und tragen es ungeduldiger als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran, der viel zu klagen hat und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Übung im Unglück lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt und doch



nicht fröhlich sein kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er sagt's euch kurz und gut oder gar nicht, dem sucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es wert seid, und ratet und helft ihm, wenn ihr könnt.

2

Ist denn der Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt? Euer bester Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft, und euer Leben lang keine Weizenernte; und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euern Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden ansäet zu rechter Zeit, sein wartet und pfleget, wie sich's gebühret, so steigt im Morgentau und Abendregen doch eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornrosen und mancherlei taubes Gras möchte gern, aber es kann nicht mehr emporkommen. Die gesunde Ahre schwankt in der Luft und füllt sich mit kostbaren Körnern. So ist es mit dem Menschen und mit seinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe sie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine Handvoll Frucht-



halmen gerne verwendet, an den eigenen Kindern sich nicht verdrießen lassen. Man muß dem Unkraut zuvor- kommen und guten Samen, schöne Tugenden in das weiche, zarte Herz hineinpflanzen und Gott vertrauen, so wird's besser werden.

3

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht als das Multiplizieren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Aus- übung davon.

Es kann jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnötigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, tut es und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahr sind es 365 Groschen und in dreißig Jahren 10950 Groschen. Fazit 547 Gulden 30 Kreuzer weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein anderer kann einen Tag in den andern zwei Stun- den unnütz und im Müßiggang zubringen und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das mul- tipliziert sich in einem Jahr zu 730 Stunden und in drei- ßig Jahren zu 21900 Stunden. Fazit 912 verlorne Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 547 Gulden, wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen



oder 10800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde daran zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahr bei guter Zeit wieder daheim sein. Oder wenn er jeden Tag zehn Stunden auf seine Reise verwenden wollte, so könnte er in zehn Jahren zehnmal um die ganze große Erde herumkommen. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wieviel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benützt, besser und vollkommener zu werden und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt.

4

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.





Das Mittagessen im Hof

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderbarlich, und wenn man sie nur immer recht kenne, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte,

nie zu eigensinnig und nie zu nachgiebig, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was tat hierauf der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts dir nichts, der Suppe nach auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war. „Bewegener, was soll das sein?“ fragte der Herr und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte ganz kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht erraten habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!“ – Diesmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lä-



schelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Der kluge Richter

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu tun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Talern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm dein Eigentum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund“, sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Taler in dem Tuch eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Taler. Ihr werdet also wohl eine



Naht aufgetrennt und Eure 100 Taler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran getan. Ich danke Euch." Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Taler als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu tun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Taler seien eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht verfehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und tat hierauf folgenden Ausspruch: Demnach, und wenn der eine von euch 800 Taler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Talern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Taler verloren hat.



Und dir da weiß ich keinen andern Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Taler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

Abendlied

wenn man aus dem Wirtshaus geht

Jetzt schwingen wir den Hut.
Der Wein der war so gut.
Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,
Sein schönster Junker schenkt ihm ein,
Und schmeckt ihm doch nicht besser,
Nicht besser.

Der Wirt, der ist bezahlt,
Und keine Kreide malt
Den Namen an die Kammertür
Und hintendran die Schuldgebührt.
Der Gast darf wieder kommen,
Ja kommen.

Und wer sein Gläslein trinkt,
Ein lustig Liedlein singt
Im Frieden und mit Sittsamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit,
Der Gast darf wiederkehren,
Mit Ehren.



Des Wirts sein Töchterlein
Ist züchtig, schlank und fein,
Die Mutter hält's in treuer Hut,
Und hat sie keins, das ist nicht gut,
Mußt eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

Jetzt Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, so schläft er noch.
Wir finden Weg und Haustür doch,
Und schlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

Mancherlei Regen

Der beste Regen ist doch immer der, mit welchem der Himmel unsere Felder und Weinberge tränkt und den Segen fruchtbarer Zeiten sendet. Aber was sagen wir dazu, wenn Schwefel oder Blut regnet, wenn Frösche, Steine oder gar Soldatenhüte regnen?

a) Schwefelregen

Nach den Gewittern im Frühjahr, wenn sie mit starken Regengüssen verbunden waren, sieht man oft am Rande der Lachen, die vom stehenden Regenwasser ent-



standen sind, ein gelbes Pulver, das wie kleingeriebener Schwefel aussieht. Nun meinen ohnehin noch viele Leute, daß die Gewitter von schweflichten Dünsten entstehen, die sich in den Wolken erzeugen, und bilden sich alsdann fest ein, es sei mit dem Regen solcher Schwefel vom Gewitter herabgefallen, und denken daran, daß ja auch schon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorra. Allein fürs erste wohnen wir gottlob! nicht in Sodom und Gomorra. Für das andere kann manchmal etwas so oder so aussehen, und es ist doch etwas anders, wie man schon oft mit Schaden erfahren hat. Und so ist auch das gelbe Pulver auf den Regenpfützen kein Schwefel; auch wenn es sich am Feuer entzündet, nicht, sondern Blütenstaub von den Bäumen. In den Tulipanen stehen inwendig im Ring herum sechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein schwarzer Staub sitzt. Wer daran riecht, bekommt daher eine schwarze Nase. Auf den Lilien ist er schön gelb, und wer an eine weiße Lilie oder Ilge riecht, bekommt davon eine gelbe Nase. Das ist Blütenstaub. Er findet sich in allen Blumen und in allen Blüten, denn er ist unentbehrlich und notwendig, wenn aus der Blüte Frucht und Samen entstehen soll. Wenn es nun im Frühjahr, wo die Bäume blühen, starke Regengüsse gibt, so schwemmt der Regen diesen Staub von den Blüten ab, und dies ist auch eine Hauptursache, warum kein gutes Obstjahr zu erwarten



ist, wenn es viel in die Blüten geregnet hat. Wo nun viel solcher blühenden Bäume beisammen stehen, da schremmt auch der Regen viel solchen Blütenstaub herab. Dieser sammelt sich alsdann wieder auf der Erde und bleibt liegen, wenn das Wasser verdunstet, und das ist der vermeintliche Schwefelregen. Im Sommer und Spätjahr, wo doch die Gewitter meistens heftiger sind, wird niemand mehr etwas von Schwefelregen sehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Äpfel, Nüsse, Eicheln usw. von den schweren Ästen der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

b) Blutregen

Im Frühjahr und im Sommer kann es wohl geschehen, daß man hie und da viel rote Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet, auf dem Laub oder auf Gegenständen von hellerer Farbe wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Tuch, das zum Bleichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber etwas Unglaubliches als etwas Natürliches glaubt, so faßt man's kurz und sagt, es habe Blut geregnet, und das bedeute Krieg.

Allein, wie nicht alles Schwefel ist, was gelb aussieht, so ist auch nicht alles Blut, was eine rote Farbe hat. Diesmal geht die Sache so zu. Aus einem kleinen



Ei, das den Winter über irgendwo an einer Hecke oder an einem Baumzweig klebte, brütet im Frühjahr die Sonnenwärme ein kleines, lebendiges Räuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn sich die Raupe groß und rund gefressen hat, kriecht sie irgendwo in die Höhe, wenn sie nicht schon oben ist, hängt sich mit dem Hintertheil des Körpers fest, mit dem Kopfe abwärts, streift die Raupenhülle ab und verwandelt sich in eine eckige Gestalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man sieht dem Ding nicht an, was es sein und werden soll. Aber wieder nach kurzer Zeit spaltet sich die Haut, und es kommt etwas mit kleinen, zusammengeschrumpften Flügeln und einem dicken, unförmigen Hinterleib hervor, dem man wohl ansieht, daß es gern ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, wo es stille sitzen bleibt, sind die schönen, farbigen Flügel gewachsen und ausgebreitet. Aus dem Hinterleib gehen sechs bis acht rote Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen; alsdann ist der Sommervogel gemacht und flattert leicht und fröhlich in der Luft herum und von Blume zu Blume. Das kann der liebe Gott: aus einer häßlichen und verachteten Raupe einen schönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahr mit Gespinnst überzogen sind, in welchem viele Tausend solcher Eier verborgen sein können, da brütet auch die Sonnenwärme alle auf



einmal aus. Alle, die davonkommen, können daher auch, wenn sie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Vollkommenheit erreichen, zu gleicher Zeit sich in Puppen verwandeln und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Puppe zurückkehren. Wo nun viele dergleichen nahe beisammen sind, da geben sie auch viele rote Tropfen von sich, ehe sie davonsfliegen. Hundert in einem Garten können schon 600 bis 800 Tropfen geben, und das ist alsdann der eingebildete Blutregen.

c) Froschregen

Man spricht auch von einem Froschregen. Aber das wird noch niemand gesehen haben, daß es Frösche aus der Luft herab regnete. Die Sache verhält sich ganz kurz so: Im Sommer, bei anhaltend trockner Hitze, zieht sich eine Art von Landfröschen in benachbarte Wälder und Buschwerke zurück, weil sie dort einen kühleren und feuchteren Aufenthalt haben, und verhalten sich ganz stille und verborgen, so daß sie niemand bemerkt. Wenn nun ein sanfter Regen fällt, so kommen sie in zahlreicher Menge wieder hervor und erquickten sich in dem nassen, kühlen Gras. Wer alsdann in einer solchen Gegend ist und auf einmal so viele Fröschelein sieht, wo doch kurz vorher kein einziges zu sehen war, der kann sich nicht vorstellen, wo auf einmal so viele Frösche herkommen; und da bilden sich einfältige Leute ein, es habe Frösche



geregnet. Denn aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigsten Dinge gelten, als daß man sich die Mühe gibt, über die vernünftigen Ursachen dessen nachzudenken oder zu fragen, was man nicht begreifen kann.

d) Steinregen

Aber mit dem Steinregen ist es etwas anders. Das ist keine Einbildung. Denn man hat darüber viele alte, glaubwürdige Nachrichten und neue Beweise, daß bald einzelne schwere Steine, bald viele miteinander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen sind. Die älteste Nachricht, welche man von solchen Ereignissen hat, reicht bis in das Jahr 462 vor Christi Geburt. Da fiel in Thrazien oder in der jetzigen türkischen Provinz Numili ein großer Stein aus den Lüften herab, und seit jener Zeit bis jetzt, also in 2267 Jahren, hat es, soviel man weiß, 38mal Steine geregnet. Zum Beispiel im Jahr 1492 am 4. November fiel bei Ensisheim ein Stein, der 260 Pfund schwer war. Im Jahr 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von 200 und 300 Pfund. Nun kann man denken, von alten Zeiten sei gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, ob's wahr sei? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben diesen alten Nachrichten Glauben. Denn noch im Jahr 1789 und am 24. Juli 1790 fielen in Frankreich und am 16. Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, das



heißt, hoch aus der Luft herab. Und den 26. April 1803 kam bei dem Ort l'Uigle im Orne-Departement in Frankreich ein Steinregen von 2000–3000 Steinen auf einmal mit großem Getöse aus der Luft. Es wurde ein Gelehrter von Paris dahin gesendet, der Zeugnisse darüber abhörte, die Steine sah und untersuchte und alles richtig erfand und bezeugte. Woher nun solche Steine kommen oder wie sie sich in der Luft, wo doch keine Berge und Steinbrüche sind, erzeugen können, darüber können die Gelehrten bis auf diese Stunde noch keine sichere Auskunft geben. Denn auch diese wissen freilich noch lange nicht alles. Einige vermuteten sogar, daß solche Steine aus dem Mond herab zu uns kommen. Was wohl für ein mutwilliger Schleuderer dort sitzen mag!

e) Hutregen

Am unbegreiflichsten ist es, daß es einmal Soldatenhüte soll geregnet haben. Ein Bürger aus einem kleinen Landstädtchen irgendwo in Sachsen soll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg auf seinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel stürmisch; er hörte ein entferntes Donnern; die Luft verfinsterte sich; eine große schwarze Wolke breitete sich am Himmel aus, und ehe der gute Mann es sich versah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward schwarz, und der Eigen-





tümer desselben hatte unter vielen Hunderten die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte, was geschehen war, brachte zum Beweis davon so viele Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Ortes mag keine Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exerziert hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine sogenannte Windsbraut, riß den meisten die Hüte von den Köpfen, wirbelte sie in die Höhe über den Berg hinüber

und ließ sie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indessen gehört doch eine starke Windsbraut und folglich auch ein starker Glaube dazu.

Zwei Erzählungen

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten spaßhaften Einfall wieder zur Besinnung können gebracht werden, das haben wir im alten Kalender an dem Herrn gesehen, der die Suppenschüssel aus dem Fenster warf, und an seinem witzigen Bedienten. Das nämliche lehren folgende zwei Beispiele.

Ein Gassenjunge sprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbeiging, um einen Kreuzer an, und als dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreuzer, zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher, der dies liest, wird denken, das zu lernen sei keinen Heller, noch weniger einen Kreuzer wert, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr wert, als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiß man auch, vor was man sich zu



hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt hatte, den dritten und vierten und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststück nicht herausrücken wollte, ging doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverschämten Burschen und Betteljungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seid“, schrie jetzt der Junge, „schon so alt und noch so unverständlich! Hab' ich Euch nicht versprochen, zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht sechs Kreuzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu. Was schlägt Ihr mich denn?“ So unangenehm dem Ehrenmann dieser Vorfall war, so sah er doch ein, daß der listige Knabe recht und er selber unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sich's zur Warnung, nimmer so aufzufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, sei wohl sechs Kreuzer wert gewesen.

In einer andern Stadt ging ein Bürger schnell und ernsthaft die Straße hinab. Man sah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu tun habe. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewalttätiger Mann muß gewesen





sein, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. —
„Wo geht Ihr hin so eilig?“ sprach er zu dem Bürger.
Dieser erwiderte ganz gelassen: „Gnädiger Herr, das
weiß ich selber nicht.“ — „Aber Ihr seht doch nicht aus,

als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wölltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben.“ — „Das mag sein“, fuhr der Bürger fort, „aber wo ich hingeh, weiß ich wahrhaftig nicht.“ Das verdroß den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böses ausüben wollte, das er nicht sagen dürfe. Kurz, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingeh, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Straße weg in das Gefängnis führen zu lassen. Das half alles nichts; und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, diesen widerspenstigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: „Da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die reine, lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wissen, daß ich in den Turm gehen werde, — und weiß ich denn jetzt gewiß, ob ich drein geh?“ — „Nein“, sprach jetzt der Richter, „das sollt Ihr nicht.“ Die wichtige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit und ließ den Mann ruhig seinen Weg geh.

Es ist doch merkwürdig, daß manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunend weise und verständig hält.



Nützliche Lehren II

1

Es sagt ein altes Sprichwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein paar dazusetzen: Selber Achtung geben macht verständig. Und selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nötig ist, sondern andere tun läßt, was er selber tun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

2

Ein anderes Sprichwort heißt so: Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Das sagt mancher und versteht's nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen. Denn er ist mit Ketten der Finsternis in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt und sich dasselbe in Gedanken vorstellt oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man tut's. Soll der böse Feind nicht kommen, so mal ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht tun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.



Einmal ist keinmal. Dies ist das verlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: „Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen.“ Und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

Nun kommen zwei Sprichwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin.“ Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Wonichtsis, weil



es ihm nie der Mühe wert war, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen und nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden.“ Er hielt das wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zuteil geworden war, zu Rat und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdienten Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

Die Spinnen

1

Die Spinne ist ein verachtetes Tier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel: die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren



Fäden hängenbleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen und nimmt doch das Netz nicht in acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke geraten will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Tier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man



ihnen an ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2

Das mag alles gut sein, denkt wohl mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und lauft davon oder zertritt sie mit den Füßen, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unseren Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die sie aufs Brot streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst tun diese Tierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zuleide. Im Gegenteil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das geringste, daß sie hie und da einer Stubensfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rat. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer, sehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich werden und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnen-



gewebe überzogen und glänzen im Morgentau? Da geht manches Mücklein zugrunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Ort, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Tier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu tun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen. Wenn es aber



voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

3

Daß es mancherlei Tiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch viel mehr im trockenen, warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht erraten, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig viel kleinen, schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wieviel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nämliche tun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten, heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermütig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Taran-



tella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Übertreibung dabei und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Tier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tötet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Nun, worüber soll man sich denn am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

Der schlaue Husar

Ein Husar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jetzt auf der Straße entgegenging, 100 Gulden für geliefertes Heu eingenommen hatte und heimtragen wollte. Deswegen bat er ihn um ein kleines Geschenk zu Tabak und Branntwein. Wer weiß, ob er mit ein paar Baken nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und beteuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreuzer im nächsten Dorfe



ausgegeben und nichts mehr übrig habe. „Wenn's nur nicht so weit von meinem Quartier wäre“, sagte hierauf der Husar, „so wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du hast nichts, ich hab' nichts, so müssen wir den Gang zum heiligen Alfonsus doch machen. Was er uns heute beschert, wollen wir brüderlich teilen.“ Dieser Alfonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heilige Alfonsus habe ihn noch in keiner Not stecken lassen, daß dieser selbst anfang, Hoffnung zu gewinnen. Vermutlich war in der abgelegenen Kapelle ein Kamerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des Alfonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt“, sagte er seinem Begleiter ins Ohr, „jetzt hat mir der Heilige gewunken.“ Er stand auf, ging zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinernen Lippen und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt: in meiner Tasche müsse er schon stecken.“ Er zog auch wirklich zum Erstaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und teilte ihn versprochenemmaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Land-





mann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die Probe noch einmal machte. Alles ging das zweitemal wie das erste. Nur kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alfonsus auf einmal geschenkt. In deiner Tasche müssen sie stecken.“ Der arme Bauer wurde todesbläß, als er dies hörte, und wiederholte seine Versicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe. Allein der

Husar redete ihm zu, er sollte doch nur Vertrauen zu dem heiligen Alfonsus haben und nachsehen. Alfonsus habe ihn noch nie angeführt. Wollte er wohl oder übel, so mußte er seine Taschen umkehren und leer machen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorschein, und hatte er vorher dem schlauen Husaren die Hälfte von seinem Gulden abgenommen, so mußte er jetzt auch seine hundert Gulden mit ihm teilen, da half kein Bitten und kein Flehen.

Das war fein und listig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.

Sommerlied

Blaue Berge!

Von den Bergen strömt das Leben.
Keine Lust für Mensch und Vieh;
Wasserbrunnlein spät und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!

Grüner Klee und Dolden schießen;
An der Schmehle schlank und fein
Glänzt der Tau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.



Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn und Pflaum gedelhen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Ahre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide;
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

Herzensfrieden,
Wollt' ihn Gott uns allen geben!
O dann ist die Erde schön.
In den Gründen, auf den Höhen
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Überziehn den Himmelsbogen,



Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

Rote Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur.
Bange harret die Kreatur.
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,
Wer es hat und wer's bewachtet,
In den Blick vom Weltgericht
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Der Zahnarzt

Zwei Tagdiebe, die schon lange miteinander in der Welt herumgezogen, weil sie zum Arbeiten zu träg oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Not, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten und nicht geschwind wußten, wo nehmen. Da gerieten sie auf folgenden Einfall. Sie bettelten vor einigen Haustüren Brot zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten



nämlich und drehten aus dem Weichen desselben lauter kleine Kügelein oder Pillen und bestreuten sie mit Wurm- mehl aus altem, zerfressenem Holz, damit sie völlig aus- sahen wie die gelben Arzneipillen. Hierauf kauften sie für ein paar Bazen einige Bogen rotgefärbtes Papier bei dem Buchbinder (denn eine schöne Farbe muß ge- wöhnlich bei jedem Betrug mithelfen). Das Papier zer- schnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun ging der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den Roten Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmütig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halbblaut für sich und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehr- lichen Landleute und Bürger, die im Wirtshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz ent- seßlich Zahnweh haben müsse. Aber was war zu tun? Man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wie- der vergehen werde, trank sein Gläslein fort und machte seine Marktaffären aus. Indessen kam der andere Tag- dieb auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der zweite durch das Win- seln des erstern, der im Winkel saß, aufmerksam zu wer- den schien. „Guter Freund“, sprach er, „Ihr scheint wohl





Zahnschmerzen zu haben?" und ging mit großen, aber langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Schnauzius Rapunzius von Trafalgar“, fuhr er fort. Denn solche fremde, volltönige Namen müssen auch zum Betrug behilflich sein wie die Farben. „Und wenn Ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt“, fuhr er fort, „so soll es mir eine schlechte Kunst sein, Euch mit einer, höchstens zweien von Euern Leiden zu befreien.“ – „Das wolle Gott“, erwiderte der andere Halunk. Hierauf zog

der saubere Doktor Rapunzius eines von seinen roten Päcklein aus der Tasche und verordnete dem Patienten, ein Kügelein daraus auf den bösen Zahn zu legen und herzhast darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den andern Tischen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei, um die Wunderkur mit anzusehen. Nun könnt ihr euch vorstellen, was geschah. Auf diese erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr tat er einen entsetzlichen Schrei. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz, sagte er, sei jetzt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freuden auf, wischte den Angstschweiß von der Stirne weg, obgleich keiner dran war, und tat, als ob er seinem Netter zum Danke etwas Namhaftes in die Hand drückte. — Der Streich war schlau angelegt und tat seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortrefflichen Pillen haben. Der Doktor bot das Päcklein für 24 Kreuzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich gingen jetzt die zwei Schelmen wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als sie wieder zusammenkamen, über die Einfalt dieser Leute und ließen sich's wohl sein von ihrem Geld.

Das war teures Brot. So wenig für 24 Kreuzer bekam man noch in keiner Hungersnot. Aber der Selbstver-



lust war nicht einmal das Schlimmste. Denn die Weichbrotkügelein wurden natürlicherweise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für 24 Kreuzer aus der eigenen Tasche machte.

Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorspiegelungen jedes hergelaufenen Landstreichers traut, den man zum erstenmal in seinem Leben sieht und vorher nie und nachher nimmer; und mancher, der dieses liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch schon gewesen.“

Nützliche Lehren III

1

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antwortet.“ Das muß zweimal wahr sein. Fürs erste kann gar wohl der einfältigste Mensch eine Frage tun, worauf auch der weiseste keinen Bescheid zu geben weiß. Denn Fragen ist leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter ist als Geben, Rufen leichter als Kommen. Fürs andere könnte manchmal der Weise wohl eine Antwort geben, aber er



will nicht, weil die Frage einfältig ist oder wortwüchtig, oder weil sie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den verständigen am Schweigen. Da heißt es alsdann: Keine Antwort ist auch eine Antwort. Von dem Doktor Luther verlangte einst jemand zu wissen, was wohl Gott vor Erschaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch getan habe. Dem erwiderte der fromme und wüthige Mann: in einem Birkenwald sei der liebe Gott gefessen und habe zur Bestrafung für solche Leute, die unnütze Fragen tun, Nuten geschnitten.

2

„Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet und nicht abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchturm stand. So ist Rom entstanden. Was du zu tun hast, mach's auch so!

3

„Frisch gewagt, ist halb gewonnen.“ Daraus folgt: „Frisch gewagt, ist auch halb verloren.“ Das kann nicht



fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man auch die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Überlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintenach, wenn man sein mutiges A gesagt hat, ein besonnenes B und ein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Mut zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst und fangst nie an, oder du hast schon angefangen und es reut dich wieder und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren“.

4 -

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieses wahre Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: „Manches glänzt nicht und ist doch Gold“, und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut-eingerichteten Gewerbe kann viel Geld stecken, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt just auch nicht, und ist noch mehr als Goldes wert. Oft ist gerade da am



wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Mut. Wer viel von seinen Talern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Sester) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schächtelein voll zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

Das wohlbezahlte Gespenst

In einem gewissen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es ist ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bei nasser Witterung schlüpfrig und ungangbar sind, ging man immer tiefer in den Acker hinein und zertrat dem, Eigentümer die Saat, so daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer schmaler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil wußte nun der beschädigte Mann sich wohl zu helfen. Er gab untertags, wenn er sonst nichts zu tun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverständiger Mensch diesen Weg kam, der lieber seine Schuhe als seines Nachbars Gersteisaat schonte, so lief er schnell hinzu und pfändete ihn oder



tat's mit ein paar Ohrfeigen kurz ab. Bei Nacht aber, wo man noch am ersten einen guten Weg braucht und sucht, war's nur desto schlimmer, und die Dornenäste und Rippen, mit welchen er den Wandernden verständlich machen wollte, wo der Weg sei, waren allemal in wenig Nächten niedergerissen oder ausgetreten, und mancher tat's vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas anders zustatten. Es wurde auf einmal unsicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg ging. Bei trockenem Wetter und etwas hellen Nächten sah man oft ein langes, weißes Gespenst über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder sehr finster war, hörte man im Beinhaus bald ein ängstliches Stöhnen und Winseln, bald ein Klappern, als wenn alle Totenköpfe und Totengebeine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, sprang bebend wieder zur nächsten Kirchhostüre hinaus, und in kurzer Zeit sah man, sobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verschwunden war, gewiß keinen Menschen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verständiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe sich an diesem Ort verspätete und den nächsten Weg nach Haus doch über diesen verschrienen Platz und über den Gerstenacker nahm. Denn ob ihm gleich seine Freunde die Gefahr vorstellten und lange abwehrten, so sagte er doch am Ende: „Wenn es ein Geist ist, geh' ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den näch-





sten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böses getan, und ein Geist, wenn's auch der schlimmste unter allen wäre, tut mir nichts. Ist's aber Fleisch und Bein, so habe ich zwei Fäuste bei mir, die sind auch schon dabei gewesen." Er ging. Als er aber auf den Kirchhof kam und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter sich ein klägliches Achzen und Stöhnen, und als er zurückschaute, siehe, da erhob sich hinter ihm, wie aus einem Grabe heraus, eine lange, weiße Gestalt. Der Mond schimmerte blaß über die Gräber. Totenstille war rings umher, nur ein paar Fledermäuse flatterten vorüber. Da war dem guten Mann doch nicht wohl zumute, wie er nachher selber gestand, und



wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Gespenst hätte vorbeigehen müssen. Was war nun zu tun? Langsam und stille ging er seines Weges zwischen den Gräbern und manchem schwarzen Totenkreuz vorbei. Langsam und immer ächzend folgte zu seinem Entsetzen das Gespenst ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber so geht es. Kein Betrüger ist so schlau, er ver-rätet sich. Denn sobald der verfolgte Ehrenmann das Gespenst auf dem Acker erblickte, dachte er bei sich selber: Ein rechtes Gespenst muß wie eine Schildwache auf seinem Posten bleiben, und ein Geist, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht aufs Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Mut, drehte sich schnell um, faßte die weiße Gestalt mit fester Hand und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burschen am Brusttuch habe, der noch nicht auf dem Kirchhof daheim sei. Er fing daher an, mit der andern Faust auf ihn loszutrommeln, bis er seinen Mut an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch selber nicht sah, wo er hinschlug, so mußte das arme Gespenst die Schläge annehmen, wie sie fielen.

Damit war nun die Sache abgetan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigentümer des Gerstenackers ein paar Wochen lang mit blauen und gelben Bieraten im Gesicht herumging und von dieser



Stunde an kein Gespenst mehr auf dem Kirchhof zu sehen war. Denn solche Leute wie unser handfester Ehrenmann, das sind allein die rechten Geisterbanner, und es wäre zu wünschen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelhans ebenso sein Recht und seinen Meister finden möchte.



Der vorsichtige Träumer

Es gibt doch einfältige Leute in der Welt. In dem Städtlein Wiltisbach im Kanton Bern war einmal ein Fremder über Nacht, und als er ins Bett gehen wollte und ganz bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte sie an, band sie mit den Strumpfbändeln an den Füßen fest und legte sich also in das Bett. Da sagte zu ihm ein anderer



Wandersmann, der in der nämlichen Kammer über Nacht war: „Guter Freund, warum tut Ihr das?“ Darauf erwiderte der erste: „Wegen der Vorsicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glascherbe getreten. So habe ich im Schlaf solche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß schlafen möchte.“



Mißverständnis

Im 90er Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französischen Schildwachen, auf dieser Seite von schwä-

bischen Kreisoldaten besetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache herüber: „Filul Filul!“ Das heißt auf gut deutsch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Urges, sondern meinte, der Franzose frage: Wieviel Uhr? und gab gutmütig zur Antwort: „Halber vieri.“

Die Eidechsen

1

Daß viele Menschen sich vor den Schlangen fürchten, davonspringen oder sie des Lebens berauben, das ist noch wohl begreiflich, weil man sie für gefährlich hält und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige totschiägt, als von einer giftigen sich beißen läßt. Aber warum sind viele Leute sogar den Eidechsen feind, diesen unschuldigen Tieren, die niemand beleidigen, niemand schaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem sie von allerlei kleinen Insekten oder sogenanntem Ungeziefer sich nähren? Höchstens können sie euch ein wenig erschrecken, wenn ihr so in euren stillen Gedanken dahin wandelt und auf einmal etwas im Laub rauscht. Aber wer ein gutes Gewissen hat, muß sich gewöhnen, nicht vor allem zu erschrecken. Wer ein böses Gewissen hat, dem ist freilich in diesem Punkt übel raten.



Der Wind im Wald, das Laub am Baum
Sauft ihm Entsetzen zu.

Nun, alle Leute sind so furchtsam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht und überall in der mannigfaltigsten Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird, bleibt auch wohl ein verständiger Mann einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd an der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter, riecht an seinem Frühlingsstrauß und kann sich nicht genug erschauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott sorgt auch für diese Tiere. Sie haben nicht genug Wärme in sich, um den Winter über dem Boden auszuhalten; auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüsch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen sich daher und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Kalender wissen sie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tieferdringende Frühlingssonne auch dieses Geschöpf aus seinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, ist schon für alles gesorgt, was zu seines Le-



bens Nahrung und Notdurst gehört. — Bekanntlich haben nicht alle diese Tiere einerlei Farbe; aber eine Art derselben muß um ihrer Nahrung willen sich am meisten aus dem dunkeln Gebüsch heraus ins Grüne wagen. Darum ist auch ihre Farbe grün. In dieser Farbe wird sie im Gras weder von den Tieren, welchen sie nachstellt, so leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr selber aufs Leben geht.

2

Es gibt auch zweierlei Eidechsen im Wasser, nur nennt man sie anders, und diese sind zum Schwimmen abgerichtet. Selbst auf dem Grund der klaren Brunnensquellen findet man sie oft und darf sich deswegen vor dem Wasser nicht scheuen. Auch diese sind nicht giftig und teilen dem Wasser keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeister als ein gutes Zeichen. Solch ein Tierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein heimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- oder untergehen, erfährt nichts davon, daß die französische Revolution ein Ende hat und jetzt Krieg in Polen ist, weiß nicht, ob's noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt gibt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Element des Lebens froh und hat keine Klage und keine Langeweile.



An der großen, schwarz- und gelbgefleckten, warzigen und schmutzigfeuchten Eidechse, die man den Salamander oder Gelben Molch nennt, hat niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn, wenn er einen Menschen erblickt. Denn selten kommt er unangefochten davon. Er hält sich nur an dunkeln, feuchten und kühlen, auch niedrigen Orten auf, und das beste ist, daß man ihn dort sitzen lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhast in die Hände nehmen. Er tut euch gewiß nichts Leides.

3

Wer sich aber mit Recht vor den Eidechsen fürchten oder eine Heldentat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Krokodil ist nichts anders als eine 20 bis 50 Fuß lange Eidechse. Davor muß jedermann Respekt haben. Oben braun oder schwarzgefleckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um und tötet einen Menschen mit einem Schlag. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Aegypten, und geht ans Land, frißt Fische und andere Tiere, Buben und Mägdelein,



auch erwachsene Agypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umbrechen. Mit einem glücklichen Seitensprung ist man außer Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie die Gänseeier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer ägyptischen Raçe gefressen. Auch von Menschen werden sie aufgesucht und zerstört oder gegessen. Wohl bekomm's!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Wasser, sondern auch in der Luft Eidechsen gebe, nämlich solche, die da fliegen, wird mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen spricht, die auf hohen Felsen und in alten, zerstörten Bergschlössern hausen und feuerspeiend durch die Luft schießen, Brunnen vergiften, den Reiter und das Roß mit Sporn und Hufeisen Schluck und Druck verschlingen, das findet man schon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf bis zum Nagel des Zehens über die Haut läuft, wenn man's hört.

Bei allem dem muß so viel wahr bleiben, daß es in Asien und andern Weltteilen Eidechsen von ein bis anderthalb Fuß Länge gibt, die auf Bäumen leben wie bei uns der Laubfrosch und durch Hilfe von häutigen Auswüchsen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen und von einem Baum auf den andern schiefen



können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, sind unschädlich und leben wie andere Eidechsen von Insekten. Andere Basilisken und Drachen gibt es in Asien nicht, außer unter den Menschen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte und giftige Verleumdungen und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch schon in Europa und am Rhein will viele gesehen haben.



Unglück der Stadt Leiden

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Jänner des Jahres 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland und hatte vor diesem Tag elftausend Häuser,



welche von 40 000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf wie alle Tage; der eine betete sein Das walt' Gott, der andere ließ es sein, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich's schmecken wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als nachmittags der Zeiger auf dem großen Turm auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten Langeweile und saßen im Wirtshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Türe —, und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah), in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und tot unter diesen



Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zugrunde; Menschen und Tiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wütete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Öl und Tran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man denn auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Toten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbnis konnten abgeholt werden. Viele Hilfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland ist, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hilfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Toren und vor allen Seehäfen donnert.



Fliegende Fische

Im Meere gibt es Fische, welche auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sei erdichtet, weil bei uns so etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, wo er keinen andern Vogel als Meisen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennenlernen, so würde er es ebenso unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, wo Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen; und doch können wir dieses auf unserm Gewässer alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Weltteilen seien. Sie sind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen.

Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt eine Ente freilich nicht ebenso wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Bewandnis. Die Flossfedern an der Brust dieser Tiere sind sehr lang und mit einer weiten Haut überzogen. Durch deren Hilfe kann sich der Fisch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Aber erstlich, das tut nicht länger gut, als diese Haut naß ist. Sobald sie trocknet, fällt der Fisch ins Wasser zurück. Zweitens, er geht nicht



aus dem Wasser ohne Not, fliegt nicht spazieren für Kurzweil oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt und kann ihm nicht mehr anderst entrinnen, und darin ist er klüger als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat. Denn der Fisch sagt: Man muß seiner Natur und seinem Stand getreu bleiben, solange man kann, kein Wagstück treiben, wenn's nicht sein muß, nicht oben zum Fenster hinauspringen, wenn die Türe offensteht.

Solche fliegende Fische geben nun den Schiffahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen naheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute und zieht sie wieder in das Wasser hinab. Oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen. Denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser her und hin und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, solange diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht und kommen ihr Lebenlang nimmer ins Wasser. Und dazu lachen die Schiffer.

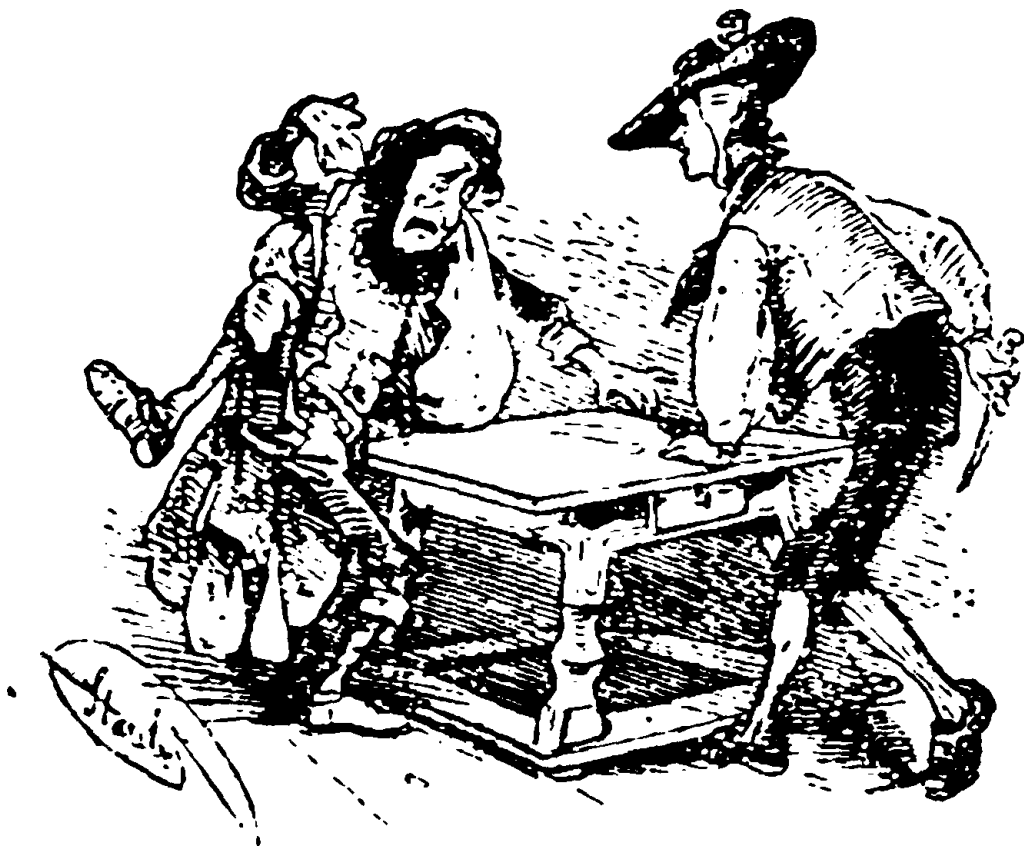


Merke: Solcher Spaß, bei dem man aber oft lieber weinen als lachen möchte, ist manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu sehen, wenn zwei Brüder oder Verwandte oder Bundesgenossen Prozeß und Streit miteinander führen und kommt ein dritter dazu und beraubt beide des Vorteils, den jeder von ihnen allein haben wollte und keiner dem andern gönnte. Merke: Wann die Fische im Meer Händel haben, ist's lauter Freude für die losen Vögel in der Luft.

Schlechter Gewinn

Ein junger Kerl tat vor einem Juden gewaltig groß, was er für einen sicheren Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach spalten könne mit einem Zug. „Ja gewiß, Mauschel Abraham“, sagte er, „es soll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut.“ Die Wette galt, denn der Jude hielt so etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgesetzt auf den Tisch. Der junge Kerl zog sein Messer und hieb und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeschicklichkeit das Schwarze vom Nagel und das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit einem Zuge rein von dem Finger weg. Da tat der Jude einen





lauten Schrei, nahm das Geld und sagte: „Du weih, ich hab's gewonnen.“

An diesen Juden soll jeder denken, wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe wert ist.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch schon so sagen können! Ein General meldete einmal seinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal so siege, so komme ich allein heim!“ Das heißt mit anderm Worte auch: „D weih, ich hab's gewonnen!“

Der wohlbezahlte Spaßvogel

Wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus. Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum besten haben. Er sprach also zu ihm: „Weißt du auch, Mauschel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Eseln reiten müssen?“ Dem hat der Jude also geantwortet: „Wenn das ist, artiger Herr, so wollen wir zwei auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seid.“

Eine sonderbare Wirtszech

Manchmal gelingt ein mutwilliger Einfall, manchmal kostet's den Rock, oft sogar die Haut dazu. Diesmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drei lustige Studenten auf einer Reise keinen roten Heller mehr in der Tasche hatten, alles war verjubelt, so gingen sie doch noch einmal in ein Wirtshaus und dachten, sie wollten sich schon wieder hinaushelfen und doch nicht wie Schelmen davonschleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirtin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Mutes und führten miteinander ein gar gelehrtes Gespräch, als wenn die Welt schon viele tausend Jahre alt wäre und noch ebenso lang stehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahres alles wieder so



komme und sei, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor sechstausend Jahren auch gewesen sei. „Ja“, sagte endlich einer zur Wirtin — die mit einer Stickerei seitwärts am Fenster saß und aufmerksam zuhörte —, „ja, Frau Wirtin, das müssen wir aus unsern gelehrten Büchern wissen.“ Und einer war so keck und behauptete, er könne sich wieder dunkel erinnern, daß sie vor sechstausend Jahren schon einmal da gewesen seien, und das hübsche, freundliche Gesicht der Frau Wirtin sei ihm noch wohlbekannt. Das Gespräch wurde noch lange fortgesetzt, und je mehr die Wirtin alles zu glauben schien, desto besser ließen sich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Brezel schmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide stand. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, rückten sie mit der List heraus, worauf es abgesehen war.

„Frau Wirtin“, sagte einer, „es steht diesmal um unsere Bagen nicht gut, denn es sind der Wirtshäuser zu viele an der Straße. Da wir aber an Euch eine verständige Frau gefunden haben, so hoffen wir als alte Freunde hier Kredit zu haben, und wenn's Euch recht ist, so wollen wir in sechstausend Jahren, wenn wir wiederkommen, die alte Seche samt der neuen bezahlen.“ Die verständige Wirtin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden und freute sich, daß die Herren so vorlieb genommen. Zu gleicher Zeit aber stellte sie





sich vor die Stubentüre und bat, die Herren möchten nur so gut sein und jetzt die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die sie vor sechstausend Jahren schuldig geblieben seien, weil doch alles schon einmal so gewesen sei, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Borgesezte des Ortes mit ein paar braven Männern in die Stube, um miteinander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Bögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amts wegen das Urteil gefällt und vollzogen: Es sei aller Ehren wert, wenn man sechstausend Jahre lang geborgt habe. Die Herren sollten also augenblicklich ihre

alte Schuld bezahlen oder ihre noch ziemlich neuen Ober-
röcke in Verfaß geben. Dies letzte mußte geschehen, und
die Wirtin versprach, in sechstausend Jahren, wenn sie
wiederkommen und besser als jetzt bei Bazen seien, ihnen
alles Stück für Stück wieder zuzustellen.

Dies ist geschehen im Jahr 1805 am 17. April im
Wirtshause zu Segringen.

Seltsamer Spazierritt

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt
seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wan-
derer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr
reitet und laßt Euern Sohn laufen; Ihr habt stärkere
Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ
den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und
sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und
lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere
Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke.
Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist
das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen
Tiere? Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch
beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen selb-
dritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und
in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann
und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen. Ist's nicht





genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?" Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Drei Wünsche

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: wenn man's gut hat, hätt' man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele törichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Liese auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen bayerische Taler kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammertür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Aber so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wunderschöner, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfei Anna Friße, die im kristallinen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut und über



siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr tun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Duzend goldgestickten Kappen, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfei sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang“, sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht.“ Das ist kein Fehler, dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Oldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Waßgeigen, so waren sie jetzt doch recht übel dran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passieren, ehe sie es genug überlegt hätten. „Nun“, sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.“

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann



und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten“, sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas anders zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch getan. — Schnell wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenrot und Rosenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Grundbirn lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre“, sprach er in der ersten Überraschung, auch in aller Unschuld und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen in Mutterleib, und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-schnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß.





Zwei Wünsche waren getan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierat der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie

die Bergfei bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Liese wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Liese nachher wie vorher, und die schöne Bergfei kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfei also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche

Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero Zwei: wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein törichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Eine merkwürdige Abbitte

Das ist merkwürdig, daß an einem schlechten Menschen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet und daß er durch solchen nur ärger geschimpft ist.



Zwei Männer saßen in einem benachbarten Dorfe zu gleicher Zeit im Wirtshaus. Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund wegen allerlei, und sah ihn und den Jltis niemand gern auf seinem Hof. Aber beweisen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwist im Wirtshaus, und im Unwillen und weil er ein Glas Wein zuviel im Kopf hatte, so sagte er zu ihm: „Du schlechter Kerl!“ – Damit kann einer zufrieden sein, wenn er's ist, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, schimpfte auch und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: „Du Spitzbub! du Felddieb!“ – Damit war er noch nicht zufrieden, sondern ging vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geschimpft hatte, übel dran. Leugnen wollt' er nicht, beweisen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, sondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube geheißen habe, und ihm Abbitte tun und dachte bei sich selber: Teurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, so sagte er: „Also einen Gulden kostet es, gestrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen Spitzbuben nennt? Was kostet's denn, wenn man einmal in der Bergeßlichkeit oder sonst zu einem Spitzbuben sagt: Ehrlicher Mann?“ Der Richter lächelte und sagte: „Das kostet nichts, und damit ist



niemand geschimpft.“ Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um und sagte: „Es ist mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!“ Als der erboste Gegner das hörte und wohl merkte, wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen und hielt sich jetzt für ärger beleidigt als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm, er könne jetzt zufrieden sein.

Der schlaue Pilgrim

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der sich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn und laufe geradenwegs zum Heiligen Grab nach Jerusalem, fragte schon in Müllheim an der Post: „Wie weit ist es noch nach Jerusalem?“ Und wenn man ihm sagte: „Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen ist es eine Viertelstunde näher“, so ging er, um auf dem langen Weg eine Viertelstunde zu ersparen, über Mauchen. Das wäre nun so übel nicht. Man muß einen kleinen Vorteil nicht verachten, sonst kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Bazen zu ersparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Bazen sind auch ein Gulden, und wer auf einem





Bege von 700 Stunden nur allemal an fünf Stunden weiß eine Viertelstunde abzukürzen, der hat an der ganzen Reise gewonnen — rechnet selber aus, wieviel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht ebenso, sondern weil er nur dem Müßiggang und guten Essen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr darin bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, sobald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie



ein rechter Pilgrim sein soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen als nahrhafte Kieselsteinsuppen. Wenn er nämlich irgendwo so ein braves Wirtshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krozingen oder den Baselstab in Schliengen, so ging er hinein und bat ganz demütig und hungrig um ein gutes Wassersüpplein von Kieselsteinen, um Gottes willen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirtin zu ihm sagte: „Frommer Pilgram, die Kieselsteine könnten Euch hart im Magen liegen!“, so sagte er: „Eben deswegen! Die Kieselsteine halten länger an als Brot, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn Ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheren wollt, um Gottes willen, so könnt' ich's freilich besser verdauen.“ Wenn aber die Wirtin sagte: „Aber, frommer Pilgram, eine solche Suppe kann Euch doch unmöglich Kraft geben!“, so antwortete er: „Ei, wenn Ihr anstatt des Wassers wölltet Fleischbrühe dazu nehmen, um Gottes willen, so wär's freilich nahrhafter!“ Brachte nun die Wirtin eine solche Suppe und sagte: „Die Lünklein sind doch nicht so gar weich geworden“, so sagte er: „Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet Ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüs darein oder ein Stücklein Fleisch oder beides um Gottes willen?“ Wenn ihm nun die mitleidige Wirtin



auch noch Gemüs und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Vergelt's Euch Gott! Gebt mir jetzt Brot, so will ich die Suppe essen.“ Hierauf streifte er die Ärmel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brot und Wein und Fleisch und Gemüs und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Ärmel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Frau Wirtin, Eure Suppe hat mich rechtchaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schad dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wiederkomme, so will ich Euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Askalon oder eine Rose von Jericho.“

Untreue schlägt den eigenen Herrn

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein Teil der französischen Armee nach Schlessen einrückte, waren auch Truppen vom Rheinischen Bundesheer dabei, und ein bayerischer oder württembergischer Offizier wurde zu einem Edelmann einquartiert und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Mann



gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirt, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirt sagte, daß er das mit Vergnügen tun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Bornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nichts desto lieber, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. „Mein Herr Obrist“, so sprach er mit sichtbarer Unruhe, „warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache wert ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort.“ Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirt immer mehr und mehr in Angst geriet, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. „Was soll das sein?“ sprach der Offizier wie erzürnt zu seinem tod-blaffen Wirt, tat einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frischgemauerte und übertünchte Backsteine zusam-



men, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun freilich sein Eigentum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Teilung ohne Inventarium und ohne Kommissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte: „Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin“, und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nämlich, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Teufel auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was tut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge oder um des Zuchthauses willen tut oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier



ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen und ihm von frischer Hand 100, sage hundert Prügel bar ausbezahlen, lauter gute Baluta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigentum zurück. — Das wollen wir beides gutheißen und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast und jedem Verräter eine solche Belohnung zuteil werden möge.

Jakob Humbel

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Bone-
schwyl im Schweizer Kanton Aargau, kann jedem seines-
gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Bei-
spiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist,
etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu wer-
den, trotz allen Hindernissen am Ende seinen Zweck durch
eigenen Fleiß und Gottes Hilfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünschte von früher Jugend an ein
Tierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mit-
bürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein
Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in seinem 16. Jahr einem
sogenannten Viehdoctor von Mumental in die Lehre,
der aber kein geschickter Mann war.

Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann



einen braven Lehrbrief und wußte alles, was sein Meister wußte, nämlich Tränklein und Salben kochen, auch Pflaster kneten für den bösen Wind, sonst nichts — und das war nicht viel.

Ich weiß einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, zu Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sei's.

Jakob Humbel nicht also. Er ging zu einem andern Blehdoctor in Oberoltern im Emmental noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bei ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief und wußte abermal — nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntniss hatte von der innern Beschaffenheit eines Tieres im gesunden und kranken Zustand und von der Natur der Arzneimittel.

Ich weiß einen, der hätt's jetzt bleiben lassen, wär' eben wieder heimgekommen, wie er fortgegangen, und hätt' sich mit andern getröstet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Fast sah es mit unserm armen Jakob Humbel ebenso aus. Mit bösen Windsalben war wenig Geld, noch weniger Kredit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Tagelöhner, ging in armseliger Kleidung umher, ohne Geld und ohne



Rat, und dennoch hatte er noch immer den Tierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bei Herrn Ringier im Klösterli zu Zofingen. Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn und wurde gütig behandelt wie ein Kind.

Ich weiß einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn mißbraucht, wäre meisterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirt und der Spielmann.

Aber Jakob Humbel wußte mit seinem Verdienst etwas Besseres anzufangen. Oft, wann er bei dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen. Vermutlich hoffte er dadurch auf irgendeine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, noch ein geschickter und braver Tierarzt zu werden. Er ging mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nyon in die Schulanstalt des Herrn Snell und lernte so viel, als in neun Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrat verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er ging zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Diensten, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem andern Herrn wieder etwas Geld und befand



sich im Jahre 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Boneschwyl und trieb mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürich, der recht gut vonstatten ging und seine Barschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff, ins Ausland zu gehen und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu studieren. Da wurde ein Korps von 18 000 Mann helvetischer Hilfstruppen errichtet. Die Gemeinde Boneschwyl mußte acht Mann stellen. Die jungen Burschen müssen spielen: den guten Jakob Humbel trifft das Los, Soldat zu werden.

Ich weiß einen, der hätte gedacht: die Welt ist groß und der Weg ist offen; wär' mit seiner kleinen Barschaft zum Teufel gegangen und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den achten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Humbel liebt sein Vaterland und ist ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, ging zu seinen unsäglichen Schmerzen drauf, und er dachte: jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ist's Mathä am letzten. Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Habschaft in die Tasche, einen Stecken in die Hand und lief eines Gangs, ohne sich umzusehen, nach Karlsruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwischen



den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er: Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der sich wie du von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Karlsruhe ist nämlich eine öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Tierarzneikunst. Die Lehrstunden werden unentgeltlich erteilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrjünger gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Tierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Beruf vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Tier mit andern Augen anschauen als in Mummthal und Emmental, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und bösen Wind vertreiben und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin oder im Wirtshaus zur Stadt Straßburg oder in Klein-Karlsruhe im Wilhelm Tell zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz oder zu Mühlburg im Rappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend ver-



gnügter als der Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik; zumal wenn ihm bei derselben sein Kostgänger einfiel bei den helvetischen Hilfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgelernter Tierarzt mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Karlsruhe freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrat in dem Kanton Aargau geprüft, legte zu jedermanns Erstaunen und Freude die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst — und ist nun nach allen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schönen Ziel seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und angesehensten Tierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich vier, die denken: wenn solcher Mut und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Weißt du was? Nimm Gott zu Hilfe und probiere es noch!

Der fechtende Handwerksbursche in Anklam

Im August des Jahrs 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubentüre und bat um einen Schrypfennig ganz fleißig. Als sich niemand sehen ließ, noch rührte, öffnete



er leise die Türe und ging hinein. Als er aber eine arme und franke Witwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus.

Lieber Leser, denke nicht, der hat's lassen drauf ankommen, ob jemand in der Stube ist, hat seinen Zehrpennig selber wollen nehmen. Sonst mußt du dich schämen und in deinem Herzen einem edeln Menschen Abbitte tun. Denn der Handwerksbursche kam nach ungefähr fünf Stunden wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott! ich kann Euch ja nichts geben. Ich selbst lebe von anderer Menschen Milde und bin jetzt krank.“ Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: Eben deswegen. Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brot darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Art gesammelte kleine Geldstücke. „Das ist für Euch, arme, franke Frau“, sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubentüre zu.

Die Frau war die Witwe eines ehemaligen braven Unteroffiziers namens Laroque bei dem preußischen Regiment von Schönfeld.

Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeschrieben. Ich kann nicht sagen, wie er heißt.





Der Wegweiser

Bekanntlich klagte einst ein alter Schulz von Wasseleheim seiner Frau, daß ihn sein Französisch fast unter den Boden bringe. Er sollte nämlich einem französischen Soldaten, der ausgerissen war, den Weg zeigen, verstand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt und bekam für die beste Meinung Schläge genug zum Dank oder vielmehr zum Undank. Underst sah ein Wegweiser an der württembergischen Grenze die Sache an. Er sollte nämlich im letzten Krieg einem Zug Franzosen den Weg über das Gebirg zeigen, mußte aber kein Wort von ihrer



Sprache als Oui, welches soviel heißt als ja, und Bougre, welches ein Schimpfname ist. Diese zwei Worte hatte er oft gehört und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfänglich ging alles gut, solange die Franzosen nur unter sich sprachen und ihn mit seiner Laterne und drei oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder nebenher gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte ihn einer französisch, ob er auch verstünde, was sie miteinander redeten. Er hätte herzhast sagen dürfen: Nein! Aber eben weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all sein Französisch zusammen und antwortete: „Oui, Bougre“ (Ja, Reher!). Mit einem ellenlangen französischen Fluche riß der Soldat den Säbel aus der Scheide und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbeisausen. „Wie?“ sagte er, „du willst einen französischen Soldaten schimpfen?“ — „Oui, Bougre!“ war die Antwort. Die andern hatten die höchste Zeit, dem erbosten Kameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten weiterkommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Flintenstoß rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sei, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manterlicher sein.



„Oui, Bougre!“ war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerschlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte er ihnen mit lauter „Oui, Bougre“ ans Herz. Endlich kamen sie auf die Vermutung, er sei verrückt (denn daß er Französisch verstehe, hatte er bejaht). Sie nahmen daher auf einem Hofe, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten diesen fort, und er erwiderte den Abschied des einen, daß er sich zum Henker packen sollte, richtig mit „Oui, Bougre“. Als er aber so bald wieder nach Haus kam und sich seine Frau verwunderte, die ihn erst auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, so erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, so daß es ihm fast sei zu arg worden, und wie sie hernach auf dem Birnhauser Hof einen andern genommen und ihn wieder heimgeschickt hätten. Die Franzosen (setzte er treuherzig hinzu) sind nicht so schlimm, als man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann.

. Brotlose Kunst

In der Stadt Aachen ist eine Fabrik, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das ist keine brotlose Kunst. Denn es werden in jeder Woche 200 Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen; Fazit: eine Million, und der Meister Schneider



und die Näherin und jede Hausmutter weiß wohl, wieviel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer auszurechnen, wieviel Geld an den Nacherer Nadeln in der Fabrik selbst und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von 8 bis 10 Jahren.

Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten und wunderte sich, daß es möglich sei, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feinem Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdelein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln ein Loch dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um und zog es durch die Öffnung zu einer artigen Schleife oder, wie man's sonst nennt, Schlupf oder Letsch.

Das war so brotlos eben auch nicht. Denn das Mägdelein bot dieses künstlich geschlungene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen sein. Solch ein kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brot mit Ehren ver-



dienen und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagdieb durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linsen zu werfen. Das war eine brotlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linsenschütz unter anderm nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Papst sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Künsten war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen und machte schon ein paar wunderfreundliche Augen, als der Schatzmeister des Heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zuging, und bückte sich entsetzlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darin? Ein halber Becher Linsen, die ihm der weise Papst zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte darin machen könne.

Glück und Unglück

Auf eine so sonderbare Weise ist Glück im Unglück und Unglück im Glück noch selten beisammen gewesen wie in dem Schicksal zweier Matrosen in dem letzten Seekrieg zwischen den Russen und Türken. Denn in einer Seeschlacht, als es sehr hitzig zuging, die Kugeln sausten,



die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, brach da und dort auf einem Schiff die Flamme aus und konnte nicht gelöscht werden. Es muß schrecklich sein, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod ins Wasser entgegenzuspringen oder im Feuer zu verbrennen. Aber unsern zwei russischen Matrosen wurde diese Wahl erspart. Ihr Schiff fing Feuer in der Pulverkammer und flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matrosen wurden mit in die Höhe geschleudert, wirbelten unter sich und über sich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab und waren noch lebendig und unbeschädigt, und das war ein Glück. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf sie heraus, zogen sie wie nasse Mäuse aus dem Wasser und brachten sie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, so war der Willkomm kurz. Man fragte sie nicht lange, ob sie vor ihrer Abreise von der russischen Flotte schon zu Mittag gegessen hätten oder nicht, sondern man legte sie in den untersten feuchten und dunkeln Teil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Unterdessen sausten die Kugeln fort, die Bretter und Mastbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und pass! sprang auch das türkische Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tausend Trümmern in die Luft. Die Matrosen flogen mit, kamen wieder neben der russischen Flotte ins Wasser herab, wurden eilig von



ihren Freunden hereingezogen und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für diese wiedererhaltene Freiheit und für das zum zweitenmal gerettete Leben mußten diese gute Leute doch ein teures Opfer geben, nämlich die Beine. Diese Glieder wurden ihnen beim Loschnellen von den Ketten, als das türkische Schiff auffuhr, teils gebrochen, teils jämmerlich zerrissen und mußten ihnen, sobald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beide die Operation aus und lebten in diesem Zustande noch einige Jahre. Endlich starb doch einer nach dem andern, und das war nach allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmste.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekanntgemacht, welcher beide Matrosen ohne Beine selber gesehen und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld

Folgende Begebenheit verdient, daß sie im Andenken bleibe, und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

Im verflossenen Winter, als die französische Armee und ein großer Teil der bundesgenössischen Truppen in



Polen und Preußen stand, befand sich ein Teil des badi-
 schen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hers-
 feld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser
 im Anfang des Feldzugs eingenommen und mit Mann-
 schaft besetzt. Da gab es nun von seiten der Einwohner,
 denen das Alte besser gefiel als das Neue, mancherlei
 Unordnungen, und es wurden besonders in dem Ort
 Hersfeld mehrere Widerseßlichkeiten ausgeübt und unter
 andern ein französischer Offizier getötet. Das konnte
 der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er
 mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte, daß
 auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen und ein
 kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzün-
 dete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen da-
 her bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen.
 Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hers-
 feld zu plündern und alsdann an vier Orten anzuzünden
 und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort,
 der viele Fabriken und daher auch viele reiche und wohl-
 habende Einwohner und schöne Gebäude hat; und ein
 Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den
 armen Leuten, den Vätern und Müttern zumute war,
 als sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme
 Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm
 konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran als
 der reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht weg-



führen konnte; und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die Kleinen in den Winkeln auch so gleich als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun, zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Kommandanten in Kassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden, und dies war glimpflich; aber bei der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Mutes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug; die Trommel wirbelte ins Klaggeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelnden eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Kommandant von Hersfeld vor die Reihen seiner badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen und sagte hierauf: „Soldaten! Die Erlaubnis zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied!“ So sprach der Kommandant; und wer jetzt ein Glas voll Wein hat neben sich stehen, der trinke es aus zu Ehren der 'badi-



sehen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Kommandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief; das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zumute wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Kommandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmut danken und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was mancher getan hätte! Aber der Kommandant schlug dasselbe ab und sagte, er lasse sich keine gute Tat mit Geld bezahlen. „Nur zum Andenken von euch“, setzte er hinzu, „erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vorgestellt ist und der heutige Austritt. Dies soll das Geschenk sein, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Krieg mitbringen will.“ Dies ist geschehen in Februar des Jahrs 1807, und so etwas ist des Lesens zweimal wert.

Pieve

Jedermann kennt die Bilder- und Landkartenhändler, die im Land herum ihre Waren, Bildnisse von Heiligen, Bildnisse von Kaisern und Königen und Kriegsschauplätzen, feil tragen. Aber für manchen kommen sie wie die



Storken ins Land, das heißt, er weiß nicht, woher sie kommen. Von Pieve kommen sie, im Kanton Tessino, in Welschtirol, und dieses Pieve dient zum Beweistum, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn auf unverdrossene und sparsame Väter ebenso brave Söhne und Enkel folgen. Und deswegen ist an einem solchen Bildermann mehr zu sehen als an seinen Bildern allen. Pieve hat eine unfruchtbare Gemarkung. Der Boden nährt seine Einwohner nicht. Lange behielten sich daher die armen Leute mühsam und kümmerlich mit einem Handel von Feuersteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Besitzer der berühmten Buch- und Kupferstichhandlung Remondini in Bassano sah, wie unverdrossen und fleißig diese Leute waren, so vertraute er ihnen anfangs schlechte, alsdann immer bessere Kupferstiche und Helgen an, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen sie nun Tirol, die Schweiz und das angrenzende Deutschland, und es ging schon besser. Sie hatten an den gemalten Kaisern und Königen, Propheten und Aposteln selber mehr Freude als an den plumphen Feuersteinen. Sie trugen auch leichter daran und hatten mehr Gewinn. Bald brachten sie es so weit, daß sie den Kupferstichhandel aus dem Fundament verstanden und mit eigenem Gelde treiben konnten. Und was fast unglaublich ist, sie bildeten in kurzer Zeit stehende Handelsgesellschaften in Augsburg, Straßburg, Amsterdam, in



Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm, Warschau und Berlin. In allen diesen und noch mehreren Städten sind sie jahraus jahrein mit großen Vorräten von sehr kostbaren Kupferstichen und Landkarten zu finden. Ja, eine Gesellschaft kam sogar bis nach Tobolsk in Asien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute aus dem armen Dörflein Pieve. Neben diesen stehenden Bilderhandlungen aber durchwandern noch viele andere von ihnen alle Länder von Europa, besonders Deutschland, Polen, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in Pieve kennen diesen Handel und beschäftigen sich damit. Vor der französischen Revolution, als ihre Geschäfte am glücklichsten vorstatten gingen, war zur Zeit des Sommers außer Kindern und alten Greisen keine männliche Person daheim, aber alle kamen mit wohlverworbenem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unterdessen den Feldbau. Seit der Revolution und des Kriegs an allen Enden und Orten hat dieser lebhafteste Handel sehr gelitten. Dennoch hat noch jede Familie von Pieve unaufhörlich einen Mann auf der Reise. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf seinen Zügen, und wird dieser alt, so überläßt er dem Sohn das Geschäft und bringt seine Jahre daheim in Ruhe und Wohlstand und mit Ehren zu.



Das sind nun die Bilderhändler von Pieve. Der Rheinische Hausfreund kennt fast alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen sind, und zieht vor jedem den Hut ab.

Der Rheinländische Hausfreund
spricht mit seinen Landsleuten und Lesern und
wünscht ihnen das neue Jahr

Eigentlich aber ist nicht viel daran zu wünschen, denn es kommt wieder wie allemal von selbst den 31. Dezember 1808, nachts um 12 Uhr, wenn lose Bögel neben dem Durlacher Hofwirthshaus zu Karlsruhe Petarden legen und fast sehr laut sind, die nicht wissen, daß das neue Jahr kommt wie ein Geist, der nicht gern will beschrien sein, wenn er soll viel Gutes bringen. Andre Leute aber schlafen im Schutze Gottes und merken nicht viel davon, wenn die zwei großen Schildwachen sich ablösen in der Mitternacht und geben einander Parole, die niemand versteht. Dagegen streckt der Rheinländische Hausfreund seinen Lesern ins neue Jahr hinein, das selber kommt, die Hand entgegen und wünscht gesunden Leib, gut Gewissen und Zufriedenheit und sagt, daß er dies Jahr seinen Lesern einen Tag abbrechen muß, nämlich den 29. Februar, weil sonst der Zeug für diesen Monat nicht zureicht oder aber die Tage zu kurz ausfallen könnten, wenn 29 wollten daraus gemacht werden. Dagegen verspricht er, fünf-



tig keine fernern Subtraktions-Exempel mehr an der Zeit zu statuieren, sondern alle Jahre 365 Tage ungeschmälert zu liefern und richtig einzuhalten, bis bessere Zeiten kommen, die wieder einen Schalttag ertragen können, und will von Jahr zu Jahr auf allerlei Lehrreiches zu Spaß und Ernst, auch schöne Figuren ferner bedacht sein, untereinander, wie es in der Welt auch zugeht. Einer lacht, der andere weint. Heute Regen, morgen Sonnenschein; und unaufhörlich läutet hie und da die Glocke, dem einen zur Hochzeit, dem andern ins Grab. Und so will der Rheinländische Hausfreund tun zur Erkenntlichkeit, weil er gesehen und große Freude gehabt, daß sein Kalender schon zum erstenmal und fast an allen Orten ist fleißig gelesen worden, und hat hie und da einer gesagt: „Der meint's nicht schlimm mit uns“, und hat in einer Erzählung etwas wie ein kleines Goldkörnlein gefunden und nicht verschmäht. Denn der Rheinländische Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; sitzt in manchem Wirtshaus, und man kennt ihn nicht: geht mit manchem braven Mann einen Sabbaterweg oder zwei, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß er's ist. Zum Exempel, er hat's wohl mit angehört und ist dabei gestanden im letzten Herbst, als die Schwäbin, so ohne Beine auf einem Rößlein in der Welt herumreitet, herwärts der Schorenbruck zwischen Basel und Haltingen



an der Straße saß und prophezeite einer braven Markgräferin, die von Basel kam und bei ihr stand, viel dummes Zeug, was der Komet bedeute. Die Frau hörte zwar aufmerksam zu, was die Hexe sagte, wird aber hoffentlich nichts geglaubt haben. Denn selbiger Wadelsstern mit seinem silbernen Haar hatte nichts mehr zu bedeuten, sondern sollte in Berlin und Polen das große Kriegsunglück und die blutigen Schlachten ankündigen, — kam aber zu spät, wie manchmal ein Feuerreiter, wenn das Häuslein schon verbrannt ist. Denn der Kaiser Napoleon ist so schnell in seinen Unternehmungen und macht so kurzen Prozeß, daß selbst ein Komet nicht geschwind genug zur Sache tun kann, wenn er noch zu rechter Zeit will da sein, und ist dem Hausfreund auch so gungen, hat den preussischen Krieg auch erst angekündet, als er schon vorbei war. Doch wäre dies noch zu verschmerzen, wenn er nur nicht beklagen müßte, daß es mit dem andern Krieg, nämlich wo mit Apfelmüchlein geschossen und kriegsgefangene Kronentaler eingebracht werden, noch nicht recht hat wollen in Gang kommen. Doch wird's mit Gottes Hilfe und unserm eigenen Fleiß etwa besser werden von Jahr zu Jahr, und hat schon diesmal nicht überall gefehlt, wo viel guter Wein gewachsen ist Anno Eintausend Achthundert und sieben, und ein schön Stück Geld daraus gelöst worden. Der Rheinländische Hausfreund weiß auch davon zu sagen und hat je ein Schöpplein



gekauft oder etwas zu Konstanz im Adler, zu Waldshut im Rebstock, zu Lörrach im Goldenen Ochsen (hat nichts gekostet), zu Schopfheim im Pflug, zu Uhenfeld in der Mühle, zu Freiburg im Schwert, zu Offenburg in der Fortuna, zu Kehl im Lamm, zu Ulm bei Lichtenau im Adler, zu Rastatt im Kreuz, zu Durmersheim beim Herr Schlick. In dieser Landschaft ist der Vorfahrer des Hausfreunds sozusagen vogelfrei gewesen, und der Rastatter Hinkende Bot hat allein das Privilegium gehabt, den Leuten die Wahrheit zu erzählen, der arme Teufel auf seinem hölzernen Bein. Jetzt sind der Hausfreund und er rechte gute Freunde und halten friedliche Nachbarschaft, hängen in mancher Stube nebeneinander am nämlichen Nagel, und so sie sich auf der Straße begegnen oder in einer Herberge, reden sie miteinander. Aber den Reutlinger, wenn er ihnen zwischen Licht auf einem Feldweg begegnet, grüßen sie nicht sehr, sondern sagen: „Bleib du in deinem Land, wenn man nicht nach dir schickt, und komm nicht selber, sonst druckt man dir einen Stempel auf das Brusttuch, so 12 Kreuzer kostet.“ — Soweit geht der Vorbericht.



Kanntverstan

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis.

Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Bewunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Waters Haus daheim die Tür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund“, redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?“ — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu tun



hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan“ und schnurrte vorüber. Dies war nur ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann Euch nicht verstehn.

Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ei oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchsechten werde, all diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer und salbeni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann helfe, dem das Meer alle diese Was



ren an das Land bringe. — „Kannitverstan“, war die Antwort.

Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarze verummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel



und bat ihn treuherzig um Erlöse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein“, sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ — „Kannitverstan!“ war die Antwort.

Da fielen unserm guten Tüttlinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal



schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan“, rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute.“ Mit diesem Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans



Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht achtgab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwerfallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

Schlechter Lohn

Als im letzten Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigentum weggenommen und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht, doch nicht alles. Ein großer Vorrat von königlichem Bauholz blieb lange unerraten und unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Untertanen, dachte: Da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Kommandanten mit schmunzlicher Miene



und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baumstämmen noch da und da beisammen liege, woraus manch Tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der brave Kommandant gab schlechten Dank für die Verrätereie und sagte: „Laßt Ihr die schönen Baumstämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Notwendigstes nehmen. Denn wenn Euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Untertanen, wie Ihr einer seid.“

Das muß der Rheinkändische Hausfreund loben und wollte gern aus seinem eigenen Wald ein paar Stämmelein auch hergeben, wenn's fehlen sollte.

Der kann Deutsch

Bekanntlich gibt es in der französischen Armee viele Deutschgeborene, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken lassen. Das ist alsdann für einen Hauswirt, der seinen Einquartierten für einen Stockfranzosen hält, ein groß Kreuz und Leiden, wenn er nicht französisch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzwedel, der im letzten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ohngefähr ein Mittel, wie man bald dahinterkommt. Es ging so zu. Der Sundgauer parlierte lauter Foudre Diable, forderte mit dem





Säbel in der Faust immer etwas anders, und der Salzwedler wußte nie, was. Hätt's ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da sprang er in der Not in seines Nachbarn Haus, der sein Gevatter war und ein wenig Französisch kann, und bat ihn um seinen Beistand. Der Gevatter sagte: „Er wird aus der Dauphiné sein, ich

will schon mit ihm zurechtkommen.“ Aber weit gefehlt. War's vorher arg, so war's jetzt ärger. Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu befriedigen mußte, so daß er endlich im Unwillen sagte: „Das ist ja der vermaledeiteste Spitzbube, mit dem mich der Bolettenschreiber noch heimgesucht hat.“ Aber kaum war das unvorsichtige Wort heraus, so bekam er von dem vermeinten Stockfranzosen ein ganz entsetzliche Ohrfeige. Da sagte der Nachbar: „Gevattermann! Nun laßt Euch nimmer angst sein, der kann Deutsch.“

Der Fremdling in Memel

Oft sieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren mit einem Schiff aus Westindien an den Küsten der Ostsee ankam. Damals war der russische Kaiser bei dem König von Preußen auf Besuch. Beide Potentaten standen in gewöhnlicher Kleidung, ohne Begleitung, Hand in Hand, als zwei recht gute Freunde beieinander am Ufer. So etwas sieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, sondern ging ganz treuherzig auf sie zu, meinte, es seien zwei Kaufleute oder andere Herren aus der Gegend, und fing ein Gespräch mit ihnen an, war begierig, allerlei Neues zu hören, das seit seiner Abwesenheit sich zgetragen habe. Endlich, da die beiden Monarchen sich



leutselig mit ihm unterhielten, fand er Veranlassung, den einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er sei. „Ich bin der König von Preußen“, sagte der eine. Das kam nun dem fremden Ankömmling schon ein wenig sonderbar vor. Doch dachte er: Es ist möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Kompliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherste und Beste wählen und lieber eine Höflichkeit aus Irrtum begehen als eine Grobheit. Als aber der König weiter sagte und auf seinen Begleiter deutete: „Dies ist Sr. Majestät der russische Kaiser“, da war's doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwei lose Vögel ihn zum besten haben wollten, und sagte: „Wenn ihr Herren mit einem ehrlichen Mann euern Spaß haben wollt, so sucht einen andern, als ich bin. Bin ich deswegen aus Westindien hierher gekommen, daß ich euer Narr sei?“ – Der Kaiser wollte ihn zwar versichern, daß er allerdings derjenige sei. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein russischer Spaßvogel möget Ihr sein“, sagte er. Als er aber nachher im Grünen Baum die Sache erzählte und andern Bericht bekam, da kam er ganz demütig wieder, bat fußfällig um Vergebung, und die großmütigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.





Das seltsame Rezept

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Rezept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann



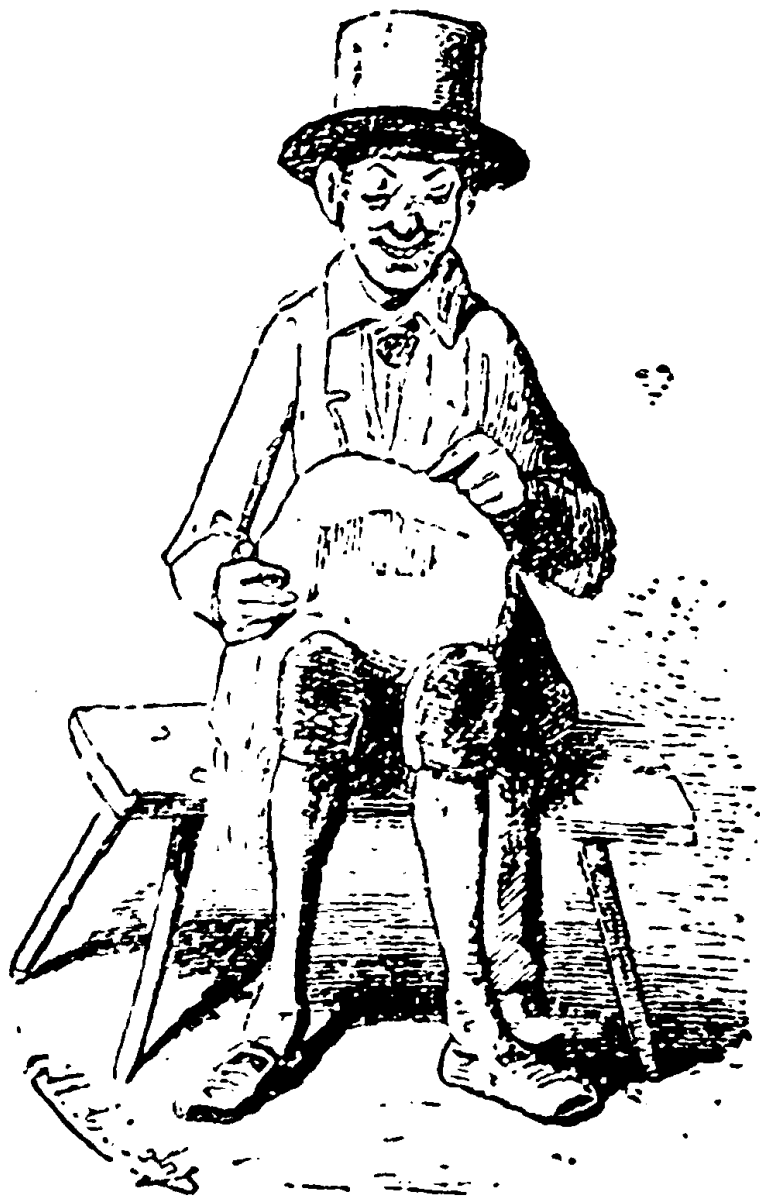
von einem entlegenen Hof eines Tags mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große, tannene Stubentüre ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und sagte: „Was wollt Ihr da, guter Freund, mit Eurer Stubentüre? Der Schreiner wohnt um zwei Häuser links.“ Dem sagte der Mann, der Doktor sei bei seiner kranken Frau gewesen und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Tinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stubentüre geschrieben, und nun soll der Herr Apotheker so gut sein und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut getan hat. Wohl dem, der sich in der Not zu helfen weiß.

Einfältiger Mensch in Mailand

Ein einfältiger Mensch in Mailand wollte sein Haus verkaufen. Damit er nun um so eher davon los werden möchte, brach er einen großen Stein aus demselben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wird, und setzte sich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam und fragte ihn: „Was habt Ihr denn feil?“, so sagte er: „Mein





zweistöckiges Haus in der Kapuzinergasse. Wenn Ihr Lust dazu habt — hier ist ein Muster."

Der nämliche sagte einmal bei einer Gelegenheit, als von der Kinderzucht die Rede war: „Es ist ein Glück für meine Kinder, daß ich keine habe. Ich könnte so zornig werden, daß ich sie alle totschrüge."



Der Barbierjunge von Segringen

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirtshause zu Segringen ein Fremder von der Armeekorps an, der einen starken Bart hatte und fast wunderbarlich aussah, also daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirt, eh er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt Ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?“ Der Wirt sagt ja und holt den Barbierer. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine feigliche Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl' ich Euch vier Kronentaler. Wenn Ihr mich aber schneidet, so stech' ich Euch tot. Ihr wäret nicht der erste.“ Wie der erschrockene Mann das hörte (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht verriet wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch), so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das nämliche. Wie der Gesell das nämliche hört, springt er ebenfalls fort und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld und denkt: Ich wag's. Geratet es, und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für vier Kronentaler einen neuen Rock auf die Kirchweih kaufen und einen Schnepfer. Geratet's nicht, so weiß ich, was ich tue, und rasiert den Herrn. Der Herr hält ruhig





still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zundel oder Fließpapier darauf zu tun wäre und nicht um vier Kronentaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut und dachte doch, als er fertig war: Gottlob!

Als aber der Herr aufgestanden war und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte und gibt dem



Jungen die vier Kronentaler, sagt er zu ihm: „Über junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben, mich zu rasieren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen.“ Der Lehrling aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht erstochen, sondern wenn Ihr gezuckt hättet und ich hätt' Euch ins Gesicht geschnitten, so wär' ich Euch zuvorgekommen, hätt' Euch augenblicklich die Gurgel abgehauen und wäre auf- und davongesprungen.“ Als aber der fremde Herr das hörte und an die Gefahr dachte, in der er gefessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronentaler extra und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich tot, wenn du mich schneidest.“

Merkwürdige Gespenstergeschichte

Verwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schillingen, so ein schöner, braver Ort ist. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen den Rossen und erzählte einem Grenzacher folgende Geschichte, die ihm selber begegnet ist.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kommt er auf den späten Abend in einen Flecken,

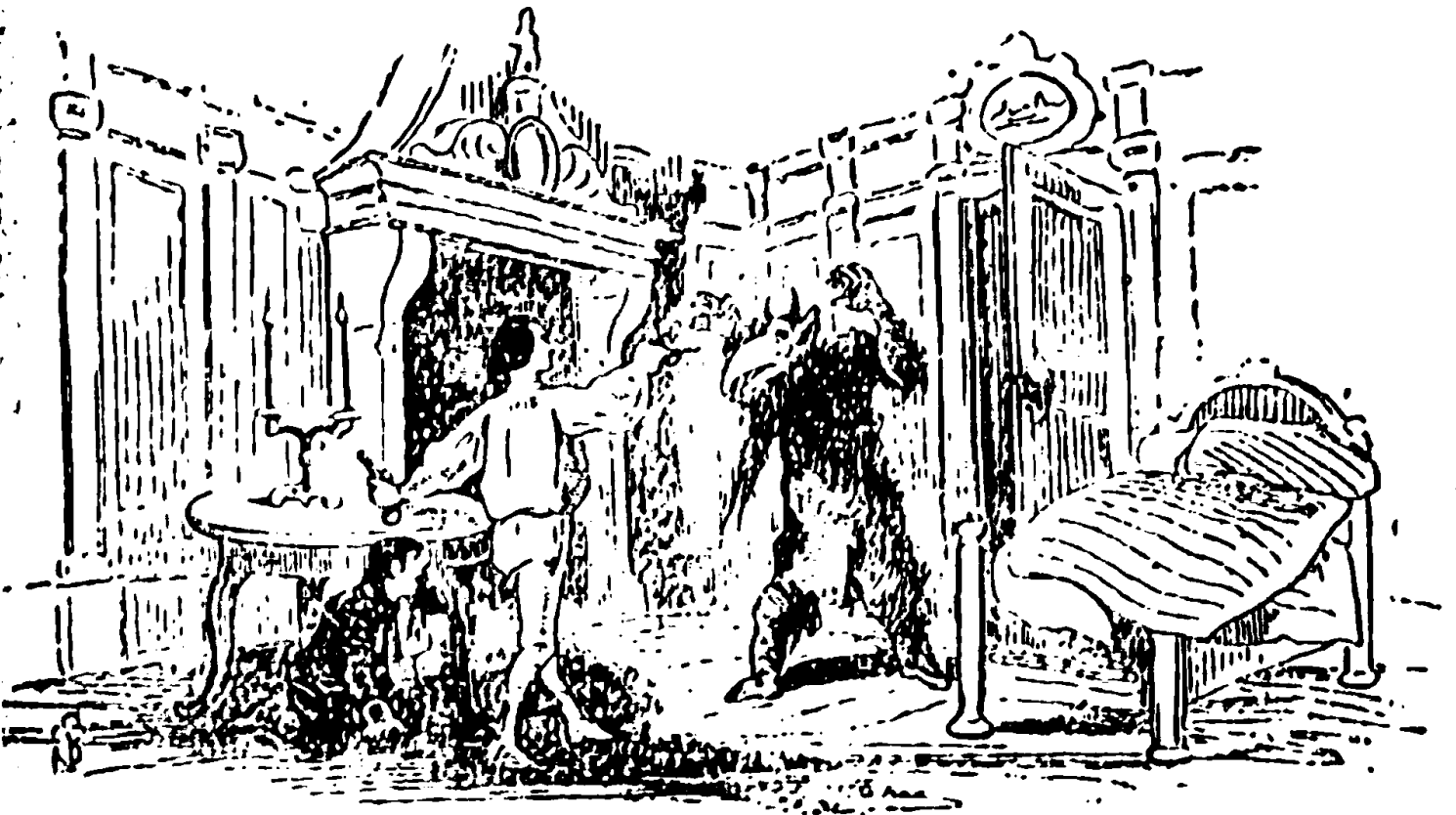


wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein sauberes Schlößlein stand, und will über Nacht bleiben. Der Wirt sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen einer gerichtet und seien schon drei Scharfrichter bei ihm über Nacht. So erwidert der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich schon hineinlassen und ein leeres Bett für mich haben.“ Der Wirt sagt: „Manch schönes Bett mit seidenen Umhängen steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern, und die Schlüssel hab' ich in Verwahrung. Aber ich will es Euch nicht raten. Der gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüthen im Schlößlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben; und wer seitdem in das Schlößlein gekommen ist, der geht zum zweitenmal nimmer hinein.“ Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: „Ich will's probieren.“

Trotz aller Widerrede mußte ihm der Wirt den Schlüssel geben, und nachdem er sich mit dem Nötigen zu einem Gespensterbesuch versehen hatte, ging er mit dem Bedienten, so er bei sich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten, was geschieht. Zu dem Ende



stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein Paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den Rheinländischen Hausfreund, so in Goldpapier eingebunden an einem roten, seidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hing, und beschaute die schönen Bilder.



Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchturm sich rührte und die Glocke zwölf schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopste es dreimal stark an die Türe, und eine fürchterliche Gestalt mit schwarzen, schielenden Augen, mit einer halbellenlangen Nase, fletschenden Zähnen und einem



Becksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach und brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephistopholes. Willkommen in meinem Palast! Und habt Ihr auch Abschied genommen von Frau und Kind?“

Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Sehen an über den Rücken hinauf bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephistopholes mit fürchterlichen Grimassen und hochgehobenen Knien gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt ist's einmal so, und stand herzhast auf, hielt dem Ungetüm die Pistole entgegen und sprach: „Halt, oder ich schieß'!“ Mit so etwas läßt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schießen will, so geht's nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist, sondern den Schuß. Aber Mephistopholes hob drohend den Zeigefinger in die Höhe, kehrte langsam um und ging mit ebenselchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort.

Als aber der Fremde sah, daß dieser Satan Respekt vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt ist keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht und ging dem Gespenst, das langsam einen Gang hinabschritt, ebenso langsam nach, und der Bediente sprang,



so schnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus und ins Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharrichtern über Nacht sein als bei den Geistern. — Aber auf dem Gang auf einmal verschwindet der Geist vor den Augen seines kühnen Verfolgers und war nicht anterst, als wär' er in den Boden geschlupft. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu sehen, wo er hingelommen, hörte auf einmal unter seinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerflam entgegenkam, und er glaubte selber, jetzt geh' es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehn Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeschädigt auf einem Haufen Heu in einem unterirdischen Gewölb. Aber sechs kuriose Gesellen standen um ein Feuer herum, und der Mephistopholes war auch da. Allerlei wunderbares Geräte lag umher, und zwei Tische lagen gehaut voll funkelnder Köpfeintaler, einer schöner als der andere.

Da merkte der Fremde, wie er daran war. Denn das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, so alle Fleisch und Wein hatten. Diese benutzten die Abwesenheit des Zwingherrn, legten in seinem Schloß ihre verborgenen Münzstöcke an und waren vermutlich von seinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten; und damit sie ihr heimlich Wesen ungestört und unbeschrien treiben konnten, singen sie den



Gespenssterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde so vergelstert, daß er zum zweitenmal nimmer kam. Aber jetzt fand der verwegene Reisende erst Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen und daß er den Vorstellungen des Wirts im Dorf kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finsternes Gehalt geschoben und hörte wohl, wie sie Kriegsrecht über ihn hielten und sagten: „Es wird das beste sein, wenn wir ihn umbringen und danach verlochen.“ Aber einer sagte noch: „Wir müssen ihn zuerst verhören, wer er ist, und wie er heißt, und wo er sich her schreibt.“

Als sie aber hörten, daß er ein vornehmer Herr sei und nach Kopenhagen zum König reise, sahen sie einander mit großen Augen an, und nachdem er wieder in dem finstern Gewölb war, sagten sie: „Jetzt steht die Sache lez. Denn wenn er gemangelt wird und es kommt durch den Wirt heraus, daß er ins Schloß gegangen ist und ist nimmer herausgekommen, so kommen über Nacht die Husaren, heben uns aus, und der Hanf ist dies Jahr wohl geraten, daß ein Strick zum Henken nicht viel kostet.“ Also kündigten sie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verraten wolle, und drohten, daß sie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben lassen; und er mußte ihnen auf den Eid hin sagen, wo er wohne. Er



sagte: „Neben dem Wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden.“ Danach schenkten sie ihm Burgunderwein ein zum Morgentrunf, und er schaute ihnen zu, wie sie Rößleintaler prägten bis an den Morgen.

Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinabschien und auf der Straße die Geißeln knallten und der Kuhhirt hürnte, nahm der Fremde Abschied von den nächtlichen Gesellen, bedankte sich für die gute Bewirtung und ging mit frohem Mute wieder in das Wirtshaus, ohne daran zu denken, daß er seine Uhr und seine Tabakspfeife und die Pistolen habe liegen lassen. Der Wirt sagte: „Gottlob, daß ich Euch wieder sehe, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Wie ist es Euch gegangen?“ Aber der Reisende dachte: Ein Eid ist ein Eid, und um sein Leben zu retten, muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn man's nicht halten will. Deswegen sagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete und der arme Sünder hinausgeführt wurde, so lief alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er nachher reinen Mund und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein Paar neue, mit Silber eingelegte Pistolen von großem Wert, eine neue goldene Uhr mit kostbaren Demantsteinen besetzt, eine türkische Tabakspfeife mit einer goldenen Kette daran und eine



seidene, mit Gold gestickte Tabaksblase und ein Brieflein drin. In dem Brieflein stand: „Dies schicken wir Euch für den Schrecken, so Ihr bei uns ausgestanden, und zum Dank für Euere Verschwiegenheit. Jetzt ist alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt.“

Deswegen hat's der Herr dem Grenzacher erzählt, und das war die nämliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storken zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum geben.

Gute Antwort

Wer ausgibt, muß auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirtshaus vorbei, der einen stattlichen Schmerbauch hatte, also daß er auf beiden Seiten fast über den Sattel herunterhängte. Der Wirt steht auf die Staffel und ruft ihm nach: „Nachbar, warum habt Ihr denn den Zwerchsaß vor Euch auf das Roß gebunden und nicht hinten?“ Dem rief der Reitende zurück: „Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinten gibt es Spitzbuben.“ Der Wirt sagte nichts mehr.





Drei Wünsche

Diesmal ist aber die Frau Anna Friße nicht dabei, auch riecht es nicht nach Rosenduft und Morgenrot, sondern nach Klingelberger und nach Kalbfleisch in einer sauren Brühe. Drei lustige Kameraden saßen beisammen zu Kehl im Lamm, und als sie das Saueressen verzehrt hatten und noch eine Flasche voll Klingelberger miteinander tranken, sprachen sie von allerlei und fingen zuletzt an zu wünschen. Endlich wurden sie der Rede eins, es sollte jeder noch einen fernhaften Wunsch tun, und, wer



den größten Wunsch hervorbringe, der soll frei ausgehen an der Zechen.

Da sprach der erste: „So wünsch' ich dann, daß ich alle Festungsgräben von ganz Straßburg und Kehl voll feiner Nähadeln hätte und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Malterfäcke nähen, und wenn ich dann jeden Malterfack voll doppelte Dublonen hätte, so wollte ich zufrieden sein.“

Der zweite sagte: „So wollt' ich denn, daß das ganze Straßburger Münster bis unter die Krone des Turmes hinauf voll Wechselbriefe vom feinsten Postpapier läge, so viel darin Platz haben, und wäre mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld verschrieben, als in allen deinen Malterfäcken Platz hat, und ich hätt's.“

Der dritte sagte: „So wollt' ich denn, daß ihr beide hättet, was ihr wünscht, und daß euch alsdann beide in einer Nacht der Henker holte, und ich wär' euer Erbe.“

Der dritte ging frei aus an der Zechen.

Der Husar in Melße

Als vor achtzehn Jahren die Preußen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie auch nicht daran, daß sich das Blätt-





lein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Besuch wettmachen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preussischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein bares



Geld, so viel war, und viel Geldeswert, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Überzug und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn kniend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stoßt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dolman fest und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in den Sodbrunnen, so im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neiße in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen. Allein was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein; ein junger Sergeant wird abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise die Türe auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände ineinandergelegt und seufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte oder so etwas, und sah



nicht, daß jemand in der Stube ist. Die Frau aber ging leise auf ihn zu und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seid Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Tränen an und sagte, die Überzüge dieses Bettes, in dem er heute nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an alles, und sein Herz sei voll Tränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne und kannte die Überzüge noch, und die roten Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschraf die gute Frau und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Meiße lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf und ließ sich in das Haus des Husaren führen und kannte ihn wieder.

„Denkt Ihr noch daran“, sagte er zu dem Husaren, „wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anslehete, und an meine Schwester?“ Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Kriege nicht alles, wie es soll, und was



der eine liegen lasse, hole doch ein anderer, und lieber nimmt man's selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte, und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Knie nieder und konnte nichts mehr herausbringen als: „Pardon!“, dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon darauf. Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast und ist nimmer davongekommen, das verzeihe dir Gott!“ — Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das geringste zuleide zu tun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zumut, als wenn er vor dem Jüng-



sten Gericht gestanden wäre und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr und soll nach einem Vierteljahr gestorben sein.

Merke: Man muß in der Fremde nichts tun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst.

Ein Wort gibt das andere

Ein reicher Herr im Schwabenland schickte seinen Sohn nach Paris, daß er sollte Französisch lernen und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: „Ei, Hans, wo führt dich der Himmel her? Wie steht es zu Hause, und was gibt's Neues?“ — „Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor zehn Tagen Euer schöner Rabe freiert ist, den Euch vor einem Jahr der Weidgesell geschenkt hat.“

„O das arme Tier“, erwiderte der Herr Wilhelm. „Was hat ihm denn geschelt?“

„Drum hat er zu viel Luder gefressen, als unsere schönen Pferde verreckten, eins nach dem andern. Ich hab's gleich gesagt.“

„Wie! Meines Vaters vier schöne Mohrenschimmel sind gefallen?“ fragte der Herr Wilhelm. „Wie ging das zu?“





„Drum sind sie zu sehr angestrengt worden mit Wasserführen, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen.“

„Um Gottes willen!“ rief der Herr Wilhelm voll Schrecken aus. „Ist unser schönes Haus verbrannt? Wann das?“

„Drum hat man nicht aufs Feuer achtgegeben an Ihres Herrn Vaters seliger Leiche, und ist bei Nacht begraben worden mit Fackeln. So ein Fünklein ist bald verzettelt.“



„Unglückliche Botschaft!“ rief voll Schmerz der Herr Wilhelm aus. „Mein Vater tot? Und wie geht's meiner Schwester?“

„Drum eben hat sich Ihr Herr Vater seliger zu Tod gegrämt, als Ihre Jungfer Schwester ein Kindlein gebar und hatte keinen Vater dazu. Es ist ein Bublein.

Sonst gibt's just nicht viel Neues“, setzte er hinzu.

Moses Mendelssohn

Moses Mendelssohn war jüdischer Religion und Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelssohn gab unter anderem von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf, wie Ihr seid, einem Manne ums Brot dienen muß, der Euch das Wasser nicht bieten kann. Seid Ihr nicht am kleinen Finger gescheiter als er am ganzen Körper, so groß er ist?“



Einem andern hätt' das im Kopf gewurmt, hätte Feder und Tintenfaß mit ein paar Glüchen hinter den Ofen geworfen und seinem Herrn aufgekündet auf der Stelle. Aber der verständige Mendelssohn ließ das Tintenfaß stehen, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an und sprach zu ihm also: „Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen.“

Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler

Als der letzte König von Polen noch regierte, entstand gegen ihn eine Empörung, was nichts Seltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polnischer Fürst, vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20 000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem König selber zu schreiben, entweder um ihn zu betrüben oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern: für den Eurigen gäb' ich keinen roten Heller.“





Teure Eier

Als zu seiner Zeit ein fremder Fürst nach Frankreich reiste, wurde ihm unterwegs öd im Magen und ließ sich in einem gemeinen Wirtshaus, wo sonst dergleichen Gäste nicht einkehren, drei gesottene Eier geben. Als er damit fertig war, fordert der Wirt dafür 300 Livres. Der Fürst fragte, ob denn hier die Eier so rar seien. Der Wirt lächelte und sagte: „Nein, die Eier nicht, aber die großen Herren, die so etwas dafür bezahlen können.“ Der Fürst lächelte auch und gab das Geld, und das war



gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte (es wurde ihm als ein Spaß erzählt), nahm er's sehr übel, daß ein Wirt in seinem Reich sich unterstand, solche unverschämte Überforderungen zu machen, und sagte dem Fürsten: „Wenn Sie auf Ihrer Rückreise wieder an dem Wirtshaus vorbeifahren, werden Sie sehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrscht.“ Als der Fürst auf seiner Rückreise wieder an dem Wirtshaus vorbeifuhr, sah er keinen Schild mehr dran, aber die Türen und Fenster waren zugemauert, und das war auch gut.

Die drei Diebe

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben und zu Vers gebracht.

Der Zundelheiner und der Zundelfrieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopuliert war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rote Dieter, hielt's auch mit und war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht und griffen keine Menschen an, sondern visitierten nur so bei Nacht in den Hühnerställen und, wenn's Gelegenheit gab, in den Rüchen,





Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiterzukommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die andern: „Wer ist imstand und holt dem Vogel dort

oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?" Der Frieder wie eine Raçe klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eilein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann“, sagte jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!“ Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden andern sagten: „Der Frieder ist der Meister.“ Der rote Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit euch kann ich's nicht zugleich tun, und wenn's einmal zu bösen Häusern geht und der Letzte kommt über uns, so ist's mir nimmer angst für euch, aber für mich.“ Also ging er fort, wurde wieder ehrlich und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich.

Im Spätjahr, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig achtgeben, wo es liegt. Es hing in der Kammer an der Wand. Als sie



fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andere Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an und sagt: „Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer.“ Die Frau sagt: „Schwäz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen?“ – „Ja so“, sagte der Heiner, „drum bin ich halber im Schlaf“, und ging, holte das Schwein und trug es unbeschrien fort, wußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam und nach dem Säulein greifen will: „Frau“, rief er, „seht haben's die Galgenstricke doch geholt.“ Allein so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte (es war schon weit vom Hause weg), und als er merkte, daß er allein sei, nahm er schnell die Stimme des Frieder an und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müde sein.“ Der Heiner meint, es sei der Bruder, und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehn in den Wald und



ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: „Hab' ich dich wieder, du liebes Säulein!“ und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?“ Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frieder?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an und hätten kein so prasselndes Feuer von buchernen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verzehauen und Kesselfleisch über das Feuer getan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hungerig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schelmen doch.“ Als er sich aber in einen Winkel legte und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so ängstlich seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Kamin herab, spießt das beste Stück im Kessel an und zog's herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte und die Frau immer eifriger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal und zum drittenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jetzt wollen wir anrichten“, da war der Kessel leer und wär' ebenfalls kein so großes Feuer nötig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber beide



schon im Begriff waren, hungrig ins Bett zu gehen, und dachten: Will der Henker das Säulein holen, so können wir's ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer und aus der Kammer in die Stube und brachten wieder, was sie gemaust hatten. Jetzt ging ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sei das letztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein wegging und zum zweitenmal im Dorf die Hahnen krächten und von weitem der Hund des Meßgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des roten Dieter sagte: „Jetzt ist's einmal Zeit ins Bett“, kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Rößleins und holten den Bündelheiner und den Bündelrieder in den Turm und in das Zuchthaus.

Suwarow

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch tun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Suwarow, den die Türken und Polacken, die Italiener und die



Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Kommando. Aber was das Bornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Kommando, als wenn er ein anderer und nicht der Suwarow selber wäre, und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dies und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wütend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienst etwas versehen hatte, und fing schon an ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn übernehmen lassen.“ Sogleich ließ Suwarow nach und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, so muß man gehorchen.“

Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne

Der große Kaiser Napoleon brachte seine Jugend als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege, die er führte, und seine Taten. Da er gerne Obst aß, wie die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin daselbst manchen schönen Wagen von ihm zu lösen. Hatte er je einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als



er die Schule verließ, um nun als kenntnisreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr noch einige Taler schuldig. Und als sie das leztemal ihm einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süßer Trauben brachte: „Fräulein“, sagte er, „jezt muß ich fort und kann Euch nicht bezahlen. Aber Ihr sollt nicht vergessen sein.“ Aber die Obstfrau sagte: „Oh, reisen Sie wegen dessen ruhig ab, edler junger Herr. Gott erhalte Sie gesund und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann!“ —

Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jezt betrat, kann doch auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zulezt das erkenntliche Gemüt ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General und erobert Italien. Napoleon geht nach Agypten, wo einst die Kinder Israel das Zieglerhandwerk trieben, und liefert ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrt mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück und wird Erster Consul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen sein!“

Aber ein Wort, noch immer so gut als bares Geld und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal



erwartet wurde, er war aber in der Stille schon dort und mag wohl sehr gerührt gewesen sein, wenn er da an die vorige Zeit gedachte und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit und durch so viele Gefahren unverseht bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte, da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirne wie einer, der sich auf etwas besinnt,



nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, so ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Türe führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin, kniete und ein sparsames Abendessen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?“ so fragte der Kaiser. — „Ei ja!“ erwiderte die Frau, „die



Melonen sind reif“, und holte eine. Während die zwei fremden Herren die Melone verzehrten und die Frau noch ein paar Meiser an das Feuer legte: „Kennt Ihr denn den Kaiser auch, der heute hier sein soll?“ fragte der eine. — „Er ist noch nicht da“, antwortete die Frau, „er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war.“ — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?“ — „Ja freilich, er hat alles ordentlich bezahlt.“ Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, Ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder Ihr müßt ein schlechtes Gedächtnis haben. Fürs erste, so kennt Ihr den Kaiser nicht. Denn ich bin's. Fürs andere hab' ich Euch nicht so ordentlich bezahlt, als Ihr sagt, sondern ich bin Euch zwei Taler schuldig oder etwas“; und in diesem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tisch eintausendundzweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte und die Goldstücke auf dem Tisch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich, wie man ihr auf nebenstehender Abbildung wohl ansehen kann; und die Kinder schauen auch einander an und wissen nicht, was sie sagen sollen. Der Kaiser aber befahl nachher, das Haus niederzureißen und der Frau ein anderes an den nämlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause“, sagte er,



„will ich wohnen, sooft ich nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen.“ Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derselben bereits ehrenvoll versorgt, und der Sohn wird auf kaiserliche Kosten in der nämlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held selber ausgegangen ist.

Weltbegebenheiten

Folgen des Tilsiter Friedens

In der Welt sieht es furios aus. Gestern so, heute anders, und wer weiß, was morgen kommt? Der Friede geht schwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den Frieden, und ist nicht immer gut dabei Gevatter zu stehn. Wohl dem, der von weitem zuschauen kann, wie es manchmal drunter und drüber geht, und muß nicht dabei sein, wenn die langen Messer drein hauen und die großen messingenen Orgelpfeifen brummen, oder wenn die alten Königsthronen schwanken und umfallen.

Rußland ist in dem letzten Frieden zu Tilsit recht gut weggekommen, hat nichts verloren, sondern noch ein ansehnliches Stück von Polen gewonnen, setzte sich in gute Freundschaft mit seinem vorigen Kriegsfeind Napoleon und fing Krieg an mit seinen vormaligen Bundesgez-



nossen, dem König von England und dem König von Schweden.

Preußen, so zu gleicher Zeit Friede machte, hat noch nicht viel davon zu rühmen. Fürs erste hat es müssen hergeben, was sein Bundesgenosse und Mitstreiter, der russische Kaiser, in Polen gewonnen hat, und das große Herzogtum Warschau, hat außerdem verloren das Herzogtum Bayreuth in Deutschland und alles Land herwärts des Elbstroms in Sachsen und Westfalen; muß viel bezahlen und hat wenig; fragt niemand: wo nimmst du's? Armut und Elend nimmt immer mehr überhand. Der König konnte noch nicht wieder in seine Residenzstadt Berlin und in sein Schloß einziehen, weil die französische Generalität noch ihr Hauptquartier daselbst hat, sondern lebt still und eingezogen in Königsberg, schränkt sich ein, so sehr er kann, um seine armen Untertanen zu erleichtern, und weiß doch nicht Rat noch Hilfe zu schaffen.

Aber der schlimmste Unfall war nach dem Frieden zu Tilsit über das Königreich Dänemark verhängt. Wenn man über Frankfurt durch Deutschland fortgeht bis ans Ende, so kommt man endlich an eine Halbinsel im Meer, neben welcher rechts zwei große Inseln und mehrere kleine liegen, dies zusammen ist Dänemark; und wer aus dem großen Meer mit Schiffen nach Schweden, Rußland oder Preußen will, der muß an der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen und an den



dänischen Festungswerken vorbei durch eine Meerenge. Dieses Königreich hatte während der ganzen stürmischen Zeit von 1792 durch seine Lage und die Weisheit seiner Regierung Frieden. Sie lebte niemand zulieb und niemand zuleid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Untertanen zu vermehren, wurde deswegen von allen Mächten respektiert und in Ehren gehalten.

Als aber im Jahre 1807 der Engländer sah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen sei und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und daß die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee Meister sind und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er kein Wort, sondern ließ eine Flotte auslaufen, und niemand wußte, wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand und alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Weil wir so gute Freunde zusammen sind, so gebt uns gutwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Festung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir euch müßten die Stadt über dem Kopfe zusammenschießen.“ Als wenn ein Bürgermann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbarn vor das Bette und sagt:



„Nachbar, weil ich mit meinem Gevattermann einen Prozeß habe, so müßt Ihr mir bis Ausgangs der Sache Eure Rosse in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf nach Freiburg oder nach Rastatt zu den Advokaten reiten, sonst zünd' ich Euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Straße mit meinen Knechten in Euer Kornfeld stehe, auf daß, wenn der Gevattermann auf seinem eigenen Roß zum Hofgericht reiten will, so verrenn' ich ihm den Weg.“ Der Nachbar sagt: „Laßt mir mein Haus unangezündet! Was gehn mich Euer Händel an?“ Und so sagten die Dänemarker auch. Als aber der Engländer fragte: „Wollt ihr gutwillig oder nicht?“ und die Dänemarker sagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!“, so stieg er mit seinen Landungstruppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Batterien auf, führte Kanonen drein und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jetzt sei die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze dänische Nation sagten: „Das Betragen des übermütigen Feindes sei unerhört, und es wäre eine Schande, die der Welt nicht abwaschen könnte, sich durch Drohungen schrecken zu lassen und in seine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein!“ Da fing das fürchterliche Gericht an, das über diese arme Stadt im Schicksal beschlossen war. Denn von abends um sieben Uhr an hörte das Schließen



auf Kopenhagen mit 72 Mörsern und schweren Kanonen die ganze Nacht hindurch, zwölf Stunden lang, nimmer auf; und ein Teufelskind, namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Zerstörungsmittel erfunden, nämlich die sogenannten Brandraketen. Das war ungefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt wurden und vorne mit einem kurzen, spitzigen Pfeil versehen waren. Im Schuß entzündete sich die Materie, und wenn nun der Pfeil an etwas hinsuhr, wo er Habung hatte, so blieb er stecken, manchmal, wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch diese Brandraketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals noch 4000 Häuser, 85965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlösser, 22 Krankenspitäler, 30 Armenhäuser, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken, wie mancher schöne Dachstuhl in dieser angstvollen Nacht zerschmettert wurde, wie manches bange Mutterherz sich nicht zu helfen wußte, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durcheinanderging. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf; und der Engländer fragte, ob sie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Kommandant von Kopenhagen sagte: „Nein.“ Da fing das Schießen nachmittags um vier Uhr von



neuem an und dauerte bis den 4. September mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Kommandant noch nicht wollte ja sagen, fing abends das Feuer wieder an und dauerte die ganze Nacht bis den 5. des Mittags. Da lagen mehr als 300 schöne Häuser in der Asche; ganze Kirchtürme waren eingestürzt, und noch überall wütete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren schon getötet und mehrere schwer verwundet. Ganz Kopenhagen sah hier einer Brandstätte oder einem Steinhäufen, da einem Lazarett und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der Kommandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hilfe und überall nur Untergang und Verderben sah, hat er am 7. September kapituliert, und der Kronprinz hat's nicht einmal gelobt. Das erste war, die Engländer nahmen die ganze Seeslotte von Kopenhagen in Besitz und führten sie weg: 18 Linienschiffe, 15 Fregatten und mehrere kleinere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehemals dem König von Dänemark zum Geschenk gemacht hatte, als sie noch Freunde waren. Diese ließen sie zurück.

Der König von Dänemark schickte sie ihnen aber auch nach und will nichts Geschenktes mehr zum Andenken haben. Im Land selbst und auf den Schiffen hausten die Engländer als böse Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er tut, sondern denkt: wenn sie es nicht



verdient hätten, so führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn sie schifften sich am 19. Oktober wieder ein und fuhren am 21. Oktober mit der dänischen Flotte und dem Raub davon; und der Congreve ist unterwegs ertrunken und hat Frau und Kinder nimmer gesehen. Jetzt halten's die Dänen gemeinschaftlich mit den Franzosen, und Kaiser Napoleon wollte nicht eher mit den Engländern Friede machen, als bis sie die Schiffe wieder zurückgegeben und Kopenhagen bezahlt haben. Dies ist das Schicksal von Dänemark, und die Freunde der Engländer sagen, es sei nicht so schlimm gemeint gewesen. Andre aber sagen, es hätte nicht können schlimmer sein, und die Dänen meinen's auch.

Unter allen Bundesgenossen der Engländer ist der König von Schweden allein standhaft geblieben, ob er gleich an dem Betragen derselben gegen Dänemark keine Freude kann gehabt haben. Darüber hat er schon im Krieg Stralsund und Pommern verloren, und Rußland hat ihn unterdessen in seinem Land angegriffen und ihm in kurzer Zeit die ganze Provinz Finnland weggenommen, und mit den Dänen ist's auf einer andern Seite auch schon losgebrochen, also daß jetzt Schweden in großer Gefahr und Bedrängnis ist. Aber der König bleibt unbeweglich seinem Grundsatz getreu und sagt: er wolle lieber sterben als nachgeben.



England selbst sitzt ruhig auf seiner Insel, sieht den Welthändeln auf dem festen Lande zu und lacht. Denn es kann nicht angegriffen werden, weil das Meer keine Balken hat, und seinen Schiffen geht alles aus dem Weg. Deswegen fängt es der Kaiser Napoleon auf eine andere Art an. Weil England durch den Handel alles bare Geld aus dem festen Lande herüberfischt und seine ganze Macht in seinem ungeheuren Reichthum besteht, so versperret man ihm den Handel. Fast alle Seehäfen des festen Landes sind ihm verschlossen. Alle englischen Waaren sind verboten; wo man sie findet, werden sie weggenommen. Deswegen ist der Zucker und der Kaffee so teuer, und wenn das feste Land es aushaltet in die Länge, so muß England noch ersticken in seinem eigenen Fett.

Auch in Deutschland endlich sind durch den preussischen Krieg und durch den Tilsiter Frieden wichtige Veränderungen vorgegangen. Aus dem ehemaligen Kurfürstentum Sachsen wurde ein Königreich, und der König bekam auch noch das Herzogtum Warschau, welches der König von Preußen in Polen verloren hat. Auch aus der ehemaligen Landgrafschaft Hessen-Kassel und den preussischen Landen herwärts des Elbestroms ist ein neues Königreich Westfalen entstanden, und der König ist des Kaisers Napoleon sein Herr Bruder. Fast alle Länder, die zum ehemaligen Deutschen Reich gehörten, sind dem



Rheinischen Bunde beigetreten; und der Rheinische Bund reicht jetzt von Lörrach bis ans Meer. Das sind die wichtigsten und nächsten Folgen des Friedens von Tilsit bis zum September 1808.

Portugal

In dem verwichenen Jahr sind zwei Könige von ihren Thronen herabgestiegen: der König von Portugal und der König von Spanien.

Wenn man von Basel aus durch die ganze Schweiz reist bis nach Genf, so kommt man nach Frankreich. Wenn man quer durch ganz Frankreich die Reise fortsetzt, so kommt man nach Spanien. Wenn man weiters durch ganz Spanien reist bis an das andere End, so kommt man nach Portugal. Portugal aber ist gegen Sonnenuntergang das letzte Land von Europa am Meer, und man kann von dort aus zu Fuß nimmer weiter. Portugal ist ein kleines, aber gesegnetes Land, und der König hatte noch andere reiche Besitzungen über dem Meere, zum Beispiel das große Land Brasilien in Amerika, von wannen das Brasilienholz gebracht wird zu der roten Tinte. Dieses kleine Königreich Portugal hat keinen andern Nachbar als das große Königreich Spanien. Wenn es also mit diesem in guter Freundschaft steht, so hat es von dem Land her keinen Feind zu fürchten. Allein der schwächere Nachbar traut dem mächtigern nicht, und



wenn Portugal mit Spanien in Unfrieden kam, so hatte es auch nirgendsher Hilfe zu erwarten als vom Meer. Deswegen hielt Portugal von jeher und bis auf die letzte Zeit gute Freundschaft mit England, erstlich, weil England und Spanien nie die besten Freunde miteinander sind, zweitens, weil England das mächtigste Volk ist auf dem Wasser. Da aber der Kaiser Napoleon den großen Plan entworfen hatte, alle Mächte des festen Landes von den Engländern abwendig zu machen und ihren Schiffen und Waren alle Seehäfen zu verschließen, und kurz, es sollte kein Mensch mehr etwas mit ihnen zu schaffen haben, wie wenn sie alle die Naude hätten, so verlangte er, die Portugiesen sollten auch mithalten, und als die Regierung nicht wollte, so schickte er eine Armee unter dem Befehl des Generals Junot durch Spanien nach Portugal. Der sollte der Regierung sagen, wie sie sich zu verhalten habe, und die Seehäfen besetzen, und den Spaniern war es soweit recht. Das ist der nämliche General Junot, der vor wenig Jahren eine Schlacht bei Nazareth im Gelobten Land kommandierte. Denn ein französischer General kommt heutzutage weit in der Welt herum. Da nun England seinen Bundesgenossen in der Not sah, so kam es ihm mit seinen Schiffen zum Beistand, aber wie? Zur Flucht. Denn die königliche Familie wollte den Ausgang der Sache nicht abwarten, sondern verließ ihre Residenzstadt Lissabon, ihr bisheriges



Land und Europa und schiffte sich nach Brasilien ein. Also kam der französische General Junot und nahm dieses Königreich im Namen des Kaisers Napoleon in Besitz und in Verwaltung. Dies ist das Schicksal von Portugal bis zum September 1808.

Spanien

Anders ging es in Spanien selber zu. Dies ist das Land, aus welchem sich unsere spanischen Schafe herdatieren, und wie warm und fruchtbar dort das Erdreich sein muß, ist daraus zu erkennen, daß im schlechtesten Boden, wo wegen Wassermangel sonst nichts gedeihen will, ganze Stunden weit der Rosmarin und Lavendel wild wächst, und wenn den jungen Eseln das Futter nicht schmecken will, so gibt man ihnen Feigen und Pomeranzen, freilich nicht die besten. Ein solches Land verdient von braven und glücklichen Leuten bewohnt zu werden. Allein der Prinz von Asturien, das ist der älteste Sohn des Königs, muß in seiner Kindheit einmal neben die Schule gegangen sein, als das vierte Gebot zergliedert wurde. Denn schon vor einiger Zeit stiftete er eine Verschwörung gegen seinen Vater und gegen den Freund und Minister seines Vaters, den Friedensfürsten, und wollte sich des Throns bemächtigen. Das Vorhaben wurde noch zu rechter Zeit entdeckt. Der Prinz gestand, nannte die Mitschuldigen und erhielt von seinem Vater



Verzählung. Seit dieser Zeit aber herrschte in Spanien keine rechte Sicherheit und Ruhe mehr, französische Kriegsvölker unter den Befehlen des Großherzogs von Berg rückten in das Land, und der Prinz von Asturien, nicht gewarnt durch die Erfahrung, ließ sich von Leuten, die es weder mit ihm noch mit seinem Herrn Vater können gut gemeint haben, zum zweitemal zu einer Verschwörung gegen den König locken.

Diesmal ging die Sache weiter. Es kam zu einem völligen Aufruhr. Die königliche Leibwache und viel Volk schlug sich zu dem Prinzen. Der Friedensfürst wurde beschuldigt, er sei ein Verräter des Vaterlandes. Er wurde gefangengesetzt, mußte viel Mißhandlungen ausstehen und stündlich einen gewaltsamen Tod erwarten. Sein Vermögen wurde eingezogen, sein Palast ausgeplündert und alles zerschlagen. Um größeres Unglück zu verhüten und seine eigene Person zu retten, übergab der König die Krone seinem Sohn und mußte sagen, daß er sie freiwillig niederlege und wegen seiner Gesundheit sich in ein stilles Leben und in eine wärmere Gegend zurückziehen wollte. Darauf wurde sein Sohn zum König erklärt. Allein so etwas kann keine lange Dauer haben und führt zu keinem guten Ende. Der französische Kaiser machte damals eine Reise in seinem Reich und kam bis Bayonne, nahe an der spanischen Grenze. In dieser Stadt sollen vorzeiten die ersten Bajonette gemacht worden sein, und



daher habe sie ihren Namen. Als aber der alte König hörte, daß Napoleon in der Nähe sei, kam er selber nach Bayonne, begab sich in des Kaisers Schutz, sagte, er sei gezwungen worden und protestiere gegen alles. Da machte sich der Prinz von Asturien auf den nämlichen Weg und sagte, er sei in der festen Meinung gewesen, sein Herr Vater habe die Krone freiwillig niedergelegt, sonst hätte er sie nicht angenommen, und er gebe sie hiermit zurück. Allein damit war die Sache nicht abgetan. Denn eine verkehrte That war geschwinder begangen, als wieder gutgemacht. In Spanien und besonders in Madrid gab es unruhige Bewegungen. Ein Teil wollte sich dem alten König nimmer unterwerfen, so wollte der andere den Prinzen nicht anerkennen, und die französischen Truppen waren in der Stadt und rings umher, und eine Partie machte gegen die andere kuriöse Gesichter. Auf einmal bricht in Madrid ein neuer Aufruhr aus (der Bericht darüber lautet vom 2. Mai 1808). Ganze Straßen und Marktplätze füllten sich mit mehr als 20 000 Menschen, die nichts Gutes verkündeten. Mehrere französische Militärpersonen werden angegriffen, der Großherzog von Berg läßt den Generalmarsch schlagen. Man schießt zuerst mit kleinem Gewehr, dann mit Kanonen unter die wilden Haufen. Sie zerstreuen sich, andere fliehen in die Häuser und schießen aus den Fenstern. Man bricht die Türen ein und haut zusammen, was mit Gewehr sich



blicken läßt. Unterdessen bemächtigen sich die Empörer des Zeughauses und wollen 28 Kanonen und 10 000 Flinten zu ihrer Bewaffnung holen. Ein französischer General kommt ihnen über den Hals, und wer im Zeughaus angetroffen wird, muß sterben. Mehrere tausend Bauern waren von den Dörfern zum Tumult beordert worden. Allein in solchen Ernten muß man keine Sichel tragen. Als sie sahen, die Sache gehe schief, wollten sie wieder fliehen. Allein die Kavallerie paßte auf sie an den Thoren; viele wurden zerhauen, und was man mit den Waffen in der Hand gefangen bekam, wurde erschossen. Nach dem Bericht kamen in diesem Aufruhr mehrere tausend Spanier ums Leben. Die Franzosen hatten 25 Tote und gegen 50 Verwundete. Als die Nachricht nach Bayonne kam, war bei der königlichen Familie die Bestürzung groß. Der König und der Kronprinz mußten sich endlich durch die Erfahrung überzeugen, es sei der zerütteten spanischen Monarchie nimmer anders zu helfen, als der Kaiser Napoleon nehme sich ihrer an. Der Kaiser war's zufrieden. Also legten der König und der Prinz die spanische Krone vor Napoleon nieder, entsagten allen ihren Rechten und Ansprüchen darauf. Der Großherzog von Berg wurde Generalleutnant von ganz Spanien, und nach Bayonne hatte der Kaiser eine Versammlung von 150 Rittersn, Geistlichen und Bürgern aus Spanien beordert, um mit ihnen über das Wohl und die neue



Einrichtung von Spanien das Nötige in Richtigkeit zu bringen. In dieser Versammlung wurde nun die neue Verfassung des Königreichs zustande gebracht, und der bisherige König von Neapel zum Regenten dieses Landes erklärt. Dem alten König aber und seiner Familie wurden in Frankreich anständige Paläste und Güter angewiesen, wo sie in vergnüglicher Ruhe ihr Leben zubringen können. So ging es in Spanien zu bis zu Ende des Augusts 1808.

Musketierlied

Steh' ich im Feld,
mein ist die Welt!
Bin ich nicht Offizier,
bin ich doch Musketier,
steh' in dem Glied wie er,
weiß nicht, wo's besser wär'!
Tuthe ins Feld!

Steh' ich im Feld,
mein ist die Welt!
Hab' ich kein eigen Haus,
sagt mich doch niemand 'naus;
fehlt mir die Lagerstatt,



Boden, bist du mein Bett;
mein ist die Welt!

Steh' ich im Feld,
mein ist die Welt!
Hab' ich kein Geld im Sack,
morgen ist Löhnungstag;
bis dahin jeder borgt,
niemand fürs Zahlen sorgt.
Zuhe ins Feld!

Steh' ich im Feld,
mein ist die Welt!
Hab' ich kein Geld im Sack,
hab' ich doch Rauchtobak;
fehlt mir der Tobak auch,
Nußlaub gibt guten Rauch;
mein ist die Welt!

Steh' ich im Feld,
mein ist die Welt!
Kommen mir zwei und drei,
haut mich mein Säbel frei;
schießt mich der vierte tot,
tröst' mich der liebe Gott.
Zuhe ins Feld!



Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf

In Frankreich ist ein Departement, heißt Goldhügel. In diesem Departement befindet sich eine kleine Landschaft, genannt Saulieu (mußt lesen Soliö). Diese Landschaft bekam im März des Jahrs 1807 einen schlimmen Besuch von einem reißenden Tier, wie man noch keines dasselbst gesehen hatte, hierzuland auch nicht. Es hatte Ähnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer gewesen sein. Doch hatte es eine kürzere Schnauze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen, dunkelgrünen Haaren besetzt. Diese grausame und blutgierige Bestie wütete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, griff Menschen und Tiere an, wagte sich sogar am 30. März am hellen Tag auf der Landstraße an die Reisenden, zerriß einen Konfribierten, zerfleischte zwei Mägdlein und einen Knaben und blieb selbige Nacht nahe bei dem Hause eines Landmannes, namens Machin, im Gebüsche über Nacht. Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, ging des Morgens früh um drei Uhr, als es noch ganz finster war, aus dem Hause. Da hörte er etwas rauschen im Gebüsch, glaubte, es sei die Kaze, die sich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief seiner Frau, die Kaze sei da. Aber in dem nämlichen



Augenblicke springt das Untier wütend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück und packt ihn mit einem Machen voll scharfer, starker Zähne wütend an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Tier setzt immer tiefer seine Zähne ein und verursacht ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der herzhafte und starke Machin mit beiden Armen, drückt es fest an sich, ringt mit ihm, bis er es im Hause hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Tier unten lag, und rief seiner Frau, daß sie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, sich zu nähern, und das Tier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von 22 Jahren sich ermannte und mit einem Licht und einem Messer herbeieilte. Der Vater drückt, so stark er kann, mit seinem Körper auf das Tier, zeigt ihr mit der linken Hand, wo sie hineinstecken müsse, daß das Ungeheuer sicher getötet werde. Noch biß sich die Bestie immer tiefer und tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich tat und ein paarmal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt schoß das heiße, schwarze Blut wie ein Strom aus der tödlichen Wunde hervor, das Best fing an die Augen zu verdrehen, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdelein



verreißen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man imstande, die Brust des braven Machin von ihm loszumachen, so fest hatte es sich mit seinen mörderischen Zähnen eingehauen. Drauf wurde das Untier vollends totgeschlagen und verlocht. Machin aber hatte doch lange an seiner Brust zu leiden und zu heilen und sagt, er wolle sein Leben lang dran denken.

Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Postwagen zum erstenmal in die große Stadt London, wo er von den Menschen, die daselbst wohnen, keinen einzigen kannte als seinen Schwager, den er besuchen wollte, und seine Schwester, so des Schwagers Frau war. Auch auf dem Postwagen war neben ihm niemand als der Kondukteur, das ist der Aufseher über den Postwagen, der auf alles achthaben und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die zwei Reisefameraden dachten damals auch nicht daran, wo sie einander das nächste Mal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist und nicht wirtet, und des Schwagers Haus



wußte der arme Jüngling in der ungeheuer großen Stadt bei stockfinsterner Nacht so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Kondukteur: „Junger Herr, kommt Ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Betten stehen. Meine Base wird Euch schon beherbergen, und morgen könnt Ihr Euch alsdann nach Eures Schwagers Haus erkundigen, wo Ihr's besser finden werdet.“ Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, das noch besser sein soll als das Donaueschinger oder Säckinger, so doch auch nicht schlecht ist, aßen eine Knackwurst dazu und legten sich dann schlafen.

In der Nacht kam den Fremden eine Notdurft an und mußte hinausgehen. Da war er übler dran als noch nie. Denn er wußte in seiner dermaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Kondukteur auch wach und sagte ihm, wie er gehen müsse, links und rechts und wieder links. „Die Türe“, fuhr er fort, „ist zwar verschlossen, wenn Ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelorsack mein großes Messer mit und schlebt es zwischen dem Türlein und



dem Pfosten hinein, so springt inwendig die Falle auf. Geht nur dem Gehör nach, Ihr hört ja die Themse rauschen! Und zieht etwas an, die Nacht ist kalt.“ Der Fremde erwischte in der Geschwindigkeit und in der Finsternis das Kamisol des Kondukteurs statt des seinen, zog es an und kam glücklich an den Platz. Denn er schlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rank zu kurz genommen hatte, so daß er mit der Nase an ein Eck anstieß und wegen dem hitzigen Bier, so er getrunken hatte, entsetzlich blutete. Allein ob dem starken Blutverlust und der Verkältung bekam er eine Schwäche und schief ein. Der nachtfertige Kondukteur wartete und wartete, wußte nicht, wo sein Schlafkamerad so lange bleibt, bis er auf der Gasse einen Lärm vernahm; da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilt's, der arme Teufel ist an die Haustüre kommen, ist auf die Gasse hinausgegangen und gepreßt worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, so gehen unversehens bestellte starke Männer nachts in den gemeinen Wirtsstuben, in verdächtigen Häusern und auf der Gasse herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich ist, den fragen sie nicht lange: „Landsmann, wer bist du?“ oder „Landsmann, wer seid Ihr?“, sondern machen kurzen Prozeß, schleppen ihn — gern oder ungern — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menschenjagd nennt man



Pressen; und deswegen sagte der Kondukteur: „Was gilt's, der arme Teufel ist gepreßt worden.“ — In dieser Angst sprang er eilig auf, warf seinen Rockelot um sich und eilte auf die Gasse, um womöglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gasse und zwei Gassen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er selber den Pressern in die Hände, wurde auf ein Schiff geschleppt — ungerne — und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Mensch im Hause wieder zu sich, eilte, wie er war, in sein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu mangeln, und schlief bis in den Tag.

Unterdessen wurde der Kondukteur um acht Uhr auf der Post erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Postbedienter abgeschickt, ihn zu suchen. Der fand keinen Kondukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes, offenes Messer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauschte die Themse. Da fiel ein böser Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Kondukteur ermordet und in das Wasser geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn visitierte und in den Taschen des Kamisols, das er noch immer anhatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekanntem silbernen Petschaftring des Kondukteurs am Riemen befestigt, da war es um den armen Jüngling geschehn. Er



berief sich auf seinen Schwager, — man kannte ihn nicht; auf seine Schwester, — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er selber sie wußte. Aber die Blutrichter sagten: „Das sind blaue Nebel, und Ihr werdet gehenkt.“ Und wie gesagt, so geschehn, noch am nämlichen Nachmittag nach engländischem Recht und Brauch. Mit dem engländischen Brauch aber ist es so: weil in London der Spitzbuben viele sind, so macht man mit denen, die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern sich nicht viele Leute darum, weil man's oft sehen kann. Die Missetäter, soviel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen gesetzt und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den bösen Nagel ein, fährt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die schönen Gesellen zappeln und schaut nicht um. Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich wie bei uns, sondern nur tödlich. Deswegen kommen nachher die nächsten Verwandten des Missetäters und ziehn so lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erstickt. Aber unserm Fremdling tat niemand diesen traurigen Dienst der Liebe und Freundschaft an, bis abends ein junges Ehepaar Arm in Arm auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte und im Vorbeigehen nach dem Galgen schaute. Da fiel die Frau mit einem lauten Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Mannes: „Barm-



herziger Himmel, da hängt unser Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme seiner Schwester die Augenlider aufschlug und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch, und das Ehepaar, das vorüberging, war die Schwester und der Schwager. Der Schwager aber, der ein entschlossener Mann war, verlor die Besinnung nicht, sondern dachte in der Stille auf Rettung. Der Platz war entlegen, die Leute hatten sich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Bursche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn sie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeschrien in des Schwagers Haus.

Dort ward er in wenig Stunden wieder zu sich gebracht, bekam ein kleines Fieber und wurde unter der lieben Pflege seiner getrösteten Schwester bald wieder völlig gesund. Eines Abends aber sagte der Schwager zu ihm: „Schwager! Ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn Ihr entdeckt werdet, so könnt Ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und wenn auch nicht, so habt Ihr ein Halsband an Eurem Hals getragen, das für Euch und Eure Verwandten ein schlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für Euch sorgen.“ Das sah der gute Jüngling ein, ging bei der ersten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff und kam





nach 80 Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit schwerem Herzen wieder an das Ufer stieg, und als er eben bei sich selber dachte: Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menschen entgegensührte, der mich kennt, siehe, da kam in armseliger Schiffskleidung der Kondukteur. Aber so groß sonst die Freude des unverhofften Wiedersehens an einem solchen fremden Orte ist, so war doch hier der erste Willkomm schlecht genug. Denn der Kondukteur, als er seinen Mann erkannte, ging er mit geballter Faust auf ihn los: „Wo führt Euch der Böse her, Ihr verdammter Nachtläufer? Wißt Ihr, daß ich wegen Euch bin gepreßt worden?“ Der Eng-



länder aber sagte: „Goddam, Ihr vermaledeiter Über-
all und Nirgend's, wißt Ihr, daß man wegen Euch mich
gehenkt hat?“ Hernach aber gingen sie miteinander ins
Wirtshaus zu den Drei Kronen in Philadelphia und er-
zählten sich ihr Schicksal. Und der junge Engländer, der
in einem Handlungshaus gute Geschäfte machte, ruhte
nicht eher, als bis er seinen guten Freund loskaufen und
nach London zurückschicken konnte.

Steinregen

Sonntags, den 22. Mai 1808, sind in Mähren Steine
vom Himmel gefallen. Der Kaiser von Oesterreich ließ
durch einen sachkundigen Mann Untersuchung darüber
anstellen. Dies ist der Erfund:

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb sechs Uhr
ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filiationeute von
Stannern waren auf dem Weg in die Kirche und dach-
ten an nichts. Plötzlich hörten sie drei starke Knälle, daß
die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde
auf einmal so dicht, daß man nur zwölf Schritte weit
zu sehen vermochte. Mehrere schwächere Schläge folgten
nach und lauteten wie ein anhaltend Flintenfeuer in der
Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das
Rollen und das Pfeifen, das zwischendrein in der Luft



gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garnison von Telisch mit türkischer Musik. An das Kanonieren dachten sie nicht. Aber während sie vor Verwunderung und Schrecken einander ansahen, fing in einem Umkreis von ungefähr drei Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Malterjack über die Achseln schützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welschen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs und von der Schwere eines halben Lotes bis zu sechs Pfund, fielen unter beständigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige senkrecht, andere wie in einem Schwung. Viele Leute sahen zu, und die Steine, welche sogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die ersten schlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde zwei Fuß tief herausgegraben. Die spätern ließen es beim nächsten bewenden und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beschaffenheit nach sind sie inwendig sandartig und grau und von außen mit einer schwarzen, glänzenden Rinde überzogen.

Die Zahl derselben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen sein und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und gesammelt worden, betragen an Gewicht $2\frac{1}{2}$ Zentner. Alles dauerte sechs bis acht Minuten, und nach einigen Stunden verzog sich auch der Nebel, so daß gegen Mit-



tag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dies ist die Begebenheit. Was es aber mit solchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtnis habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimnis, und wenn man sie fragt, so sagen sie, sie wissen es nicht.

Der Rekrut

Zum schwäbischen Kreiscontingent kam im Jahr 1795 ein Rekrut, so ein schöner, wohlgewachsener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er sei. Der Rekrut antwortete: „Einundzwanzig Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank gewesen, sonst wär' ich zweiundzwanzig.“



Böser Markt

In der großen Stadt London und rings um sie her gibt es außerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Dies bringen sie zuweg manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem geratet es, dem andern nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen. Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tages einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange, gewundene Gänge sich in der Ferne in einen Wald verloren. Viele andere Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank, man spielte und tanzte; man ging spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch, paarweise und allein, wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an





den Wald grenzt, dachte: es wird schon jemand kommen. Wie gesagt, so geschehen. Kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldnem Stern, will spazierengehn im kühlen Schatten und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der

Gefelle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Kompliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Kamisol heraus, richtet ihr Maul auf des Herrn Brust und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wissen, was sie miteinander zu reden haben. Man muß übel dran sein, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drin steckt. Der Herr dachte vernünftig: Der Leib ist kostbarer als das Geld; lieber den Ring verloren, als den Finger, und versprach zu schweigen. „Gnädiger Herr“, fuhr jetzt der Gefelle fort, „wären Euch Eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anderst, man weiß nie, wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwischt.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, so man kaum ein Schöpplein dafür kann trinken. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldne Herz, so er vorne auf der Brust im Hemd hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: Jetzt bin ich absolviert, gottlob!, fing der Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir so gut miteinander zurecht kommen, wollet Ihr mir nicht auch von meinen Waren etwas abhandeln?“ Der Herr denkt an das



Sprichwort, daß man müsse zu einem bösen Markt ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laßt sehen!“ Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, so er vom Zweibakenkrämer gekauft oder auch schon auf einer ungewischten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um teures Geld. Als endlich der Spizbube nichts mehr als die Pistole übrig hatte und sah, daß der Herr noch ein paar schöne Dublonen in dem grünen, seidenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet Ihr mir für den Rest, den Ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchsen- schmid in London und zwei Dublonen unter Brüdern wert.“ Der Herr dachte in der Überraschung: „Du dummer Dieb!“ und kauft die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um und sprach: „Nun halt, sauberer Gefelle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heißen werde, oder ich schieße dich auf der Stelle tot.“ Der Spizbube aber nahm einen Sprung in den Wald und sagte: „Schleßt herzhast los, gnädiger Herr; sie ist nicht geladen.“ Der Herr drückte ab, und es ging wirklich nicht los. Er ließ den Ladstock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald, und der vornehme Engländer ging schamrot zurück, daß er sich also habe in Schrecken setzen lassen, und dachte an vieles.



Der silberne Löffel

In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch einmal im Roten Ochsen zu Mittag essen, und geht in den Roten Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputierte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stanzern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt alles ein Jahr früher als andere Leute. — Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maß Ungarwein zum Suspizien, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brot, als wenn er ein Apotheker wär' und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel oder mit dem silbernen Löffel. Da sah der Offizier von ungefähr zu, wie einer in einem grünen Rocke mit dem silbernen Löffel spielte und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockärmel hineinschlüpfte und nicht wieder herauskam.

Ein anderer hätte gedacht: was geht's mich an? und wäre still dazu gewesen oder hätte großen Lärmen angefangen. Der Offizier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist und was es für ein Verdruß geben





kann, und war mausstill, bis der Wirt kam und das Geld einzog. Als der Wirt kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Währenddem der Offizier seine Zechen bezahlte und der Wirt schaute ihm auf den Rock, dachte

er: Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebs-
suppe hervorgetan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen
silbernen Löffel bekommen hat; oder ist's gar einer von
meinen eigenen? Als aber der Offizier dem Wirt die
Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene:
„Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche
ist teuer genug dazu.“ Der Wirt sagte: „So etwas ist
mir noch nicht vorgekommen. Wenn Ihr keinen Löffel
daheim habt, so will ich Euch einen Patentlöffel schen-
ken, aber meinen silbernen laßt mir da.“ Da stand der
Offizier auf, klopfte dem Wirt auf die Achsel und lä-
chelte. „Wir haben nur Spaß gemacht“, sagte er, „ich
und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt Ihr
Euern Löffel wieder aus dem Armel heraus, grüner
Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben.“

Als der Löffelschütz merkte, daß er verraten sei und
daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand ge-
sehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernst, und gab
seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirt wieder
zu seinem Eigentum und der Löffeldieb lachte auch —
aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen,
jagten sie den verratenen Dieb mit Schimpf und Schande
und ein paar Tritten unter der Türe zum Tempel hin-
aus, und der Wirt schickte ihm den Hausknecht mit einer
Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Offizier



aber bewirtete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlsein aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

Einträgllicher Rätselhandel

Von Basel fuhren elf Personen in einem Schiff, das mit allen Kommoditäten versehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubnis, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Dreibakenstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessenungeachtet nahm er die Erlaubnis dankbar an. Denn er dachte: Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich geworden. — Im Anfang und von dem Wirtshaus zum Kopf weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht und versündigt sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schusterinsel



vorbei waren und an Märkt und an dem Jsteiner Kloß und St. Beit vorbei, wurde einer nach dem andern stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfing: „Mausche“, fing er an, „weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht? Deine Väter müssen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste.“ -- Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit, das Schäflein zu scherzen, und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubnis auch mithalten. „Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen; wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen.“ Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Wiß des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der erste: „Wieviel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?“ -- Alle sagten, das sei nicht zu erraten, und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jude sagte: „Eins, denn wer ein Ei gegessen hat, ist das zweite nimmer nüchtern.“ Der Zwölfer war gewonnen.

Der andere dachte: Wart, Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreißbäzner nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?“ Der Jud sagte: „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst



hätt' er's ihnen mündlich sagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, sing er's auf eine andere Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?“ Der Jud sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist.“

Der vierte: „Wer bekommt noch Geld dazu und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weismacht?“ Der Jud sagte: „Der Bleicher.“

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte: „Das ist Bamlach.“ Da fragte der fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?“ Der Jud sagte: „Im Hornung, denn der hat nur 28 Tage.“

Der sechste sagt: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Better.“ Der Jud sagte: „Der Better ist Eures Waters Bruder. Euer Water ist nicht Euer Better.“

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?“ Der Jud sagte: „Die kleinsten.“

Der achte fragt: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?“ Der Jud sagt: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehn.“



Fragt der neunte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jud sagt: „Er muß aus der Hand eine Faust machen.“

Fragt der zehnte: „Warum schlüpfet der Käfer in die Fässer?“ Der Jud sagt: „Wenn die Fässer Türen hätten, könnte er aufrecht hineingehen.“

Nun war noch der elfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eier teilen, also daß jeder eins bekomme und doch eins in der Schüssel bleibe?“ Der Jud sagte: „Der letzte muß die Schüssel samt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, solange er will.“

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne eine Forelle liege?“ Das brachte abermal keiner heraus, und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mailand bis nach Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die elfe verlangten, er sollte



ihnen für ihr Geld das Rätsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jüd“, sagte er endlich. Die andern sagten: „Was sollen diese Präambeln? Heraus mit dem Rätsel!“ – „Nichts für ungut!“ – war die Antwort –, „daß ich gar ein armer Jüd bin.“ – Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übernehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfen heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ich's auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!“

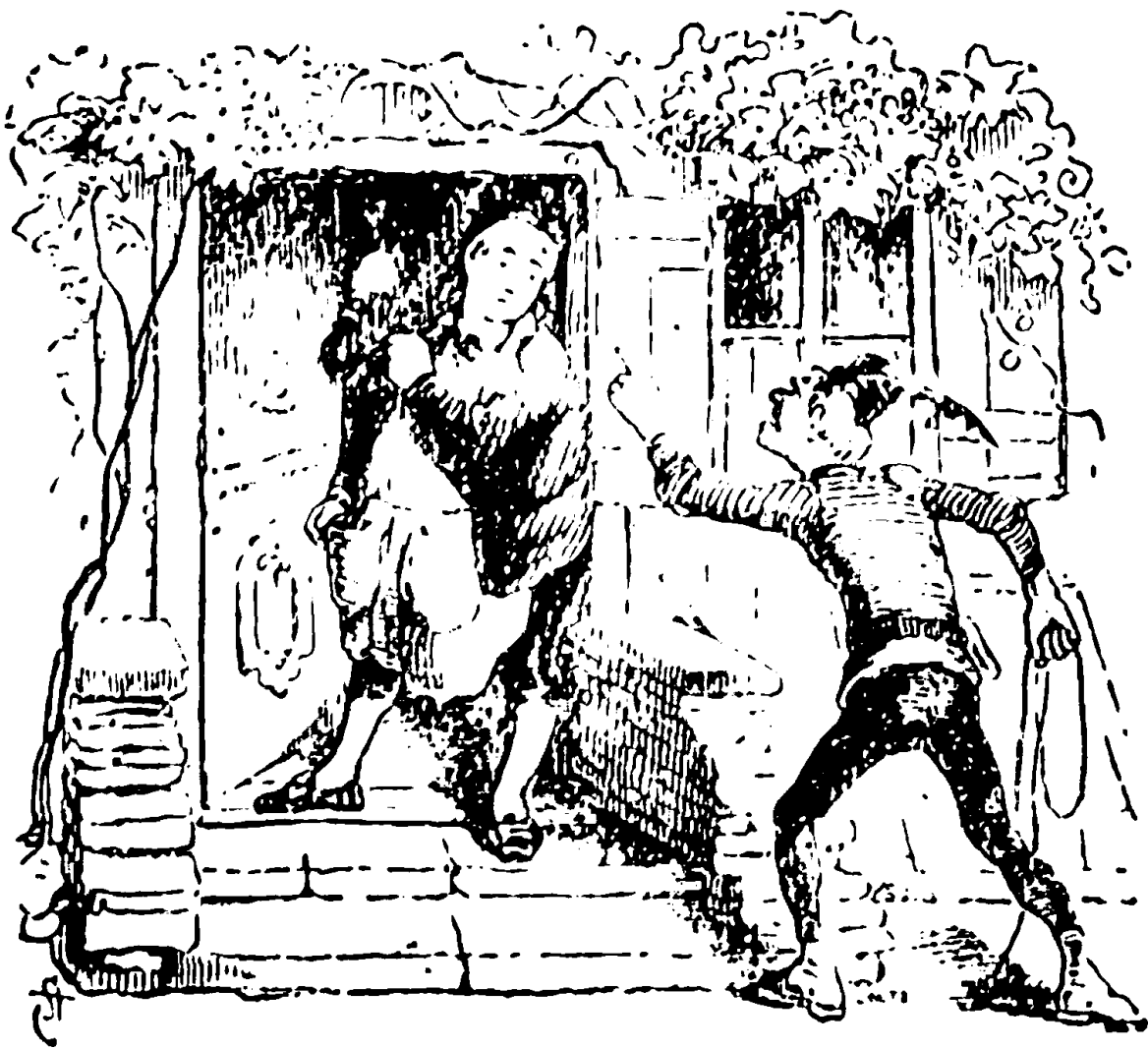
Als das die andern hörten, machten sie zwar große Augen und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeissen konnten und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jüd hat aus dem Schiff getragen – das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: wieviel Gulden und Kreuzer hat der Jude aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Elf Zwölfer hat er mit Erraten gewonnen, elf mit seinem eigenen Rätsel, einen hat er zurückbezahlt und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld entrichtet.



Des Seilers Antwort

In Donauwörth wurde zu seiner Zeit ein Roßdieb gehängt, und der Hausfreund hat schon manchmal gedacht: Wer heutzutag an den Galgen oder ins Zuchthaus will, wozu braucht der ein Roß zu stehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwörther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite; und ist das Roß einem ungeschickten Dieb in die Hände gefallen, so fiel der Dieb einem ungeschickten Henkersknecht in die Hände. Denn als er ihm das hänsfene Halsband hatte angelegt und stieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, so zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er sich noch ein Rößlein aussuchen wollte in der Menge. Denn unter den Zuschauern waren viele zu Pferd und auf Leiterwägen und dachten: man sieht's besser. Als aber das Volk anfing, laut zu murren, und der ungeschickte Henker mußte sich nicht zu helfen, so warf er sich endlich in der Angst an den Gehängten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abschied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge fest zusammengehen und ihm den Atem töten sollte. Da brach der Strick entzwei und fielen beide miteinander auf die Erde hinab, als wenn sie nie wären droben gewesen. Der Missetäter lebte noch, und sein Advokat hat ihn nachher gerettet.





Denn er sagte: „Der Malefizant hat nur ein Ross gestohlen, nicht zwei, so hat er auch nur einen Strick verdient“, und hat hinten dran viel lateinische Buchstaben und Zahlen gesetzt, wie sie's machen. Der Henker aber, als er nachmittags den Seiler sah, fuhr ihn ungebärdig an: „Ist das auch ein Strick gewesen?“ sagte er, „man hätt' Euch selber dran hängen sollen.“ Der Seiler aber wußte zu antworten. „Es hat mir niemand gesagt“, sagte der Seiler, „daß er zwei Schelmen tragen soll. Für einen war er stark genug, du oder der Rosßdieb.“

Der geheilte Patient

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob! der arme Mann nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile, bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Malter sack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte





er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Fouder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“ Endlich hörte er von einem Arzt, der hundert Stund weit wegwohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschauet, und der Tod geh' ihm aus dem



Weg, wenn er sich sehen lasse. Zu dem Arzt sagte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, dich will ich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, so dürst Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürst Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs, mittags ein Bratwürstlein dazu, und nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Ruckuck nimmer schreien. Tut, was Ihr wollt!“ Als der Patient so mit ihm reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg,



wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß perfekt eine Schnecke hätte können sein Borreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch; und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief' mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib. Deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heitgehen und dahelm

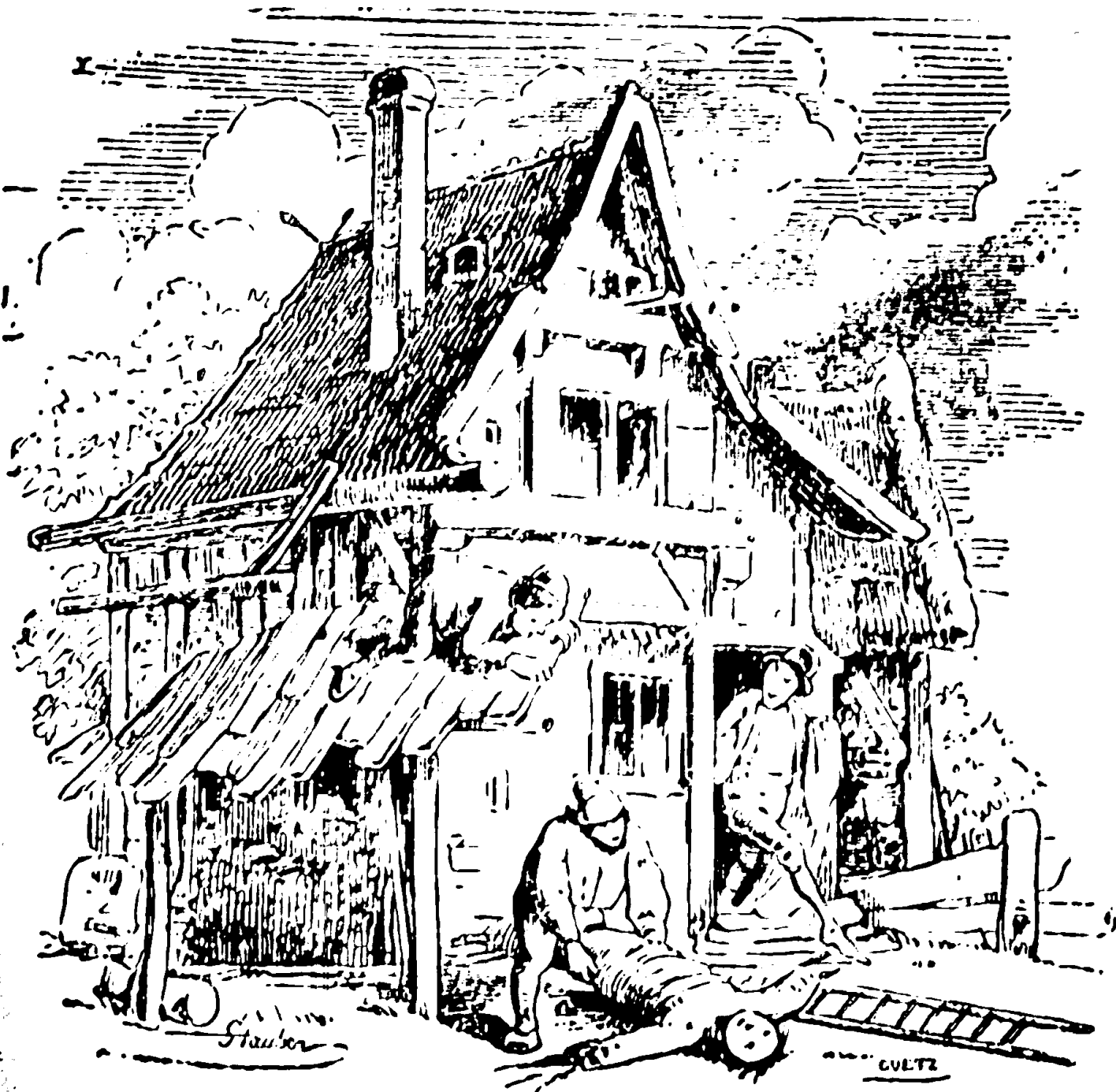


fleißig Holz sägen, das niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden“, und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagt: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl“, und hat nachher dem Rat gefolgt und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem roten Dieter abermal einen Streich spielen

Als der Zundelheiner und der Zundelfrieder wieder aus dem Turn kamen, sprach der Heiner zum Frieder: „Bruder, wir wollen doch den roten Dieter besuchen, sonst meint er, wir sitzen ewig in dem kalten Hundstall beim Herr Vater auf der Herberge.“ — „Wir wollen ihm einen Streich spielen“, sagte der Frieder zum Heiner, „ob er's merkt, daß wir es sind.“ Also empfing der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Roter Dieter, seid heute nacht auf Eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette getan: einer will Eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe weg holen, und Ihr sollt es nicht hindern können.“ Der Dieter sagte: „Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das





Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kamerad die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Buchthaus sitzen, so wollt' ich glauben, sie seien's." In

der Nacht schlichen die Schelmen durch das Hansfeld her-
 an. Der Heiner stellte eine Leiter ans Fenster, also daß
 der rote Dieter es wohl hören konnte, und steigt hinauf,
 schiebt aber einen ausgestopften Strohmännchen vor sich her,
 der aussah wie ein Mensch. Als inwendig der rote Die-
 ter die Leiter anstellen hörte, stand er leise auf und
 stellte sich mit einem dicken Bengel neben das Fenster,
 „denn das sind die besten Pistolen“, sagte er zu seiner
 Frau, „sie sind immer geladen“; und als er den Kopf
 des Strohmännchens heraufwackeln sah und meinte, der sei
 es, riß er schnell das Fenster auf und gab ihm eins auf
 den Kopf aus aller Kraft, also daß der Heiner den
 Strohmännchen fallen ließ und einen lauten Schrei tat. Der
 Frieder aber stand unterdessen mausstill hinter einem
 Pfosten vor der Haustüre. Als aber der rote Dieter den
 Schrei hörte und es war alles auf einmal still, sagte er:
 „Frau, es ist mir, die Sache sei nicht gut; ich will doch
 hinuntergehen und schauen, wie es aussieht.“ Indem er
 zur Haustür hinausgeht, schleicht der Frieder, der hinter
 dem Pfosten war, hinein, kommt bis vor das Bett,
 nimmt wieder, wie im vormjährigen Kalender, des roten
 Dieters Stimme an, und es ist wieder ebenso wahr.
 „Frau“, sagte er mit ängstlicher Stimme, „der Kerl ist
 maustot, und denk nur, es ist des Schultheißens Sohn.
 Jetzt gib mir geschwind das Leintuch, so will ich ihn
 darin forttragen in den Wald und will ihn dort ein-



scharren, sonst geht's zu bösen Häusern." Die Frau erschrickt, richtet sich auf und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: „Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh.“ Als aber die Frau ihn fragte: „Wo hast du denn das Leintuch?“ und lag auf dem bloßen Spreuersack, da gingen dem Dieter erst die Augen auf und sagte: „O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ist's doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein anderer.“

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner: „Aber jetzt, Bruder, wollen wir's bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte.“ Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: „Ich geb's noch nicht auf.“

Der fluge Sultan

Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Teufel von seinen Untertanen mit schmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöchernten Pantoffeln, schlug ehr-



erbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der Prophet sagt?“ Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja, ich glaube, was der Prophet sagt.“ Der arme Teufel fuhr fort: „Der Prophet sagt im Alkoran: Alle Muselmänner (das heißt, alle Mohammedaner) sind Brüder. Herr Bruder, so sei so gut und teile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiser und dachte: Das ist eine neue Art, ein Almosen zu betteln, und gibt ihm einen Löwentaler. Der Türke beschaut das Geldstück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schäbigen Löwentaler, so du doch mehr Silber und Gold hast, als hundert Maulesel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zuwachsen. Heißt das geteilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe und sagte: „Herr Bruder, sei zufrieden und sage ja niemand, wieviel ich dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere andern Brüder alle auch kommen und wollen ihr Erbteil von mir, so wird's nicht reichen, und du mußt noch herausgeben.“ Das begriff der Herr Bruder, ging zum Bäckermeister Abu Tlengi und kaufte ein Laiblein Brot, der Kaiser aber begab sich in die Kirche und verrichtete sein Gebet.



Wie man aus Barmherzigkeit rasirt wird

In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem starken, schwarzen Bart, und statt eines Stücklein Brotes bittet er, der Meister soll so gut sein und ihm den Bart abnehmen um Gottes willen, daß er doch auch wieder aussehe wie ein Christ. Der Meister nimmt das schlechteste Messer, wo er hat, denn er dachte: Was soll ich ein gutes daran stumpfhacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Teufel hackt und schabt, und er darf nichts sagen, weil's ihm der Schinder umsonst tut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meister sagt: „Was fehlt dem Mopper, daß er so winselt und heult?“ Der Christoph sagt: „Ich weiß nicht.“ Der Hans Frieder sagt: „Ich weiß auch nicht.“ Der arme Teufel unter dem Messer aber sagt: „Er wird vermutlich auch um Gottes willen balbiert wie ich.“

Der Zirkelschmied

In einer schwäbischen Reichsstadt galt zu seiner Zeit ein Gesetz, daß wer sich an einem verheirateten Mann vergreift und gibt ihm eine Ohrfelge, der muß 5 Gulden Buße bezahlen und kommt 24 Stunden lang in den Turn. Deswegen dachte am Andreastag ein verlumpfter Zirkelschmied im Vorstädtlein: Ich kann doch auf meinen.



Namenstag ein gutes Mittagessen im Goldenen Lamm bekommen, wenn ich schon keinen roten Heller hier und daheim habe und seit zwei Jahren nimmer weiß, ob die bayrischen Taler rund oder eckig sind. Daraufhin läßt er sich vom Lammwirt ein gutes Essen austragen und trinkt viel Wein dazu, also daß die Zeche zwei Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte; was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelschmied schon viel war. Jetzt, dachte er, will ich den Lammwirt zornig machen und in Jast bringen. „Das war ein schlechtes Essen, Herr Lammwirt“, sagte er, „für ein so schönes Geld. Es wundert mich, daß Ihr nicht schon lang ein reicher Mann seid, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören.“ Der Wirt, so ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm schon ein paarmal im Arme gejußt. Als aber der Zirkelschmied zuletzt sagte: „Es soll mir eine Warnung sein; denn ich habe mein Leben lang gehört, daß man in den schlechtesten Kneipen, wie Euer Haus eine ist, am teuersten gehalten wird“, da gab ihm der Wirt eine entsetzliche Ohrfeige, die allein zwei Dukaten unter Brüdern wert war, und sagte, er soll jetzt sogleich seine Zeche bezahlen, „oder ich lasse Euch durch die Knechte bis in die Vorstadt hinausprügeln.“ Der Zirkelschmied aber lächelte und sagte: „Es ist nur mein Spaß gewesen, Herr Lammwirt, und Euer Mittagessen war recht gut.“



Gebt mir nur für die Ohrfeige, die ich von Euch bar erhalten habe, zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer auf mein Mittagessen heraus, so will ich Euch nicht verklagen. Es ist besser, wir leben im Frieden miteinander, als in Feindschaft. Hat nicht Eure selige Frau meiner Schwester Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?" — Zu



diesen Worten machte der Lammwirt ein paar furiose Augen; denn er war sonst ein gar unbescholtener und dabei wohlhabender Mann und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit sich strafen lassen und nur eine Stunde des Turnhüters Hausmann sein. Deswegen dachte er: Zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Halunke schon mit Essen



und Trinken abverdient; ringer, ich gebe ihm noch zwei Gulden fünfundvierzig Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß und werde beschimpft dazu. Also gab er ihm die 2 fl. 45 kr., sagte aber: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus!“

Drauf, sagt man, habe es der Zirkelschmied in andern Wirtshäusern probiert, und die Ohrfeigen seien noch ein- oder zweimal al pari gestanden, wie die Kaufleute sagen, wenn ein Wechselbrief so viel Kreuzer gilt als das bare Geld, wofür er verschrieben ist. Drauf seien sie schnell auf 50 Prozent heruntergesunken und am Ende, wie die Assignaten in der Revolution, so unwert worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bayrische Grenze so viele unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

Heimliche Enthauptung

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seinerzeit die sechste Bitte des Vater Unfers mit Andacht gebetet, so weiß ich's nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Brieflein von Manzig am geschicktesten Tag. In dem Brieflein stand geschrieben: „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Manzig kommen und



Euer großes Richtschwert mitbringen. Was Ihr zu tun habt, wird man Euch sagen und wohl bezahlen.“ – Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Haustüre. Der Scharfrichter dachte: Das ist meines Amts, und setzte sich in die Kutsche. Als er noch eine Stunde herwärts Manzig war, es war schon Abend und die Sonne ging in blutroten Wolken unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: „Wir bekommen morgen wieder schön Wetter“, da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter und versprachen ihm, daß ihm kein Leids widerfahren sollte; „aber die Augen müßt Ihr Euch zubinden lassen“; und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager, fahr zu!“ Der Schwager (das ist der Kutscher) fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre geführt worden, und konnte nicht wissen, wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Betglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte man ihn weiter im nämlichen Haus, Tür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war ringsum mit schwarzen



Lüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen. In der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwert mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stühlein saß, den Kopf abzuhauen. Da ward's dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz, und sagte, das soll man ihm nicht übelnehmen; sein Schwert, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sei, könne er mit einer Mordtat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Pistole entgegen und sagte: „Entweder – oder! Wenn Ihr nicht tut, was man Euch heißt, so seht Ihr den Kirchturm von Landau nimmermehr.“ Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, „und wenn's nicht anders sein kann“, sagte er, „und ich vergieße unschuldiges Blut, so komme es auf Euer Haupt“, und schlug mit einem Hieb der armen Person den Kopf vom Leibe weg. Nach der Tat gab ihm einer von den Herren einen Geldbeutel, worin zwei-



hundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu und führte ihn in die nämliche Kutsche zurück. Die nämlichen Personen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutsche stille hielt, und er bekam die Erlaubnis auszustiegen und die Binde von den Augen abzulösen, stand er wieder, wo die drei Männer zu ihm eingesessen waren, eine Stunde herwärts Manzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutsche aber fuhr eiligs wieder zurück.

Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Wege in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat niemand erfahren, wer sie war, und was sie gesündigt hat, und niemand weiß das Grab.

Der Star von Segringen

Selbst einem Starren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wieviel mehr einem Menschen. — In einem respektablen Dorf, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Star, aber der Mensch. In Segringen der Barbier hatte einen Star, und der wohl-



bekannte Lehrjung gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: so so lala; oder par compagnie (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit andern); oder: wie Gott will; oder: du Tolpatsch. So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog, anstatt die Schneide, oder wenn er ein Gütterlein verheite. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste miteinander ein Gespräch führten, und der Star warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte; und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: „Hansel, was machst du?“, antwortete er: „Du Tolpatsch!“, und alle Leute in der Nachbarschaft mußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Star: Ich hab' jetzt schon so viel gelernt,



daß ich in der Welt kann fortkommen, und husch! zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: sie wissen die Gelegenheit hierzuland besser als ich. Aber sie flogen unglücklicherweise alle miteinander in ein Garn. Der Star sagte: „Wie Gott will.“ Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang getan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen!“ Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen; und als er sagte: „Ei, Hansel, hier hätt' ich dich nicht gesucht; wie kommst du in meine Schlinge?“, da antwortete der Hansel: „Par compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Aber lassen, geht zum Balbierer von Segringen.



Merke: So etwas passiert einem Staren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflanzieren als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par compagnie in die Schlinge geraten und nimmer herauskommen.

Wie man in den Wald schreit,
also schreit es daraus

Ein Mann, der etwas gleichsah, aber nicht viel Komplimente machte, kommt in ein Wirtshaus. Alle Gäste, die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen sah, weil er gerade die Stiche zählte, die er im Mariaschen von seinem Nachbar gewonnen hatte. Und als er eben das Herz-Aß durch die Finger schob und sagte: „Zweiundfünfzig und elf sind dreiundsechzig“, und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleichsah, fragte ihn der Fremde: „Herr, für was sehet Ihr mich an?“ Der Gast sagte: „Für einen honetten Mann; was weiß ich von Euch?“ Der Fremde sagte: „Das dank' Euch der Teufel!“ Da stand der Gast vom Spieltisch auf und fragte: „Für was sieht denn der Herr mich an?“ Der Fremde sagte: „Für einen Flegel.“ Darauf sagte der Gast: „Das danke dem Herrn auch der Teufel! Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten ange-



sehen haben.“ Als aber die andern Gäste merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Mensch stecken könne, setzten sie alle die Hüte wieder auf, und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher sein.

Die falsche Schätzung

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer sagt.

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Wert und nicht wenig auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte und sich mit seinen fetten, roten Backen im Spiegel beschaute, dreht er sich vom Spiegel um und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beschaute: „Nun, Thadde“, fragte er ihn, „wieviel mag ich wohl wert sein, wie ich dastehe?“ Der Thadde machte ein Gesicht, als wenn er ein halbes Königreich zu schätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her und so hin. „Doch auch fünfhundertundfünfzig Gulden“, sagte er endlich, „weil doch heutzutage alles teurer ist als sonst.“ Da sagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubst du nicht, daß mein Gewand, das ich an habe, allein seine fünfhundert Gulden wert ist?“





letzten Rausch gekauft hatte und konnte ihn nicht bezahlen, und der Wirt schrieb seinen Namen und seine Schuld, sieben Gulden einundsüßzig Kreuzer, an die Stubentür, und als er nach Hause kam und die Frau erblickte: „Nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Bergeuderin“, sagte er zu ihr. — „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man von dir, du Säuser, du der und jener, du Knicker“, sagte sie. Da stieg es schwarz und



grimmig in seinem Herzen auf, und die zwei bösen Geister, die in ihm wohnten, nämlich der Zorn und der Mauth, sagten zu ihm: „Wirf die Bestie in die Donau!“ Das ließ er sich nicht zweimal sagen. „Wart, ich will dir zeigen, du Bergeuderin“ („du Knicker“, sagte sie ihm drauf), „ich will dir schon zeigen, wo du hingehörst“, und trug sie in die Donau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmensch noch einmal: „Du Bergeuderin.“ Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Wasser empor und drückte den Nagel des rechten Daumens auf den Nagel des linken, wie man zu tun pflegt, wenn man einem gewissen Tierlein den Garauß macht, und das war ihr Letztes. — Dem geneigten Leser, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, sondern er ging heim und henkte sich noch in der nämlichen Nacht an einen Pfosten.

Gutes Wort, böse Tat

In Hertingen, als das Dorf noch rottbergisch war, trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ist's noch Euer Ernst, Schulmeister, was Ihr gestern den Kindern zergliedert habt: So dich jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch



dar?" Der Herr Schulmeister sagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu tun. Es steht im Evangelium.“ Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige und die andere auch, denn er hatte schon lang einen Verdruss auf ihn.



Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und sein Jäger. „Schau doch nach, Joseph, was die zwei dort miteinander haben.“ Als der Joseph kommt, gibt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen und sagte: „Es steht auch geschrieben: Mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Ein voll gerüttelt und überflüssig



Maß wird man in euern Schoß geben“, und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Duzend drein. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; sie legen einander nur die Heilige Schrift aus.“



Der geduldige Mann

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrot mit Schnittlauch darauf gegessen oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Küchekästlein in der Tasche und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Magd und den Knecht, eins



um das andere, die Frau soll heimkommen oder den Schlüssel schicken. Sie sagte allemal: „Ich komm' gleich, er soll nur ein wenig warten.“ Als ihm aber die Geduld immer näher zusammenging und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verschlossene Küchekästlein in das Haus der Freundin, wo seine Frau zum Besuch war, und sagt zu seiner Frau: „Frau, sei so gut und schließ mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt' ich's nimmer aus.“ Also lachte die Frau und schnitt ihm ein Stücklein Brot herab und etwas vom Bug.

Der schlaue Mann

Einem andern, als er das Wirtshaus sitzen bis nach Mitternacht anfang, schloß einmal die Frau nachts um zehn Uhr die Türe zu und ging ins Bett, und wollt' er wohl oder übel, so mußte er unter dem Immenstand im Garten über Nacht sein. Den andern Tag, was tut er? Der geneigte Leser gebe acht! Als er ins Wirtshaus ging, hob er die Haustüre aus den Kloben und nahm sie mit, und früh um ein Uhr, als er heimkam, hängt er sie wieder ein und schloß sie zu, und seine Frau hat ihn nimmer ausgeschlossen und ist ins Bett gegangen, sondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmut gebessert.



Der Heiner und der Brassenheimer Müller

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirtshaus und dachte daran, wie ihn zuerst der rote Dieter und danach sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sei einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbub. Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirtshaus und trinken Neuen, und „Wißt ihr auch“, sagte einer, „daß der Zundelheiner im Land ist und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand?“ Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer und jetzt sei er verraten. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollenstein im Zuchthaus?“ Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit roten Pausbacken und kleinen, freundlichen Augen dahergeritten. Und als er in die Stube kam und tut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid und hört, daß sie von dem Zundelheiner sprechen, sagt er: „Ich hab' schon so viel von dem Zundelheiner erzählen gehört. Ich möcht' ihn doch auch einmal sehen.“ Da sagte ein anderer: „Nehmt Euch in acht, daß Ihr



ihn nicht zu früh zu sehen bekommt! Es geht die Rede, er sei wieder im Land.“ Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: „Pah! Ich komm’ noch bei guter Tageszeit durch den Fridstädter Wald, dann bin ich auf der Landstraße; und wenn’s fehlen will, geb’ ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirtin: „Was bin ich schuldig“, und geht fort in den Fridstädter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. „Gebt mir für ein Käsperslein Eure Krücke“, sagte er zu dem lahmen Soldaten. „Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht Euch der Wagner eine neue.“ Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den Fridstädter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon weg an die Straße und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Drüben kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trittelt und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagte der Heiner mit kläglichem Stimm: „Wolltet Ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit tun an einem ar-





men, lahmen Mann? Zwei betrunkene Soldaten, sie werden Euch wohl begegnet sein, haben mir all mein Almosengeld abgenommen und haben mir aus Bosheit, daß

es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert und ist an den Ästen hängen geblieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet Ihr nicht so gut sein und sie mit Eurer Peitsche herabzwicken?" Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: So herzlich wie mein Liesel ist halt nichts auf der Welt.“ Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herabzuzwicken. Als er aber an dem Baum war und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt Euch das Gehen nicht verdrießen“, rief er dem Müller zurück, „und wenn Ihr heimkommt, so richtet Eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundelheiner!“ Als er aber eine Viertelstunde nach Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Haustüre an und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Der falsche Edelstein

In einem schönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo jedermann für sein Geld hineingehen und



lustig und honett sein darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöppllein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein und splezgelte den Ring. So kommt ein Jude und sagt: „Herr, Ihr habt einen schönen Edelstein in Eurem Fingerring, dem wär' ich auch nicht feind. Glibert er nicht wie das Urim und Thummin in dem Brustschildlein des Aharons?“ Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem andern Finger als an dem meinigen.“ Der Jud bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. Soll dieser Stein nicht echt sein? dachte er und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: „Was soll ich Euch betrügen? Ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch.“ Der Jude bittet um Erlaubnis, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer, der dabei saß, sagte: „Ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag wert sein, was er will.“ Der Fremde sagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht echt.“

In dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten, und waren auch lustig und honett für ihr Geld, nämlich für das Geld der Gevatterleute, und einer davon ist ein Goldschmied, der's versteht. Einem Soldaten, der



in der Schlacht bei Austerlitz die Nase verloren hatte, hat er eine silberne angefügt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr“, sagte er, „soll dieses kein echter Edelstein sein? Kann der König Salomon einen schöneren in der Krone getragen haben?“ Der Gevattermann, der auch ein halber Sternseher ist, sagte: „Er glänzt wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe Euch neunzig Dublonen für den Ring. Was Ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist Euer Schmus.“ Der Jude kehrt zu dem Fremden zurück. „Echt oder unecht, ich gebe Euch sechs Dublonen“, und zählte sie auf den Tisch, funkelnagelneu. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger und sagte jetzt: „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, daß Ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut“, und steckte die Hand in die Tasche, daß der lüsterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. — „Acht Dublonen.“ — „Nein.“ — „Zehn Dublonen.“ — „Nein.“ — „Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen.“ — „Meinetwegen“, sagte endlich der Fremde, „wenn Ihr mir keine Ruhe lassen und mit Gewalt wollt betrogen sein. Aber ich sage es Euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe Euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring ist Euer.“ Jetzt



brachte der Jud voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm' ich zu Euch und hole das Geld.“ Aber der Gevattermann, den noch niemand angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nämliche Ring, den Ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreuzer wert zwischen Brüdern. So macht man sie bei St. Blasien im Ciel in der Glashütte.“ Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jud mit ihm handelte und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den echten Ring vom Finger ab und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jud. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakete geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! Ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein ist falsch.“ Aber der Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen: „Ich hab' ihn Euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist Euer. Hab' ich Euch ihn angeschwächt, oder habt Ihr ihn mir abgeschwächt?“ Alle Anwesenden mußten gestehen: „Ja, er hat ihm den Stein für falsch verkauft und gesagt: der Ring ist Euer.“ Also mußte der Jud den Ring behalten, und die Sache wurde nachher vertuscht.





Das schlaue Mädchen

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirt und den Musikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so könnt ihr auch etwas für die liebe Armut steuern.“ Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller und bat mit süßen



Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz. Denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die hellen, schmeichelnden Augen schaute, ging ihm das Herz fast in Liebe auf. Deswegen legte er zwei Louisdor auf den Teller und sagte dem Mägdlein ins Ohr: „Für deine zwei schönen blauen Augen.“ Das war nämlich so gemeint: Weil du, schöne Fürbitterin für die Armen, zwei so schöne Augen hast, so geb' ich den Armen zwei so schöne Louisdor, sonst tät's einer auch. Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstünde. Denn weil er sagte: „Für deine zwei schönen Augen“ — nahm es ganz züchtig die zwei Louisdor vom Teller weg, steckte sie in den eigenen Sack und sagte mit schmeichelnden Gebärden: „Schönen, herzlichen Dank! Aber seid so gut und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen.“ Da legte der Herr noch einmal zwei Louisdor auf den Teller, kneipte das Mägdlein freundlich in die Backen und sagte: „Du kleiner Schalk!“ Von den andern aber wurde er ganz entsetzlich ausgelacht, und sie tranken auf des Mädchleins Gesundheit, und die Musikanten machten Tusch.



Ein gutes Rezept

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Bublein: „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Bublein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Tränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's probieren. „Gnädiger Herr“, sagte er, „wollt Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Tut's ein Käsperein oder zwei Bierundzwanziger nicht auch?“ fragt ihn der Kaiser. Das Bublein sagte: „Nein“ und offenbarte ihm, wozu das Geld benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und



ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam und sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch dann jetzt ein Rezept verschreiben“, und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer dagewesen und hab' ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau“, sagte er, „Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch fünfund-



zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und untendran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können." Da tat die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheiratet.

Bereitelte Nachsucht

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner henken, und waren's in der ersten Viertelstunde so gewohnt, daß keiner mehr herabverlangte, und je nachdem der Wind ging, exerzierten sie miteinander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem seine Beiläuserin, die einen Buben von ihm hatte, sagte: „Wart, Amtmann, ich will dir's eintränken.“ Ein paar Tage darauf reitet die österreichische Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei; da sagt einer zu dem andern: „Es lauft dir



eine Spinne am Hut, so groß wie ein Taubenei.“ So zieht der andere vor den Gehenkten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Westen ging, drehen sich und machten Front. Indem schleicht von weitem ein Bublein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Bublein hatte gar keine, weder gute noch schlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Ecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie und sagte mit Zittern und mit Beben: „Pardon! Ich hab' sie alle ins Wasser geworfen.“ Der Dragoner sagte: „Was hast du ins Wasser geworfen?“ — „Die Briefe.“ — „Was für Briefe?“ — „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen. Wenn Österreicher ins Land kommen“, sagte der Bursche, „muß ich dem Amtmann Boten laufen ins französische Lager. Diesmal hatte ich drei Briefe, einen an den Dürrmeier.“ Also holten die Dragoner, mir nichts dir nichts, den Amtmann ab, wie er ging und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Kot mitlaufen und spritzte die Kofse nicht sehr, aber die Kofse ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig als der römische Kaiser selbst, hätte sich für die österreichischen Waffen lebendig schinden lassen, hatte sechs Kinder, eins schöner als das andere, und eine schwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerin zugebracht hatte, als sie sagte: „Wart, Amtmann, ich will dir's gedenken.“ Im



Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzollerer-Kürassiere und Kaiser-Dragoner und Erdödi-Husaren sahen ihn vorbeiführen, sagte einer von der Patrouille seinem Kameraden vom Pferd herab: „Es ist ein Spion.“ Der Kamerad sagte: „Strick ist sein Lohn“, und der Offizier, an den sie ihn ablieferten, war auch der Meinung und bestellte spottweise schon bei ihm einen Gruß an des Teufels Großmutter. Dem Hausfreund ist's aber bei dieser Geschichte nicht halb so angst als dem geneigten Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben; sondern als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptmann Auditor mit Verwunderung und Bedauern an und sagte: „Seid Ihr nicht der nämliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter dem Sauerkrautstande vor den Franzosen verborgen hat, und habt Schläge genug von ihnen bekommen, und als sie Euch oben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu samt den Gumbistäpfeln.“ Der Amtmann sagte: „Gott erkennt's, und ich bin so unschuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, so doch von Lindenholz ist und ihr Leben lang noch keinen Buchstaben geschrieben hat.“ Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angesehene Bürger von Nordheim ins Hauptquartier und bezeugten seine Rechtschaffenheit und Treue, und was er schon für Drangsalierung von den Franzosen habe ausstehen müssen,



und wie auf seine Anordnung der letzte Sieg der Oesterreicher mit Ragenköpfen gefeiert wurde, daß der Kirchturm wackelte, und er selber habe keinen Mauth gehabt, aber einen Stich. Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drei Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garnison lag hinter dem Schanzkorb, hinter dem Sauerkrautstande, war geneigter Ja zu glauben, als Nein. Also ließ er den Amtmann hinausführen und den Buben herein und tat ein paar verfängliche Fragen an ihn, sagte ihm aber nicht, daß sie verfänglich sind. Deswegen war der Bursche, so sehr er die Spitzbubenmildt an der Mutter Brüsten eingesogen hatte, mit seinem Ja und Nein so unvorsichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen wußte und alles gestand. Also bekam er links und rechts fünfzehn Hiebe vom Profos und begleitete freiwillig die Mutter ins Zuchthaus nach Helligenberg. Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bei dem General-Feldmarschall zu Nacht und den andern Tag bei seiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund tut auch einen Freudentrunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit statuiert hat. Das Doneschinger Bier dazu hat er geschenkt bekommen vom Herrn Kusel.



Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz

Der zwölfte Dezember des vergangenen Winters brachte für die hohen Bergtäler der Schweiz eine fürchterliche Nacht und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der zwölfte Dezember brachte Tauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und Angst für die Armen, die es treffen wird, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf“, und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der höchsten Berge die Lawinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher und jagten die Luft vor sich her so durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lawine ankam, ganze Wälder zusammenkrachten und Stämme, Scheuern und Waldungen wie Spreu davonsflogen, und wo die Lawinen sich in den Tälern niederstürzten, da wurden stundenlange



Strecken mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin atmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die miteinander hauseten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anstößt, und dachte: Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und alles eben machen, auf daß, wenn die Lawine kommt, so fährt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht — und als er sagen wollte: daß wir vielleicht mit dem Leben davonkommen —, da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lawine hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn schwebend in der Luft, wie einen Vogel über einem entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermessliche Tiefe hinabzustürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lawine an ihm vorbei und warf ihn seitwärts an eine Halde. Er sagt, es habe ihm nicht wohlgetan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich festhielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon und ging wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl auch sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen.



Denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten und die Lawinen, daß sie seine Befehle ausrichten.“

Anders erging es im Sturmen, ebenfalls im Kanton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind.“ Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Tälern der ferne Widerhall der Lawinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweggeführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte und sehen wollte, was aus den Seinigen geworden sei, barmherziger Himmel! — da war nur Schnee und Schnee und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem, ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee heraus. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben“, rief ein Kind, „aber ich kann nicht heraus.“ Nun arbeitete Vater und Mutter noch einmal und brachten auch das



Kind hervor, und ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen flossen Tränen des Dankes und der Wehmut. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber tot.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lawine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umherschaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war. Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten und uns dem Willen Gottes überlassen.“ Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14 tägige Kindbetterin, und sie sank mit dem teuern Leichnam ihres Kindes in dem Schoß ebenfalls leblos darnieder. Die andere, elfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie tot waren, drückte



ihnen alsdann, eh sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Bergkantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwyz, Graubünden, sind in einer Nacht und fast in der nämlichen Stunde durch die Lawinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehherden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Tal gestürzt sind; oder die Bäume liegen übereinander zerschmettert und zerknickt wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser und mehr als 150 Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man weiß gar nicht, auf wievielmal hunderttausend Gulden soll man den Schaden berechnen ohne die verlorenen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.



Wie eine greuliche Geschichte
durch einen gemeinen Metzgerhund ist an das
Tageslicht gebracht worden

Zwei Metzger gehen miteinander aufs Gäu, kommen in ein Dorf, teilen sich, einer links an der Schwannen vorbei, einer rechts, sagen: „In der Schwannen kommen wir wieder zusammen.“ Sind nimmer zusammenkommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall; die Frau, so zwar eine Wasche in der Küche hatte, geht auch mit, so läuft das Kind für sich selber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: „Sieh, was dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Brusttuch hervorschaut!“ Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, schlagen im Stall den armen Metzger tot und bedecken den Leichnam in der Geschwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an den Ellenbogen: „Sieh, wer zuschaut!“ Wie sie umblickt, steht sie das Kind. So gehen sie miteinander im Schrecken und Wahnsinn ins Haus zurück und schließen die Türe zu, als wenn sie im Feld wären. Da sagt die Frau, die kein Rabenherz, nein, ein höllisches Drachenherz im Busen hatte: „Kind“, sagte sie, „wie siehst du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waschen.“ In der Küche steckt sie dem Kind den Kopf in die



heiße Lauge und brüht es zu Tod. Jetzt, meint sie, sei alles geschweigt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metzgers, der noch eine Zeitlang mit dem Kameraden gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geschwind in den Backofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauft an der Stalltüre, scharrt an der Haustüre und merkt, hier sei etwas Ungerades vorgefallen. Plötzlich springt er ins Dorf zurück und sucht den Kameraden. Kurz, der Hund winselt und heult, zerrt den andern Metzger am Rock, und der Metzger merkt auch etwas. Also begleitet er den Hund an das Haus und zweifelt nicht, daß hier etwas Erschreckliches vorgefallen sei. Also winkt er zwei Männern, die von ferne vorbeigingen. Als aber die Mordleute inwendig das Winseln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kam's vor ihre Augen wie lauter Hochgericht und ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenster hinaus entspringen, die Frau hielt ihn am Rock und sagte: „Bleib da!“ Der Mann sagte: „Kommi mit!“ Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster mit blitzenden Augen und glühendem Odem?“ Unterdessen wurde die Türe eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Missetäter wurden handfest gemacht und dem Rich-



ter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden sie geräbert und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben sagen jetzt: „Das Fleisch schmeckt gut.“

Des Hausfreunds Vorrede und Neujahrswunsch

Der Hausfreund steht vor dem geneigten Leser mit aufrechtem Angesicht und läßt sich beschauen um alles, was er in den vorjährigen Kalender geschrieben hat, und fürchtet nichts. Denn schon mancher Biedermann hat ihm freundlich die Hand dafür gedrückt und gefragt: „Wollt Ihr kein Schöppllein trinken?“ Und in manchem Dorf, wenn er durchgeht, rufen ihm die Kinder nach: „Guten Morgen, Hausfreund“, oder: „Guten Abend, Bildermann“, und wenn ihn hie und da jemand nicht grüßt oder dankt ihm nicht, so denkt er nur wie ein großer Herr oder ein berühmter Gelehrter: du kennst mich nicht. Heringegen wird der geneigte Leser wohl auch entdeckt haben, daß sonst der Kalender des vorigen Jahrs ausgelesen hat fast wie ein Laiblein Brot, das etwas zu früh aus dem Ofen kommt. Der Hausfreund kann's jetzt nimmer länger verhehlen und will's also lieber aufrichtig gestehen, daß er den Kalender nicht selber druckt, sondern durch fremde Leute fertigen läßt, und muß ein hübs-



sches Stück Geld ausgeben alle Jahre für Papier, für Schwärze, für Ziegelmehl zu den roten Feiertagen und Sabbatern, denn es müssen besondere Ziegel dazu gebrannt werden, ferner für die Druckerkosten, für die schönen Abbildungen, und hat blutwenig Profit daran, wenn er die Schlen dazu rechnet, die er am Rhein auf und ab wegläuft, und die Wirtshäuser. Also ist auch nicht der Hausfreund schuld daran, daß der Kalender ein wenig Not gelitten hat, sondern der Buchdrucker, der auch wieder sich zu verantworten weiß.

Fürs erste sind die roten Buchstaben ziemlich blaß und manchmal fast nicht zu lesen. Der Drucker sagt, der Ziegler sei schuld, er habe die Ziegel nicht genug gebrannt.

Fürs zweite stehen hie und da die roten und die schwarzen Buchstaben so aufeinander, daß man die Namen nicht recht lesen kann, und ist manchmal recht betrübt anzusehen, wie so ein vornehmer Feiertag sich mit einem schlechten Werkstage gemein machen mag, nicht anderst, als zur Zeit der Sündflut die Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen. Allein der Buchdrucker sagt, das sei mit Fleiß geschehen, und er nehme die Sache anderst. Denn die rote Farbe bedeute bei ihm Freude, und die schwarze bedeute Leid, und er habe damit nur so viel sagen wollen, daß das Jahr 1810 dem geneigten Leser Gutes und Schlimmes untereinander und manchmal auf den nämlichen Tag bringen werde, wie denn



auch geschehen ist und im Jahre 1811 wieder geschehen wird, denn

mit der Freude zieht der Schmerz
traulich durch die Zeiten.

Drittens, so ist der Judenkalender hinter dem Dezembermonat ganz falsch ausgefallen, und es ist zum Beispiel nicht wahr, daß im Jahr 1810 der Tempel am 22sten Jul. verbrannt worden. Sondern nur in dem Jahr 1809 ist er am 22sten Jul. verbrannt worden, aber im Jahr 1810 am 9ten August. Der Buchdrucker sagt, es sei auch nicht alles ein Evangelium, was der Hausfreund selber in den Kalender stiftet, auch habe er am Ende des Kalenders vornen an den Jahrmärkten den Fehler wieder gutgemacht und dort den Tempel richtig am 9ten August verbrannt und am 20sten März den Haman gehenkt. Wenn die Staatsbürger mosaischen Gesetzes dem Hausfreund gute Worte geben und wieder einmal schwarze baumwollene Strümpfe zum Neujahr schenken wie anno 93, so schreibt er ihnen auf das Jahr 5572 ihrer Rechnung einen eigenen Hausfreund, und der julianische und der gregorianische Kalender kommt dann auch nur so nebenan, zuerst falsch, hernach recht.

Zum vierten, so ist der Druck in den schönsten Artikeln zum Lesen hie und da auch etwas blaß und unleserlich ausgefallen. Aber der Buchdrucker sagt, das sei



auch mit Fleiß geschehen. „Das Papier“, sagt er, „ist ohnehin ein wenig schwarz; wenn ich nun noch schwärzere Buchstaben darauf gesetzt hätte, so wäre der Kalender zu dunkel ausgefallen für die trüben Wintertage.“

Fünftens, so sind in den Jahrgang 1810 viele Druckfehler eingeschlichen. Von denjenigen, die im Kalender stehen, sollen hier nur folgende namhaft gemacht werden.

Der große Komet, der viermal so groß schien als der Abendstern, ist nicht im Jahr 1806 erschienen, wie der Drucker meint, sondern im Jahr 1680; das ist zweierlei.

Ferner: die Kometen werden nicht unbescheiden am Himmel sichtbar, wie manchmal ein ungezogener Mensch in einer wohlgezogenen Gesellschaft, sondern sie kommen unbeschieden, das ist ungerufen, weil sie selber wissen, wann ihre Zeit da ist, und wie lang sie zu bleiben haben, besser als ein unbescheidener Mensch.

Ferner: in des Seilers Antwort soll es nicht heißen: Wer heutzutag an den Galgen oder ins Zuchthaus will; sondern: Wer an den Galgen oder heutzutag ins Zuchthaus will. Denn heutzutag hat ein Spitzbub von Glück zu sagen, wenn er nur noch ins Zuchthaus kommt. Von Hunderten bringt's kaum einer so weit. Deswegen stiehlt einer und der andere ein Rößlein und reitet.

Ferner: der Zundelheiner ist nicht ganz betäubt im Wirtshaus gefessen, denn er hat nur ein Schöppllein ge-



trunken, sondern ganz betrübt, weil sein Bruder ein Schelmenstück an ihm begangen hat und wieder ehrlich worden ist.

Zu allem sagt der Buchdrucker weiter nichts, als der Hausfreund hätt's deutlicher schreiben sollen, so hätt' er's richtiger gedruckt.

Sechstens und endlich, so sieht das 1810er Uderlaßmännlein nicht aus wie ein anderes Menschenkind, das wohl auch einmal Herzklopfen oder Seitenstechen oder die Milzfucht bekommt, sondern wie ein leibhafter Gnom oder Wechselbalg. Der Buchdrucker sagt, eben deswegen habe er ihm alle Adern öffnen lassen, damit es sich bald verblute. Der Barbier von Segringen habe ihm bereits ein neues versprochen.

Dies ist die Beicht und Rechtfertigung des Buchdruckers, die auf sein Verlangen hier eingerückt wird. In Zukunft, hofft der Hausfreund und seine zwei Gehilfen, wird es besser gehen; doch kann er nichts für gewiß versprechen, denn es haben andere Leute auch noch dazu zu reden.

Was aber die zwei Gehilfen betrifft, so hat der Hausfreund angenommen erstlich einen braven Adjunktus, der schon weit in der Welt herumgereist ist, in Paris, in Amsterdam und in München. Der geneigte Leser wird ihn bald kennen, wenn er ihn sieht. Denn er ist hochgewachsen und breit, trägt statt der Schnallen Schnüre an den Beinkleidern, hat eine schwache, leise Stimme, ver-



steht alle Sprachen (der Hausfreund zwar auch), und in seiner Kindheit müssen die Schutzpocken noch nicht sehr im Schwang gewesen sein.

Setann hat er angenommen des Adjunkts seine Adjunktin oder Schwiegermutter, die ist schon gewesen in Berlin, in Wien, in Italien und auf dem Rigiberg in der Schweiz, hat schöne Liedlein dort gelernt, kann alle Leute ausspotten, und doch ist sie allen Leuten lieb und wert. Schon manchmal hat der Adjunkt den Hausfreund gefragt, ob es mit natürlichen Dingen zugeht, was sie versteht, und wie sie's treibt, und wie sie's den Leuten antut, z. B. ihm.

Also wünschen der Hausfreund, der Adjunkt und die Schwiegermutter dem geneigten Leser insgesamt ein friedliches neues Jahr und einen blauen Freudenhimmel auf Erden und nur so viel Wolken daran, als nötig sind, das heiße Blut zu dämmen, wenn's oben hinaus will vor Freude oder vor Uebermut.

Zwei Gehilfen des Hausfreunds

Es wird in Zukunft bisweilen von einem Adjunkt die Rede sein, was der geneigte Leser nicht verstehen könnte, wenn es ihm nicht erklärt würde. Als nämlich der Hausfreund den Rheinländischen Kalender noch schrieb, er schreibt ihn noch, hat er den Bezirk seiner Hausfreunde



schaft diesseits Rheins, wie die Franzosen das Land jenseits Rheins, in zwei Provinzen geteilt, in die untere und in die obere, und hat in die untere einen Statthalter gesetzt, einen Präsekt, der aber nicht will genannt sein, denn er ist kein Landskind. Auch nennt ihn der Hausfreund selber nicht leicht Statthalter, und niemand, sondern Adjunkt, denn selten ist jeder auf seinem Posten, sondern sitzen beisammen und schreiben miteinander neue, hochdeutsche Reimen oder sinnreiche Rätsel. „Zum Exempel, Adjunkt“, sagt der Hausfreund: „Ratet hin, ratet her, was ist das?“

Der arme Tropf
Hat keinen Kopf;
Das arme Weib
Hat keinen Leib;
Die arme Kleine
Hat keine Beine.
Sie ist ein langer Darm,
Doch schlingt sie einen Arm
Bedächtig in den andern ein.
Was mag das für ein Weiblein sein?

„Hausfreund“, sagt der Adjunkt, „wenn Ihr mir einen Groschen leiht, so will ich Euch für dieses Rätsel ein paar Brezeln kaufen. Den Wein, den wir dazu trinken, bezahlt Ihr. Ratet hin, ratet her, was ist aber das?“

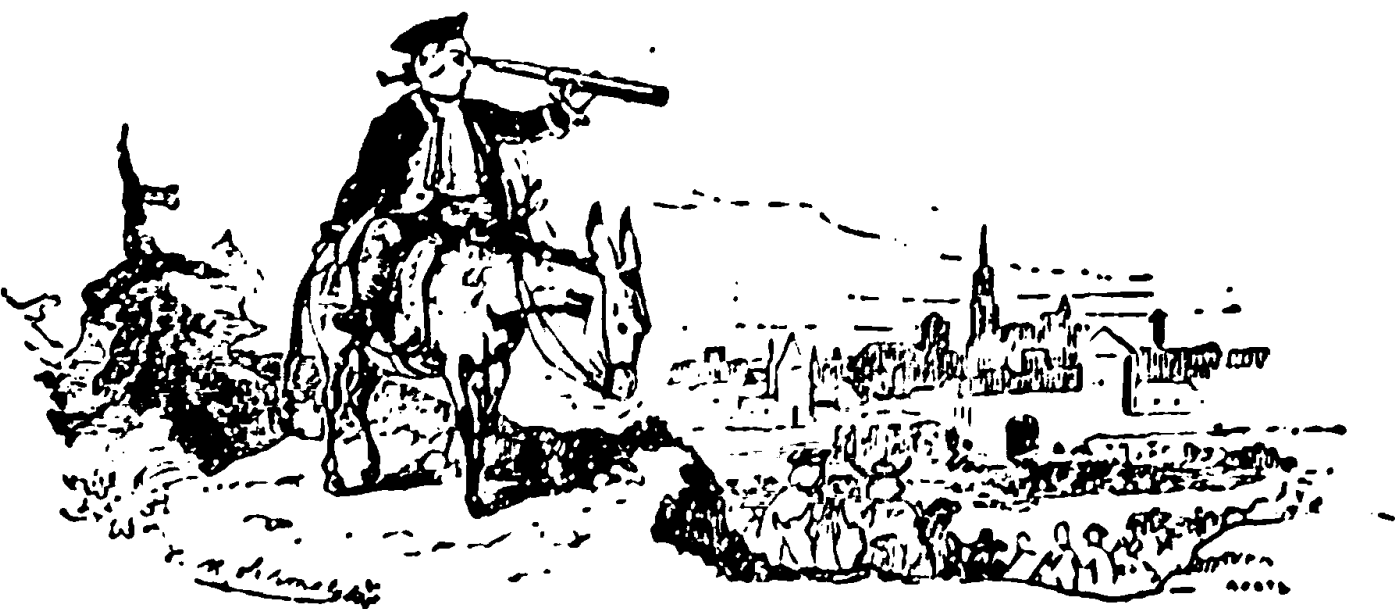


Holde, die ich meine.
 Niedliche und Kleine,
 Ich liebe dich, und ohne dich
 Wird mir der Abend weinerlich.
 Auch gönnst du mir,
 Nachrühm' ich's dir,
 Wohl manchen lieblichen Genuß;
 Doch bald bekommst du's Überdruß
 Und lauffst zu meiner tiefen Schmach
 Ein feiles Mensch den Juden nach,
 Und dennoch, Falsche aus und ein,
 Hörst du nicht auf, mir lieb zu sein.

Ihr erratet's nicht", sagt der Statthalter, „wenn ich's Euch nicht expliziere. Es ist eine Adjunktbesoldung, zum Exempel meine eigene, die ich von Euch bekomme.“

Allein der Adjunkt hat selber wieder eine Adjunktion, nämlich seine Schwiegermutter, die Tochter hat er noch nicht, bekommt sie auch nicht; und der Hausfreund hat an ihm einen ganz andern Glückszug getan als sein guter Freund, der Doktor, auf seiner Heimreise aus Spanien an der Madrider Barbiergilde. Denn als er aus der großen Stadt Madrid herausritt, seinem Tierlein wuchsen in dem warmen Land und bei der üppigen Nahrung die Haare so kräftig, daß er nach Landesart zwei Barbieri mitnehmen mußte, die auch ritten, und wenn sie abends in die Herberge kamen, so rasierten sie sein Tier:





lein. Weil sie aber selber keine gemeine Leute waren und die ganze Nacht Arbeit genug hatten, bis das Tierlein eingeseift und rasiert und wieder mit Lavendelöl eingerieben war, so nahm jeder wieder für sein eigenes Tierlein zwei Barbieri mit, die ebenfalls ritten, und diese wieder. Als nun der Doktor oben auf dem pyrenäischen Berg zum erstenmal umschaute und mit dem Perspektiv sehen wollte, wo er hergekommen war, als er mit Verwunderung und Schrecken den langen Zug seiner Begleiter gewahr wurde, und wie noch immer neue Barbieri zum Stadttor von Madrid herausritten und inwendig wieder aufsaßen, sagte er bei sich selbst: Was hab' ich denn nötig, länger zu reiten; es geht nun jetzt bergunter, — und ging früh am Tag in aller Stille zu Fuße nach Montlouis.

Also hat der Hausfreund mit seinem Absunkte auch



die Adjunktin des Adjunkts gewonnen, ist aber nicht erschrocken und davongelaufen. Wer's noch nicht erlebt hat, wie sie allen Leuten Red' und Antwort gab und schöne Schweizerlieder vom Rigiberg singen und wie sie sich verstellen kann, bald meint man, man sehe eine Heilige mitten aus dem Gelobten Land heraus, bald die heidnische Zauberin Medea, und noch viel, wer's nicht gesehen hat, stellt sich's nicht vor.

Der freundlichen Schwiegermutter des Adjunkts soll dieses Büchlein zum Dank und zur Freundschaft gewidmet sein.

Des Adjunkts Standrede im Gemüsegarten seiner Schwiegermutter

Setzt ohne Anstand die Hüte auf, gute Nachbarn und Freunde! Ich will nun von der Fruchtbarkeit und schnellen Verbreitung der Pflanzen mit euch reden. „Es ging ein Säemann aus, zu säen seinen Samen, und etliches fiel auf ein gut Land.“

1

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, Welch eine Vielsachheit der Gestalten, Welch ein Spiel





der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit! Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenem Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hinge-

fallen ist, ansäet und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht; die größte Weisheit verrätet sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

2

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirt wohl weiß. Tausend Samenkerne von einer einzigen Pflanze, solange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt, nicht jede trägt's, aber es ist auch noch lange nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40 000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man schätzt eine Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur fünfzigmal Früchte trage und jedesmal in ihren weit verbreiteten Ästen und Zweigen nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25 000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesezt, daß dieses geschehe, und es geschehe bei jeder von diesen wieder, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wieviel aber eine Million oder tausend mal 1000 sei, glaubt man zu wissen, und doch er-



kennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Jänner bis zum 31. Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibet, so habt ihr am Ende des Jahres noch keine Million, sondern erst 365000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahres würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hätte 625 solcher Millionen, und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Proportion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über diese große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichtum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele Tausend Kerne und Körnlein alle Jahre von Menschen und Tieren verbraucht werden, viele Tausend im Boden ersticken oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zugrunde gehen, so bleibt doch jahraus jahrein ein freudiger und unzerstörbarer Überschuß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

3

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöst, unter ihr zur Erde fiel und liegen-



bliebe; alle lägen aufeinander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rat gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander; die meisten sind klein und leicht und werden durch jede Bewegung der Luft davongetragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt; wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume), Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander und tun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen; andere gehen in zarte, breite Flügel aus, wie die Samenkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohltat beschäftigt, während wir uns fürchten oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf First und Halden auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zugrunde geht, etliches auf trockenem Fessengrund in der Sonnenhitze



erstirbt, etliches aber gut Land findet und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Tieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Tiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift oder abgelesen und ausgesäet, und der es tut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Tiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Ort wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns dahelme ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Türmen Kirschbäume und andere auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch den Wind und Überschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weitergeführt und an andern Orten durch neue Überschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja, einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade und heimen sich alsdann in einer landesfremden



Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer gekommen sei. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

4

Aber das ist ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt also das viele Unkraut im Gartengelände und auf den Ackerfurchen, das der schönen, gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! — Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Tiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt sein und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich, und wir wissen's wohl, manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen's nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufstut und sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht



selber gesäet und gepflanzt, nicht im Frühlingsfrost gedeckt und in der Sommerhize begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemut, Ehrenpreis und Augentrost und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nötig sind, selber ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des vielbedürftigen Lebens Mühe und Sorgen?

Seltene Entscheidung

Ein junger Schweizer aus Ballstall kam in spanische Dienste, hielt sich gut und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: Will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübsche, wohlhabende Spanierin zur Frau und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. — Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Blut der Sklaverei und Drang-



salierung bald müde war, fing er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweiz; und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenglast jenseits der Klus; und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne und schön beten in Saffeln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Glue, und was für ein großes Vermögen er daheim besitze, aber es werde ihm nicht verabsfolgt aus dem Land. Da wässerte endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimat. Also zogen sie miteinander über das große pyrenäische Gebirg bis an den Grenzstein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet; sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Grenzstein waren, sagte er: „Frau, wenn's dir recht ist, bis hieher haben wir's spanisch miteinander getrieben, von jetzt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid bis an den Markstein geritten und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, so reit' ich jetzt von hier weg bis gen Ballstall, Kanton Solothurn, und das Fußgehen ist an dir.“ Als sie darüber sich ungebärdig stellte und schimpfte und drohte und nicht von dem Tierlein herunter wollte: „Frau, das verstehst du noch nicht“, sagte er, „und ich nehme dir's nicht übel“, sondern hieb an dem Weg einen





tüchtigen Stecken ab und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballstaller Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: „Willst du jetzt mit, welsche Here, und guttun, oder willst du wieder hin, wo du hergekommen bist?“ Da sagte sie schluchzend: „Wo ich hergekommen bin!“, und das war ihm auch das Liebste. Also teilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen und trennten sich voneinander an diesem Grenzstein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat, und jedes zog wieder in seine Heimat. „Deinen Landsmann“, sagte er, „auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen.“

Merke: Im Reich Hispania machen's die Weiber zu arg, aber in Ballstall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seid ein Leib.

Der listige Steiermarker

In Steiermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg: wie fang' ich's an, daß ich meine Kronentaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst' sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst' ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk' ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meint, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft ins Lothringen oder in die Champagne, daß einem armen Untertanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. „Jetzt weiß ich“, sagte er, „wie ich's anfange“, und trug das Geld bei dunkler, blinder Nacht in den Krautgarten. „Das Siebengestirn verrätet mich nicht“, sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelveieleinstöcke und die spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten und warf allen Grund daraus auf



das Geld und zertrat ringsherum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkraut einstampft. Am Montag drauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Partie ins Dorf, frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unserm Bauern und: „Geld her, Buur“, rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, „oder bet dein letztes Vaterunser.“ Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sei gestern und vorgestern schon alles in Kapuse gegangen. „Vor euch kann man etwas verbergen“, sagte er, „ihr seid die Rechten.“ Als sie nichts fanden außer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildnis der Kaiserin Maria Theresia und ein Klinglein dran zum Anhängen: „Buur“, sagte der Sundgauer, „du hast dein Geld verlochert; auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlochert hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt.“ — „Auf der Stelle kann ich's euch nicht zeigen“, sagte der Bauer, „so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehen. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern dagewesen und haben's gefunden und alles geholt.“ Die Chasseure nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles,





wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhause liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: Wäre ich nur früher gekommen. „Und hätten sie nur die schönen Gelseleinistöcke und den Goldack nicht so verderbt“, sagte der Bauer, und so hinterging er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia und den allerhöchstseltigen Herrn Leopold den Ersten, gerettet und glücklich im Land behalten.

Etwas aus der Türkei

In der Türkei ist Justiz. Ein Kaufmannsdiener, auf der Reise von der Nacht und Müdigkeit überfallen, blindet sein Pferd, so mit kostbaren Waren beladen war, nimmer weit von einem Wächthaus an einen Baum, legt sich selber unter das Obdach des Baums und schläft ein. Früh, als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er gut geschlafen, aber das Rößlein war fort.

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nämlich zu dem Prinzen Karosman Dglu, der in der Nähe sich aufhielt, und klagte vor seinem Richterstuhl seine Not. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bei dem Wächthaus; warum bist du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, so wärest du sicher gewesen. Es ist deines Leichtsinns Schuld.“ Da sagte der Kaufmannsdiener: „Gerechter Prinz, hab' ich mich fürchten sollen, unter freiem Himmel zu schlafen, in einem Lande, wo du regierst?“ Das tat dem Prinzen Karosman wohl und wurmte ihn zugleich. „Trink heute nacht ein Gläslein türkischen Schnaps“, sagte er zu dem Kaufmannsdiener, „und schlafe noch einmal unter dem Baum.“ So gesagt, so getan. Des andern Morgens, als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er auch gut geschlafen, denn das Rößlein stand mit allen



Kostbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hing ein toter Mensch, der Dieb, und sah das Morgenrot nimmermehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.



Das bequeme Schilderhaus

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Öffnungen zum Durchschauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten, der drin stand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung den Unteroffizier, ob's nicht besser wäre, wenn man diese Öffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier strich den Bart und sagte: „Nein, das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Armeel hinein, im Sommer ist's ein Kamisol.“ Also streckte der Rekrut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch und sagte, jetzt sei er erst gern Militär, weil man sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes Sorge.

Wie der Zundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam

Eines Tages, als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte und dachte: Ich will so spät den Zuchtmeister nimmer wecken, und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voranflogen, gelangte er abends noch unbeschrien an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sei und wie er hieße und was er im Schilde führe: „Könnt



„Ihr Polnisch?“ fragte herzhast der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber Polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ — „Wenn das ist“, sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander explizieren können.“ Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Tor sei? Die Schildwache holt den Torwächter, es sei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht explizieren könne. Der Torwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum voraus, viel Polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hiezuland nicht stark ab“, sagte er, „und es wird im ganzen Städtel schwerlich jemand sein, der kapabel wäre, es zu dolmetschen. — „Wenn ich das wüßte“, sagte der Frieder und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kommt der Mond.“ Der Torhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn Ihr gerade durchpassiertet, ohne Euch aufzuhalten; das Städtel ist ja nicht groß“, und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frieder glücklich durch das Tor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nötig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse“, sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenn's Abend



Ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht.“ Und so packte er sie mit sicherem Griff am Hals und, mir nichts, dir nichts, unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Tor gelangte und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus, als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: „Wer da!“ Der Söldner antwortete in aller Gutmütigkeit: „Gut Freund!“ Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus und über die Grenzen.



Der Rekrut

Ein Rekrut, dem schon in den ersten 14 Tagen das Schildwachestehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus unten und oben und hinten und vornen, wie ein Förster, wenn er einen Baum schätzt, oder ein Metzger ein Häuptlein Vieh. Endlich sagte er: „Ich möchte nur wissen, was sie an dem einfältigen Kasten finden, daß den ganzen Tag einer dastehen und ihn hüten muß.“ Denn er meinte, er stehe da wegen dem Schilderhaus, nicht das Schilderhaus wegen ihm.

Die leichteste Todesstrafe

Man hat gemeint, die Guillotine sei's. Aber nein! Ein Mann, der sonst seinem Vaterland viele Dienste geleistet hatte und bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurteilt. Da half nicht Bitten, nicht Beten. Weil er aber sonst bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl, wie er am liebsten sterben wolle; denn welche Todesart er wählen würde, die sollte ihm werden. Also kam zu ihm in den Turn der Oberamtschreiber: „Der Herzog will Euch eine Gnade erweisen. Wenn Ihr wollt gerädert sein, will er Euch rädern lassen; wenn Ihr



wollt gehenkt sein, will er Euch henken lassen. Es hängen zwar schon zwei am Galgen, aber bekanntlich ist er dreischläferig. Wenn Ihr aber wollt lieber Mattenpulver essen, der Apotheker hat. Denn welche Todesart Ihr wählen werdet, sagt der Herzog, die soll Euch werden. Aber sterben müßt Ihr, das werdet Ihr wissen.“ Da sagte der Malesikant: „Wenn ich denn doch sterben muß, das Rädern ist ein biegsamer Tod, und das Henken, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber Ihr versteht's doch nicht recht. Meines Orts, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersschwäche sei der sanfteste, und den will ich denn auch wählen und keinen andern“, und dabei blieb er und ließ sich's nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben lassen, bis er an Altersschwäche selber starb. Denn der Herzog sagte: „Ich habe mein Wort gegeben, so will ich's auch nicht brechen.“

Dies Stücklein ist von der Schwiegermutter, die niemand gerne umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann.

Nützliche Lehren IV

1

Verständige, ja gelehrte Landwirte machen oft neue Versuche zur Verbesserung ihres Ackerbaus oder der Viehzucht. Mancher sieht etwas Neues in andern Ländern



und bringt's heim. Manchen lehrt der Zufall einen Vorteil, der ihm hernach großen Gewinn bringt. Meint er's gut mit seinen Mitbürgern, so teilt er ihnen seine Entdeckungen mit und ermuntert sie, seinem Beispiel zu folgen. Die meisten sagen alsdann: Wir wollen bei der Weise unserer Väter bleiben, und wie sie's getrieben haben, so treiben wir's auch. Das ist sehr verständig gesprochen, geneigter Leser! Nur muß man's nicht bei den Worten bewenden lassen, sondern auch seinen guten Vorsatz erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vorsicht und Beobachtung dabei ist gewiß nicht auf einmal so erfunden worden, wie er jetzt ist, sondern eben unsere Väter und Voreltern haben lange und vielerlei versucht und guten Rat nicht verachtet. Manches ist mißlungen, manches ist wohlgeraten und besser worden, und so können wir auch noch in Zukunft weiterkommen und unsern Ackerbau und Wohlstand verbessern, wenn wir nur Wort halten und dem Beispiel unserer lernbegierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

2

Ende gut, alles gut. Ist nicht so zu verstehen: wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am 31. Dezember werde manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich sein können bis ans Ende, und wenn's



nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trozig, sagen: „Ich bin froh, daß es nimmer lang währt“, und die andern denken's auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder böß sind, kann erst das Ende lehren. Z. B. du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gleßen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund; — oder du bist in der Lehre und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderbar, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber und Orgelmacher; — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brot nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende, daß alles gut war.

3

Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen, kräftigen Leben weckt, so bletet er dir: Guten Morgen. Wenn sich abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließt: Gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzt, sagt er: Wohl bekomm's. Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um! Wenn du am schönen Maltag im Blütenduft und Lerchengesang spazierengehst, und es ist



dir wohl, sagt er: Sei willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderbar im Herzen und naß in den Augen, und denkst, ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grab vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformiert bist, und sagt: Gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

4

Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig tun wie sie? Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehn. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: „Ich bin ein Mensch und kein Wolf. Ich kann nicht so schön heulen wie ihr.“ Drittens: Wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so will dir der Hausfreund erlauben, ein- oder zweimal mitzubellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen erschossen.



Die Bekehrung

Zwei Brüder im Westfälinger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutherisch blieb und der ältere katholisch wurde. Als der jüngere lutherisch blieb und der ältere katholisch wurde, taten sie sich alles Herzeleid an. Zuletzt schickte der Vater den katholischen als Ladendiener in die Fremde. Erst nach einigen Jahren schrieb er zum erstenmal an seinen Bruder. „Bruder“, schrieb er, „es geht mir doch im Kopf herum, daß wir nicht Einen Glauben haben, und nicht in den nämlichen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, wohl und gut, kann ich dich katholisch machen, desto besser.“ Also beschied er ihn in den Roten Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geschäft durchreiste. „Dort wollen wir's ausmachen.“ In den ersten Tagen kamen sie nicht weit miteinander. Schalt der Lutherische: „Der Papst ist der Antichrist“, schalt der Katholische: „Luther ist der Widerchrist.“ Berief sich der Katholische auf den heiligen Augustin, sagte der Lutherische: „Ich hab' nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr gewesen sein, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabei.“ Aber am Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Fastenspeise. „Bruder“, sagte er, „der Stockfisch schmeckt nicht giftig zu den



durchgeschlagenen Erbsen“; und abends ging schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder“, sagt er, „euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant.“ Den andern Tag wollten sie miteinander zuerst in die Frühmesse, danach in die lutherische Predigt, und was sie alskann bis von heute über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie tun. Als sie aber aus der Vesper und aus dem Grünen Baum nach Hause kamen, ermahnte sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von seinem Herrn. „Augenblicklich setzt Eure Reise fort! Hab' ich Euch auf eine Tridenter Kirchenversammlung nach Neuwied geschickt, oder sollt Ihr nicht vielmehr die Musterkarte reiten? Und der andere fand einen Brief von seinem Vater: „Lieber Sohn, komm heim, sobald du kannst, du mußt spielen.“ Also gingen sie noch den nämlichen Abend unverrichteter Sachen auseinander und dachten jeder für sich nach, was er von dem andern gehört hatte. Nach sechs Wochen schreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder, deine Gründe haben mich unterdessen vollkommen überzeugt. Ich bin jetzt auch katholisch. Den Eltern ist es insofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen.“ Da ergriff der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zorns und der Ungnade, willst du denn mit Gewalt in die Verdammnis



rennen, daß du die seligmachende Religion verleugnest? Gestrigs Tags bin ich wieder lutherisch worden.“ Also hat der katholische Bruder den lutherischen bekehrt, und der lutherische hat den katholischen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchstens ein wenig schlimmer.

Merke: Du sollst nicht über die Religion grübeln und düsteln, damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierst. Auch sollst du nicht mit Andersdenkenden darüber disputieren, am wenigsten mit solchen, die es ebensowenig verstehen als du, noch weniger mit Gelehrten, denn die bestegen dich durch ihre Gelehrsamkeit und Kunst, nicht durch deine Überzeugung. Sondern du sollst deines Glaubens leben und, was gerade ist, nicht krumm machen. Es sei dann, daß dich dein Gewissen selber treibt zu schanzschieren.

Der fremde Herr

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verrostet und die Schere zusammengewachsen; also nährt er sich, so gut er kann. „Gevatter“, sagt zu ihm der Perückenmacher, „Ihr tragt nicht gerne schwer; wollt Ihr nicht dem Herrn Dechant von Brassenhelm eine neue Perücke bringen in einer Schachtel? Sie ist leicht, und er zahlt Euch den Gang.“ — „Gevatter“, sagt der Schneider, „es ist ohne-



dem Jahrmarkt in Brassenheim. Leih mir die Kleider, die Euch der irrende Ritter im Bersatz gelassen hat, der Euch angeschmiert hat, so stell' ich auf dem Jahrmarkt etwas vor."

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drei Stunden im Revier einen Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund wohl bezahlt, so gibt er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und feine Damaszener Manteltrommeln. Also saß jetzt der Adjunkt auch zu Brassenheim im Wilden Mann und musterte die Lieder. Erstes Lied: Ein Lämmlein trank vom frischen usw. Zweites Lied: Schönstes Hirschlein über die Maßen usw. Drittes Lied: Kein schöner Leben auf Erden usw., und probierte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rotem Rock, hirschledernen Beinkleidern, Halbstiefeln und Zotteln daran und zwei Sporen. Der Wirt zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und: „Hat Euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt?“ fragte ihn der Wirt. — „Mein Normänder, der Scheck?“ sagte der Schneider. „Ich hab' ihn zu Cert eingestellt, im Hirschen. Ich will hier nur ein Schöppllein trinken. Ich bin der berühmte Adelstan und reise auf Menschenkenntnis und Weinkunde. Platz da!“ sagte er zum Adjunkt. — Holla, denkt der Adjunkt, der meint auch, grob sei vornehm. Was gilt's,





er ist nicht weit her? Als aber der Schneider die Berte breit über den Tisch legte und räusperte sich wie ein Kameel und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, steht der Adjunkt langsam auf und sagt dem Wirt etwas halblaut in das Ohr. Ein Ehninger, der es hörte, sagt: „Herr Landsmann, Ihr seid auf der rechten Spur. Ich hab' ihn gesehn die Stiefel am Bach abwaschen und eine Berte schneiden. Er ist zu Fuß gekommen.“ Ein Scherenschleifer sagte: „Ich kenn' ihn wohl, er ist einmal ein Schneider gewesen. Jetzt hat er sich zur Ruh' gesetzt und tut Botengänge um den Lohn.“



Also geht der Wirt ein wenig hinaus und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hiesiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen“, sagt er im Hereinkommen. „Da suchen die Hutschierer in allen Wirtshäusern einen Herrn in einem roten Rocke, der heute durch die Dörfer galoppiert ist und ein Kind zu Tod geritten hat.“ Da schauten alle Gäste den Ritter Adelsfan an; der sagte in der Angst: „Mein Rock ist eher gelb als rot.“ Aber der Ehninger sagte: „Nein, aber Euer Gesicht ist eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Gesteh't's, Ihr seid nicht geritten.“ — „Doch, er ist geritten“, sagte der Wirt; „ich hab' ihm eben das Roß draußen angebunden. Es ist losgerissen im Hirsch und sucht ihn. Hat nicht Euer Normänder die Mähnen unten am Hals und gespaltene Hufe, und wenn er wiehert, sollte man schier nicht meinen, daß es ein Roß ist! Zahlt Euer Schöpplein und reitet ordentlich heim.“ Als er aber vor das Haus kam und den Normänder sah, den ihm der Wirt an die Türe gebunden hat, wollte er nicht aufsitzen, sondern ging zu Fuß zum Flecken heraus und wurde von den Gästen entsetzlich verhöhnt.

Merke: Man muß nie mehr scheinen wollen, als man ist und als man sich zu bleiben getrauen kann wegen der Zukunft.





Teures Späßlein

Man muß mit Wirten keinen Spaß und Mutwillen treiben, sonst kommt man unversehens an den Unrechten. Einer in Basel will ein Glas Bier trinken, das Bier war sauer, zog ihm den Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervorkamen. Um es auf eine wichtige Art an den Tag zu legen und den Wirt vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht: „Das Bier

ist sauer“, sondern „Frau Wirtin“, sagte er, „könnt' ich nicht ein wenig Salat und Öl zu meinem Bier haben?“ Die Wirtin sagte: „In Basel kann man für Geld alles haben“, strickte aber noch ein wenig fort, als wenn sie's wenig achtete, denn sie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste miteinander diskurierten und einer sagte: „Habt ihr gestern das Kamel auch gesehen und den Affen?“, ein anderer sagte: „Es ist kein Kamel, es ist ein Trampeltier“, sagte die Wirtin: „Mit Erlaubnis“ und deckte eine schneeweiße Serviette vom feinsten Gebilde auf den Tisch. Jeder glaubte, der andere habe ein Bratwürstlein bestellt oder etwas, und „es ist doch ein Kamel“, sagte ein dritter, „denn es ist weiß, die Trampeltiere sind braun.“ Unterdessen kam die Wirtin wieder mit einem Teller voll zarter Kükümmerlein aus dem markgräfischen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten wie Postpapier, und mit dem kostbarsten genuesischen Baumöl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Ist's gefällig?“ Also lachten die andern nicht mehr den Wirt aus, sondern den Gast, und wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehn Bazen fünf Rappen Baseler Währung bezahlen mußte, war er.



Der Generalfeldmarschall Suwarow

Das Stücklein von Suwarow im Kalender 1809 hat dem gencigten Leser nicht übel gefallen. Von ihm selber wäre viel Unmutiges zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmütig ist, sondern redet auch mit geringen Leuten und stellt sich manchmal, als wenn er nur ihresgleichen wäre, so sagt man zu seinem Lob: Er ist ein gemeiner Herr. Suwarow konnte manchen schlimmernden Ordensstern an die Brust hängen, manchen Diamantring an die Finger stecken, und aus mancher goldenen Dose Tabak schnupfen. War er nicht Sieger in Polen und in der Türkei, russischer Generalfeldmarschall und Fürst und an der Spitze von dreimalhunderttausend Mann, so viel als seinesgleichen ein anderer? Aber bei dem allen war er ein sehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht sein mußte, so kleidete er sich nie wie ein General, sondern wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er kommandierte, so hatte er nur Einen Stiefel an. An dem andern Bein hing ihm der Strumpf herunter, und die Beinkleider waren auf der Seite aufgeknüpft. Denn er hatte einen Schaden am Knie.

Oft war er nicht einmal so gut gekleidet. Morgens, wenn's noch so frisch war, ging er aus dem Bett oder von der Streue weg vor dem Zelt im Lager spazieren,





nackt und bloß wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes Wasser über sich herabgießen zur Erfrischung.

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine Kutsche und kein Roß. In dem Treffen setzte er sich aufs nächste beste.

Sein Essen war gemeine Soldatenkost. Niemand freute sich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal ging er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt und war wie ihresgleichen.

Wenn ihn auf dem Marsch oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo ein anderer an einen Baum steht oder hinter eine Hecke geht, da machte er kurzen Prozeß. Seinetwegen durfte ihm jedermann zuschauen, wer's noch nie gesehen hat.

Bei den vornehmsten Gelegenheiten, wenn er in der kostbarsten Marschallsuniform voll Ehrenkreuzen und Ordenssternen dastand und, wo man ihn ansah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb er's doch wie ein säuberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktasche steckt. Er schneuzte die Nase mit den Fingern, strich die Finger am Armel ab und nahm alsdann wieder eine Prise aus der goldenen Dose.

Also lebte der General und Fürst Italinsky-Suwarow.

Die zwei Postillione

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Hechingen oder von Hechingen nach Fürth,



wie jeden sein Geschäft ermahnte, und gab der eine dem Postillion ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder sagte: „Für was soll ich dem Postknecht einen Zwölfer schenken? Ich trag' ja nicht schwer daran.“ Die Postillione aber, der von Dinkelsbühl und der von Ellwangen, sagten: „Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendaschlicher würden!“ Eines Tages kommt der Fürther in Dinkelsbühl an und will weiters. Der Postillion sagte zu seinem Kameraden: „Fahr du den Passagier.“ Der Kamerad sagte: „Es ist an dir.“ Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Eliaswagen, bis der Postillion aufsaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er: „Fahr zu, Schwager! Werf Er mich nicht um!“ Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bei sich selbst: „Wenn jetzt nur mein Kamerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auch auf dem Weg wäre!“ Indem er fährt, bergauf bergab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Reisekumpan in München auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeder sagt: „Ich führe einen honetten Herrn, einen Schwittie, keinen Pfennigschaber wie du, dem seine Sechsbagenstücke aussehen wie Hildburghäuser Groschen.“



Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit. „Gott's Wunder!“ sagte er, „sollen wir noch einmal vierzig Jahr in der Wüste bleiben?“ und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb ins Gesicht gab. Der Dinkelsbühler sagt: „Du sollst meinen Passagier nicht hauen, er ist mir anvertraut und zahlt honett; oder ich hau' den deinigen auch.“ – „Untersteh dich und hau mir meinen Herrn!“ sagte der Ellwanger. Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier, und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Passagier, und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu: „Willst du meinen Herrn in Frieden lassen, oder soll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zusammenhauen?“, und je schmerzlicher der eine Au und der andere Weih schrie, desto kräftiger hieben die Postillione auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Spasses selber müde wurden. Als sie aber auseinander waren und jeder wieder seines Weges fuhr, sagten die Postillione zu ihren Reisenden so und so: „Nicht wahr, ich hab' mich Euer rechtschaffen angenommen? Mein Kamerad wird's niemand rühmen, wie ich ihm seinen Herrn zerhauen habe. Aber diesmal kommt's Euch auch auf ein besseres Trinkgeld nicht an. Wenn's der Fürst wüßte“, sagte der Dinkelsbühler, „es wäre ihm um einen Mard'or nicht leid. Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält.“



Merke: Es ist kein Geld schlechter erhaucht, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder sonst verunehrt wird. Für ein paar Groschen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

Der betrogene Krämer

Ein Rubel ist in Rußland eine Silbermünze und beträgt 27 Bazen hin oder her, ein Imperial aber ist ein Goldstück und tut zehen Rubel; deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beispiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein schlauer Soldat in Moskau sagte doch: „Was gilt's? Morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln.“ Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufging, vor allen Ständen standen schon die Leute, lobten und tabelten, boten ab und boten zu, und die Menge ging auf und ging ab, und die Knaben grüßten die Mägdelein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieser Kaisertaler, dieser Rubel? Gehört er Euch?“ fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste und lange zusah, dachte endlich: Wenn dich dein Geld an die





Finger brennt, die meinigen sind nicht so blöde. „Hierher, Musketier, der Rubel ist mein.“ Der Soldat sagte: „Wenn Ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' Euch schwerlich gefunden unter der Menge“, und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her und klingelt daran, ob er gut sei; ja, er war gut, und steckt ihn in die Tasche. „Seid so gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial“, sagte der Musketier. Der Kauf-



mann erwiderte: „Ich habe keinen Imperial von Euch, so bin ich Euch auch keinen schuldig. Da habt Ihr Euren einfältigen Rubel wieder, wenn Ihr nur Spaß wollt machen.“ Aber der Musketier sagte: „Meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß ist Ernst, und die Marktwache, die Polizei wird zu finden sein.“ Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trozige, und das trozige gab das schöne, und es hängt sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?“ fragte der Polizeisergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht vor? frag' ich.“ Der Krämer mußte wenig zu sagen, aber desto mündfertiger war der Musketier. Vor keiner Viertelstunde, erzählte er, hab' er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen hatte er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pate geschenkt hatte, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen sei, hab' er den rechten Kaufladen nimmer gefunden und an allen Ständen gefragt: „Wem bin ich einen Rubel schuldig?“ So habe dieser da gesagt, er sei derjenige, und sei's auch und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von



dem Imperial wolle er nichts wissen. „Wollt Ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?“ Als aber der Polizeisergeant die Umstehenden fragte und die Umstehenden sagten: ja, der Musketier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm und habe ihn auch angenommen und daran geklingelt, ob er probat sei. Als der Polizeihauptmann das hörte, so gab er den Bescheid: „Habt Ihr Euren Rubel bekommen, so gebt dem Soldaten auch seinen Imperial zurück, oder man petschirt Euch Euren Stand mit Lattnägeln zusammen, und Ihr werdet zwischen Euren eigenen Brettern eingeschachtelt und eingeschindelt, und könnt Ihr alsdann lang Hunger leiden, so könnt Ihr auch lang leben.“ Das sagte der Anführer der Polizeiwache, und wer dem Musketier für seinen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Der listige Kaufherr

Der Adjunkt, der dieses schreibt, hat allemal eine große Freude, wenn er auch ein Geschichtlein einmauren kann in den Kalender. Denn was er in gelehrte Bücher hineinstiftet, lesen nicht viele Leute, am wenigsten die Gelehrten selber. Der Hausfreund aber hat nach den neuen



sten Zählungen 700 000 Leser, ohne die, welche umsonst zuhören. Diesmal aber freut er sich insbesondere zu erzählen, wie einmal ein großer Spitzbube auch hinter das Licht geführt worden ist; denn die Wölfe beißen bisweilen auch ein gescheites Hündlein, sagt Doktor Luther.

Ein französischer Kaufherr segelte mit einem Schiff voll großen Reichthums aus der Levante heim, aus dem Morgenland, wo unser Glaube, unsere Fruchtbäume und unser Blut daheim ist, und dachte schon mit Freuden daran, wie er jetzt bald ein eigenes Schlößlein am Meer bauen und ruhig leben und alle Abend dreierlei Fische zu Nacht speisen wolle. Pass, geschah ein Schuß. Ein algierisches Raubschiff war in der Nähe, wollte uns gefangennehmen und geraden Wegs nach Algier führen in die Sklaverei. Denn hat man zwischen Wasser und Himmel gute Gelegenheit, Luftschlösser zu bauen, so hat man auch gute Gelegenheit, zu stehlen. So denken die algierischen Seeräuber auch. Hat das Wasser keine Balken, so hat's auch keine Galgen. Zum Glück hatte der Kaufherr einen Ragusaner auf dem Schiff, der schon einmal in algierischer Gefangenschaft gewesen war und ihre Sprache und ihre Prügel aus dem Fundament verstand. Zu dem sagte der Kaufherr: „Nicolo, hast du Lust, noch einmal algierisch zu werden? Folge mir, was ich dir sage, so kannst du dich erretten und uns.“ Also verbargen wir uns alle im Schiff, daß kein Mensch zu sehen



war, nur der Ragusaner stellte sich oben auf das Berdeck. Als nun die Seeräuber mit ihren blinkenden Säbeln schon nahe waren und riefen, die Christenhunde sollten sich ergeben, fing der Ragusaner mit kläglichem Stimme auf algierisch an: Tschamiana, fing er an, tschamiana halakna bilabai monaschid ana billah onzorun min almut. „Wir sind alle an der Pest gestorben bis auf die Kranken, die noch auf ihr Ende warten, und ein deutscher Adjunkt und ich. Um Gottes willen rettet mich!“ Dem Algierer Seekapitän, als er hörte, daß er so nah an einem Schiff voll Pest sei, kam's grün und gelb vor die Augen. In der größten Geschwindigkeit hielt er das Schnupstuch vor die Nase, hatte aber keins, sondern den Armel; und lenkte sein Schiff hinter den Wind. Lajonzork, sagte er, Allah-orraman arrahim atabarra laka it schanat chall. „Gott helfe dir, der Gnädige und Barmherzige! Aber geh zum Henker mit deiner Pest! Ich will dir eine Flasche voll Kräutereffig reichen.“ Drauf ließ er ihm eine Flasche voll Kräutereffig reichen an einer langen Stange und segelte so schnell als möglich links-um. Also kamen wir glücklich aus der Gefahr, und der Kaufherr baute hernach in der Gegend von Marseille das Schlößlein und stellte den Ragusaner als Haushofmeister an auf lebenslang.



Rettung einer Offiziersfrau

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde, den man nicht drum ansieht.

In Tirol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig herging, da hatten sie eben einen bayerischen Stabsoffizier ermordet, und mit noch blutigen Säbeln und Mistgabeln drangen sie in das Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kind in dem Schoß weinte und ihr Leid Gott klagte, und wollten sie auch ermorden. „Ja“, fuhr sie einer von ihnen wütend an und war der allerärgerste, „für Euer Leben gibt es kein Lösegeld, und Euer Bürschlein da hat auch bayerisch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt Ihr sterben, zuerst Euer kleiner Sadrach, hernach Ihr. — Laßt ihr eine Stunde Zeit“, sagte er zu den andern, „daß sie noch beten kann; sie ist eine katholische Christin.“

Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war und betete, kam er wieder und sagte: „Gnädige Frau, Ihr kennt mich noch, so bitte ich Euch, Ihr wollt ob mir nicht erschrecken und nicht in Bösem aufnehmen, was ich in guter Meinung gesagt habe. Gebt mir Euer Kind unter den Mantel, so will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdessen dieses Plunder an“, das er unter dem Mantel hervorzog, „so will ich's



probieren, ob ich Euch mit Gottes und unserer Frauen Hilfe auch kann retten.“ Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte und wiederkam, stand sie schon da angekleidet wie ein Tiroler. Da drückte er ihr den schlappen Hut recht ins Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser zurecht und gab ihr seine Mistgabel in die Hand, als wenn sie auch ein Rebeller wäre und zu den Leibgardisten und Hellebardieren des Sandwirts Hofer gehörte. „Kommt denn jetzt“, sagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhast auf, wenn Ihr hinauskommt, und macht Euch ein wenig breit.“ Als sie aber miteinander die Treppe hinabgingen, kamen die andern wieder, und: „Hast du ihr den Treff schon gegeben, Seppel?“ fragte ihn einer. Da sagte er: „Nein, sie hat die Türe zugeschlossen und gebetet. Jetzt kann sie fertig sein. Ich hab' sie durchs Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf, als ich durchsah.“ Also ging er mit ihr die Treppe hinab, und die andern stürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während sie vor der verschlossenen Türe lärmten und pochten und in das leere Gemach hineinriefen: „Seid Ihr bald fertig? Die Türe soll bald eingetreten sein“, brachte er sie auch zu seiner Mutter und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lächelte, aber sie weinte und drückte es brünstig an ihr Gesicht und an ihren Busen. Also hatte sie der edle Tiroler glücklich und mit Gottes Hilfe aus den Händen ihrer



Mörder errettet und hat sie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt und bis an ein bayrisch Pikett gebracht, als eben die Sonne aufging.

Baumzucht

Der Adjunkt tritt mit schwarzen Lippen, ohne daß er's weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern zu dem Hausfreund. „Die Kirschchen“, sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und fedt wie ein Böglein auf dem lustigen Baum kann sitzen und essen frischweg von den Zweigen die schönsten — auf einem Ast ich, auf einem andern ein Spatz.

Wir nähren uns doch alle“, sagt er, „an dem nämlichen großen Hausvaterstisch und aus der nämlichen milden Hand; die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Bogt, der darauf reitet.

Hausfreund“, sagt der Adjunkt, „singt mir einmal in Eurer Weise das Liedlein vom Kirschbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt.“

„Der lieb Gott het zuem Früehlig gseit:
Gang, deck im Würmli au sii Tisch!“
Druf het der Chriesbaum Blätter treit,
viel tausig Blätter grünen un frisch.



Un 's Würmli, us em Ei verwacht's,
's het gschloofen in sün Winterhuus;
es streckt si un sperrt 's Müüli uf
un riibt die blöden Augen uus.

Un druf, se het's mit stillem Zahn
am Blättli gnagt enandernoo
un gseit: ‚Wie isch das Gmües so guet!
Me chunnt schier nimme weg dervo.‘

Un wider het der lieb Gott gseit:
‚Deck jeh im Immlu au sii Tisch!‘
Druf het der Chriesbaum Blüete treit,
viel tausig Blüete wiß un frisch.

Un 's Immlu sieht's un fliegt druf los,
früeh in der Sunne Morgeschin;
es denkt: Das wird mii Kaffi sy,
ste henn doch chosper Porzelliin.

Wie suufer sinn die Chächeli gschwenkt!
Es streckt sii troche Züngli dry.
Es trinkt un seit: ‚Wie schmeckt's so süeß,
do mueß der Zucker wohlfel sy.‘

Der lieb Gott het zuem Summer gseit:
‚Gang, deck im Spägli au sii Tisch!‘



Druf het der Chriesbaum Früchte treit,
viel tausig Chriesi rot un frisch.

Un 's Spägli seit: „Isch das der Bricht?
Do sikt me zue un froogt nit lang.
Das git mer Ehrast in Mark un Bei
un stärkt mer d'Stimme zuem neue Slang.“

„Hausfreund“, sagte der Adjunkt, „hat Euch auch manchmal der Feldschuß verjagt ab den Kirschbäumen in Eurer Jugend? Und habt Ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen und Apfel und Nüsse eingetragen auf den Winter wie meiner Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das sie Euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist.“

„Das geht natürlich zu“, sagte der Hausfreund;
„man hat am längsten Zeit, daran zu denken.“

Der lieb Gott het zuem Spöötlig gseit:
„Kuum ab! sie henn jeh alli gha!“
Druf het e chüele Bergluft gweiht,
un 's het scho chleini Riife gha.

Un d'Blättli werden gel un rot
un fallen eis im andere noo,



un was vom Boden obsi chunnt,
muß au zuem Bode nidst geh.

Der lieb Gott het zuem Winter gselt:
,Deck weidli zue, was übrig isch.'
Druf het der Winter Flocke gstreut —"

„Hausfreund“, sagte der Adjunkt, „Ihr seid ein wenig heiser. Wenn ich die Wahl hätte: ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirschbaum oder Nußbaum, lieber ein Baum.“

Der Hausfreund sagt: „Adjunkt, Ihr seid ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eigenen Garten oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Haustüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet Ihr übel dran sein.“

„Das ist's eben“, sagt der Adjunkt, „so ein Baum frisst keinen Klee und keinen Haber. Nein, er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde und saugt reines, warmes Leben aus dem Sonnenschein und frisches aus der Luft und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinde mit seinen Blüten, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe“, meint der



Adjunkt, „wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und alles stehenbleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten und ein Pfeiflein Tabak genießt, oder ein Stücklein Käse, und wie sie gleich dem Kaiser Wohlthaten austheilen können und jung und alt froh machen umsonst und im Winter allein nicht heimgehen. Nein, sie bleiben draußen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneit sind: ‚Rechts – jetzt links – jetzt noch ein wenig links über das Berglein.‘

„Hausfreund“, sagt der Adjunkt, „wenn Ihr einmal Bogt werdet, Stabhalter seid Ihr schon, oder gar Kreisrat, das Alter hättet Ihr, so müßt Ihr Eure Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt Eurer Gemeinde keinen größern Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig; wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kinder und trägt dankbare Zinsen. Die Gottseligkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Wenn ich mir einmal so viel bei Euch erworben habe“, sagt der Adjunkt zum Hausfreund, „daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen und meiner Schwiegermutter



ihre Tochter heiraten kann, und der liebe Gott beschert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie miteinander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Bäumlein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Toten in ihrer Verklärung da, voll Blüten und Sommervögel und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: „Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus!“

Er ist kein unwäger Mensch, der Adjunkt.

Unverhofftes Wiedersehen

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge, hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf St. Lucia wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eigenes Nestlein.“





„Und Friede und Liebe soll darin wohnen“, sagte die
schöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du bist mein



Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein, als an einem andern Ort." Als sie aber vor St. Lucia der Pfarrer zum zweiten Male in der Kirche au:gerufen hatte: „So nun jemand Hindernis wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen“, da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie faunte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeitstag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte Russisch-Finnland, und die französische Revolution und



der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schächten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreunde und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Ge-



müts erholt hatte: „Es ist mein Verlobter“, sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen.“ Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wahnmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewessten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, legte sie ihm das schwarzeidene Halstuch mit roten Streifen um und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlase nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu tun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wiedergegeben hat,



wird sie zum zweiten Male auch nicht behalten“, sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

Drei Worte

Ein Jude in Endingen im Wirtshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seid Ihr nicht einer von den graußmütigen Herrn, daß ich hab' die Gnad' gehabt, mit ihnen von Basel nach Schalampi zu fahren auf dem Wasser?“ Der Gersauer Kaufherr, er war von Gersau, sagte: „Hast du unterdessen nichts Neues ausspintilisiert, Reiskamerad?“ Der Jud antwortet: „Habt Ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn Ihr gute Geschäfte gemacht habt, — um einen Sechsbäzner, Ihr könntet mir drei Worte nicht nachsagen.“ Der Gersauer dachte: Ein paar Franken hin oder her. „Laß hören!“ Der Jud sagte: „Messerschmied.“ Der Gersauer: „Messerschmied.“ — „Dudelsack.“ — „Dusack.“ Da schmunzelte der Jude und sagte: „Falsch!“ — Da dachte der Gersauer hin und her, wo er könnte gefehlt haben. Aber der Jude zog eine Kreide aus der Tasche und machte damit einen Strich. „Einmal gewonnen.“ — „Noch einmal!“ sagte der Kaufherr. Der Jud sagte: „Baumöl.“ Der Kaufherr: „Baumöl.“ — „Rotgerber.“ — „Rotgerber.“ Da schmunzelte der Hebräer abermal und sagte: „Falsch“, und so trieben sie's zum



sechstenmal. Als sie's zum sechstenmal so getrieben hatten, sagte der Kaufherr: „Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannst, wo ich gefehlt habe.“ Der Jude sagte: „Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgesprochen. ‚Falsch‘ war das dritte Wort, das habt Ihr mir nie nachgesprochen, und also war die Wette gewonnen.“

Zustand von Europa im August 1810

Österreich ruht jetzt im Frieden aus von den Wunden des letzten schrecklichen Kriegs, der vom Rhein bis nach Wien und von Italien bis ins Ungarland hinein gewüthet hatte. Eine Tochter des österreichischen Kaisers Franz ist jetzt die Gemahlin des Kaisers Napoleon, und frisch von den blutigen Schlachten weg erfolgte eine lange Reihe von Feier- und Freudentagen von Wien bis nach Paris und vom März bis an den Julius. Aber am letzten Freudentag in Paris geriet der Tanzsaal, in welchem mehr als 1200 Menschen beisammen waren, plötzlich in Brand, und viele Menschen verunglückten. In Spanien und Portugal dauert der böse Krieg mit den Rebellen und Engländern bis jetzt noch fort, und England ist noch immer mit Wasser umgeben. Dafür sind alle Seehäfen des festen Landes seinen Schiffen verschlossen, und englische Ware ist Kontreband, wo der Franzos sie findet.



Der römische Papst lebt in der Stille, seine Fürstentümer gehören jetzt zur französischen Monarchie, und Rom ist die zweite Stadt des Reichs. Im Königreich Neapel stehen die Neapolitaner und Franzosen und jenseits über der Meerenge in Sizilien die Engländer in feindlicher Rüstung. Aber bis in die Mitte des Augusts hat man nicht gehört, daß etwas vorgefallen sei. Während der furchtbaren Kriegsstürme um und um stand die Schweizer Eidgenossenschaft ruhig und fest wie ihre Berge, und es ist ihr kein Verdruß, daß man nicht viel von ihr zu erzählen hat. In Deutschland ist unter anderm das neue Großherzogtum Frankfurt aufgerichtet worden. Der ehemalige Fürst-Primas ist Großherzog. Aber nach seinem Tod soll's erben der Vizekönig von Italien. Mit ein paar andern Veränderungen war's noch nicht im reinen. Der König von Holland legte seine Krone freiwillig für seinen Sohn nieder. Aber der Kaiser Napoleon sagte nein, sondern vereinigte das Königreich Holland auch mit der französischen Monarchie, und Amsterdam ist jetzt die dritte Stadt des Reichs. Von Dänemark weiß man auch nicht viel zu sagen, aber in Schweden ist der neue Kronprinz plötzlich des Todes verblieben, und man will nicht recht mit der Sprache heraus, an was. Aber als sein Leichnam nach Stockholm gebracht wurde, entstand unversehens ein Aufruhr, und der schwedische Garf Fersen wurde zu Tod gesteinigt. Die Russen end-



lich und die Türken führten bisher miteinander Krieg, auf daß die Händel nicht ausgehen. Doch sollen die Russen nicht aus allen Schlachten Lorbeere heimgebracht haben. Nein, der Türke wehrt sich um seine Haut, und die Engländer sind auch hier in dem Spiel.

So standen die Sachen im August des Jahres 1810, als der letzte Bogen dieses Kalenders gedruckt wurde. Wie es übers Jahr um diese Zeit aussehen wird, will der Hausfreund für sich behalten, damit die Leute das Vergnügen haben, es selber zu erleben. Sonst könnt' er's so gut voraussagen als das Wetter.





Schatzkästlein
des rheinischen Hausfreundes

Zweiter Teil



Das fremde Kind

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwalds kommt abends am 5. Dezember 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb barfuß, halb nackt vor das Häuslein eines armen Tagelöhners im Gebirg und gesellt sich, mir nichts, dir nichts, zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren, und gaukelt mit ihnen, geht mit ihnen, mir nichts, dir nichts, in die Stube und denkt weiter nimmer ans Fortgehen. Nicht anders als ein Schäflein, das sich von der Herde verlaufen hat und in der Wildnis herumirrt, wenn es wieder zu seinesgleichen kommt, so hat es keinen Kummer mehr. Der Tagelöhner fragt das Kind, wo es herkomme. „Oben aben von Gutenberg.“ — „Wie heißt dein Vater?“ — „Ich habe keinen Vater.“ — „Wie heißt deine Mutter?“ — „Ich habe keine Mutter.“ — „Wem gehörst du denn sonst an?“ — „Ich gehöre niemand sonst an.“ — Aus allem, was er fragte, war nur so viel herauszubringen, daß das Kind von den Bettelleuten sei aufgelesen worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Jaunern sei herumgezogen, daß sie es zuletzt in St. Peter haben sitzen lassen, und daß es allein über St. Märgen gekommen sei und jetzt da sei. Als der Tagelöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch. Als es Zeit war zu



schlafen, legte es sich auf die Ofenbank und schlief auch; so den andern Tag, so den dritten. Denn der Mann dachte: Ich kann das arme Kind nicht wieder in sein Elend hinausjagen, so schwer es mich ankommt, eins mehr zu füttern. Aber am dritten Tag sagte er zu seiner Frau: „Frau, ich will's doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen.“ Der Pfarrer lobte die gute Denkart des armen Mannes, der Hausfreund auch; „aber das Mägdlein“, sagte der Pfarrer, „soll nicht das Brot mit Euern Kindern teilen, sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen.“ Also ging der Pfarrer zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hat, und der Hausfreund weiß just nicht, wie er's dem Manne sagte. „Peter“, sagte er, „wollt Ihr ein Geschenk annehmen?“ — „Nachdem's ist“, sagte der Mann. — „Es kommt von unserm lieben Herrgott.“ — „Wenn's von dem kommt, so ist's kein Fehler.“ Also bot ihm der Pfarrer das verlassene Mägdlein an und erzählte ihm die Geschichte dazu, so und so. Der Mann sagte: „Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen.“ Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. „Wenn's guttut“, sagte der Mann, „so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brot selber verdienen kann. Wenn's nicht guttut, so will ich's wenigstens behalten bis im Frühjahr. Denn dem Winter darf



man keine Kinder anvertrauen.“ Jetzt hat er's schon viermal überwintert und viermal übersommert auch. Denn das Kind tat gut, ist folgsam und dankbar und fleißig in der Schule, und Speise und Trank ist nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, sondern die christliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule sieht, sollt' es nicht erkennen, so gut sieht es aus, und so sauber ist es gekleidet. So etwas tut dem Hausfreund wohl, und er könnte den braven Tagelöhner und die braven Pflegeeltern des Kindes mit Namen nennen, wer sie sind und wie sie heißen. Aber über seinen Mund kommt's nicht.

Geschwinde Reise

Ein italienischer Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in Stuttgart um einen Tag verspätet. Also mußte er die Extrapost anspannen lassen. Wie fang' ich's an, dachte er, daß ich geschwind aus dem Feld komme und doch mit geringen Kosten? „Postillion“, sagte er, als er in das Kaleschlein saß, „fahr langsam, denn ich sitze nicht nur auf dem Kutschensitzlein, sondern auch auf einem Blutgeschwür, und meine entsetzliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirst du hoffentlich sehen.“ Eigentlich aber war sie nicht wohl zu



sehen. Denn fürs erste war der Kopf mit einem Tüchlein verbunden, das zwar blutig aussah, fürs zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. „Wenn du recht langsam fahrst“, sagte er, „auf der Station soll's dich nicht reuen.“ Der Postillion dachte: Solchen Gefallen kann ich den Rossen tun und, was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr so langsam, daß die Pferde selber anfangen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch selten geschieht. Nichtsdestoweniger schrie der Italiener unaufhörlich: „Zetter und Mordio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langsam!“ Der Postillion sagte: „Wollt Ihr auf der Straße über Nacht bleiben, so will ich Euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich etwas anders ausführte auf den Acker. Tu' ich nicht langsam genug?“ Aber der Passagier sagte: „Ich schieß' dich tot, wenn du nicht gemach fahrst.“ Auf der Station in Ludwigsburg, als er dem Postillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei schäbige Zwölfer, einen Albus und ein paar verrufene Kreuzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andere gaben sonst wenigstens achtundvierzig Kreuzer, auch einen Gulden und drüber. Wenn's recht preßiert und wenn's recht in der Tasche klingelt, auch einen Kronentaler. Über alle Vorstellung des Postillions und alles Protestieren half nichts. „Hab' ich Euch nicht schlecht genug geführt“, fragte er. — „Nein, du hast mich nicht



langsam genug geführt. Geh zum Henker.“ Der Postillion nahm das Geld und dachte: Lieber wenig als gar nichts. Aber wart nur, dachte er, du bist noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger die Pferde einspannte, fragte er den Stuttgarter: „Ist der Weg gut?“ — „Schlecht“, antwortete der Stuttgarter und winkte ihm ein wenig abseits. Ein wenig abseits sagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Passagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sei. „Fahr den Kezer drauflos“, sagte er, „daß die Räder davonfliegen. Er hat drei Bluteisen, drei Löcher im Kopf und eine gespaltene Kniescheibe.“

Der Passagier, als der Postknecht aufsaß, sagte: „Fahr langsam, Schwager. Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an.“ Aber der Postillion dachte: Dein Trinkgeld kenn' ich. „Meine Pferde sind auf gesunde Herrn dressiert“, sagte er, „ich kann sie nicht halten, wenn sie im Lauf sind“, und fuhr drauflos, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm dreinkäme. Der Passagier im Kaleschlein bittet vor Gott und nach Gott, lamentiert, flucht, daß sich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich. Auf der Station in Besigheim gibt er dem Postillion dreißig Kreuzer wie dem erstern. „Was bringst du für einen bresthaften Herrn?“ sagte der Besigheimer. — „Fahr ihn gar tot“, sagte der Ludwigsburger, „es ist ohnedem nicht mehr viel an



ihm“, und so rekommandierte ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon als der andere, so daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nötig war. In Frankfurt sprang er zur Verwundung und zum Staunen des Postillions kerngesund aus dem Kaleschlein heraus und gab ihm auch dreißig Kreuzer.

1

König Friedrichs Leibhusar

Der Leibhusar König Friedrichs von Preußen muß mit seinem Herrn in gutem Vernehmen gestanden haben. Denn einmal gab ihm der König wegen eines Versehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man sie damals noch an den Seiten des Kopfes trug, auseinanderfuhr und der weiße Puder davonsflog, also daß man's draußen ihm wohl ansehen konnte, wenn er hinauskam. Der Leibhusar hat wegen seines Versehens um Verzeihung, stellte sich aber geradewegs vor des Königs großen Spiegel, der im Zimmer war, richtete seine Locke wieder zurecht und stäubte mit dem Schnupstuch den Puder vom Kleid, welches unschicklich war. Dem König kam's auch so vor, denn er sagte: „Was fällt dir ein? Willst du noch eine?“ Der Leibhusar sagte: Nein, er habe genug an einer; „aber die andern“, sagte er, brauchen nicht zu wissen, wenn ich hinauskomme, was zwischen uns vorgefallen ist.“ Da lächelte der König wie-



der und war nimmer böse über den Leibhusar. Item, einmal tut so etwas gut, ein andermal nicht.

Andreas Herzeg

Am 13. April, zwar schon vor 9 Jahren, ging in Ungarn, in der Gespanschaft Neograd, ein Mann verloren namens Andreas Herzeg, und es war schade für ihn, denn er war rechtschaffen, ziemlich wohlhabend und noch nicht lange verheiratet. Man erkundigte sich nach ihm in allen Dörfern, in allen Gespanschaften, mündlich, schriftlich im Wochenblättlein. Niemand wußte, wo er hingekommen ist. Sein Bruder in einem andern Dorf sagte zwar, er sei selbigen Morgen bei ihm gewesen. Das wußte seine Frau auch, und als er gegen Mittag fortging, sagte er, jetzt wolle er heim. Also hielten ihn zuletzt die Seinigen für tot, legten Trauer an nach ihrer Landesart und veranstalteten ihm eine Seelenmesse. Er selber wußte so wenig als die andern Leute, wo er war und wo er so lange blieb. Aber am 8. August darauf suchte etwas in einer Felsenhöhle und streckte sich, und es kam Empfindung in eine erwachte Brust, und es richtete sich etwas auf, und als es auf den Beinen stand, sagte es zu sich selber: „Bin ich der Andreas Herzeg, der jüngere? Ich glaube.“ Als er aber schlaftrunken vor die Höhle herauskam und sah den heltern, blauen



Himmel, und wie es zitterte in der Luft vor Hitze; die Bäume hingen voll Laub und reifer Früchte, die Heuschrecken und Sommervögel machten sich lustig, ein Mägdlein in der Ferne griff an einem Weinstock nach den weichen Beeren; da sagte er zu sich selbst: „Ich kann doch nicht der Andreas Herzeg sein. Denn wenn ich der Andreas Herzeg bin, so hat's geschneit und gestöbert, als ich in die Höhle ging und einschlief, sonst wär' ich nicht hineingegangen.“ Unterdessen kam er immer mehr zu sich, erkannte immer besser die Gegend, und als er in der Ferne den Kirchturm erblickte und die Häuser erkannte und sein eigenes auch, dachte er: Jetzt will ich bald erfahren, wie ich dran bin; denn wenn ich der Andreas Herzeg bin, so muß meine Frau mich kennen. Als er aber in der freien Luft sich in Bewegung wollte setzen, da war er so kraftlos und so matt, und als er in die Tasche griff, ob er ein Pfeiflein Tabak rauchen könne, blieb ihm die ganze Tasche in den Händen; denn auf der Seite, wo er gelegen war, waren seine Kleider mürb geworden und verfault. Doch kam er mit Not und Mühe in das Dorf, und seine Frau saß vor der Türe und schabte gelbe Rüben. Da warf sie, ihren Mann erblickend, in freudigem Schrecken das Messer weg und sprang auf ihn zu, und als sie ihn mit Tränen und Liebe umarmen wollte, sagte er: „Gemach! Wirf mich nicht um!“ und erkannte, daß er doch der



Andreas Herzeg sei. Hierauf erzählte sie ihm, wie sie sich um ihn bekümmert und geweint und wie ihn jedermann für tot gehalten habe, und heute sei der 8. August, und fragte ihn, wo er unterdessen gewesen und was ihm zugestoßen sei. „Wenn heute der 8. August ist“, sagte er, „so hab' ich weiter nichts als 16 Wochen lang geschlafen in der Felsenhöhle bei Berceßno.“ Und so war's auch. Sechzehn Wochen hatte er geschlafen, ohne Speise, ohne Trank, ohne Deckbett und ohne Pfulben, und war jetzt wieder da. Dies ist ein merkwürdiges Ereignis und beweist, daß die Gelehrten noch lange nicht genug die Natur des menschlichen Körpers ausstudiert haben. Denn nicht jeder hätte ja gesagt, wenn er wäre vorher gefragt worden, ob so etwas möglich sei.

Nunmehr aber wird sich der geneigte Leser freuen auf die Mahlzeit, und wie sich der ausgehungerte Mann eine Weinsuppe kochen läßt 22 Zoll im Durchmesser und 9 Zoll Tiefe, wie er ein paar Spanferkel schlachten läßt und ein Kalb, und wie er jetzt hinwiederum 16 Wochen lang wachen und dem Nachtwächter den Dienst abnehmen kann um eine Kleinigkeit. Nichts nuß! (pflegt der Präsident zu sagen, der mit dem Hausfreund das Gespenst gesehen hat), sondern er war vor großen Schmerzen in den Kinnladen nicht kapabel, den Mund zum Essen zu öffnen, konnte nur etwas dünne, kräftige Brühe zu sich bringen, ward täglich schwächer und elender



und empfing am vierten Tag das heilige Abendmahl und schließ in Gottes Namen noch einmal ein, bis ihm nachher am dritten Tag ein böses Geschwür im Kopf aufging und die Materie davon zu den Ohren herausfloß.

Als aber das Geschwür sich geöffnet und halber wieder gesäubert hatte, kam auch der Mann nach und nach wieder zu seinen völligen Kräften und in seine Ordnung, hat unterdessen mehrere Kinder erzielt, lebt noch bis auf diese Stunde und ist gesund.

Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leser diese seltsame Geschichte auf sein Wort glauben soll, maßen er selber nicht dabeigewesen ist. Aber die Sache ist hernach gerichtlich von den Herrn der Gespannschaft und von dem Physikat untersucht und als authentisch in die Akten gebracht worden, und ein rechtschaffener Herr daselbst hat sie voriges Jahr wieder aus den Akten herausgezogen und in der Stadt Wien durch den Buchdruck bekanntgemacht.

Der Rekrut

Ein junger, schön gewachsener Bursche mit Krausen, rötlichten Haaren und viel Laubflecken sagte dem preussischen Offizier, der ihn hinten auf sein Gefährt aufsitzen ließ, nicht, wo er daheim sei, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein aber war er folgendergestalt gekommen.



Als der Offizier an ihm vorbeifuhr auf der Straße, etwas langsam, weil's bergan ging, und bei solcher Gelegenheit ein Pfeifchen Tabak stopfte, dachte der Rotkopf: Fahren ist ringer als laufen, wenn's geratet, und zog auch sein hölzernes Pfeiflein aus der Tasche. „Wolltet Ihr nicht so gut sein, gnädiger Herr, und mir auch Tabak geben zu einer Pfeife. Ich will Euch derweilen Feuer schlagen.“ Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu seiner Garnison zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der schöne, feste Wuchs des Knaben nicht übel ein. „Wo bist du her, mein Sohn?“ — „Von da und da. Ihr müßt ja durchgefahren sein vor etwa einer Stunde. Mein Vater ist der Schwanenwirt, eigentlich aber mein Stiefvater.“ — „Was ist dein Geschäft auf der Straße?“ — „Drum will ich dem König dienen und gehe auf den nächsten Werbplatz.“ — „Wieviel Jahre hast du?“ — „Neunzehn seit vorgestern, und nicht viel gute darunter. Drum hat mir vorgestriges Tages die Mutter einen Kronentaler gegeben. ‚Großer‘, hat sie gesagt, ‚du wirst heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür.‘ Für einen Kronentaler kann man mehr als einen Rausch trinken, aber ich habe nur einen dafür getrunken. Heute früh vor zwei Stunden, als ich noch im Bett lag, ist der Vater mit dem Geißelstecken gekommen und hat mich gewalft. Es ist nicht das erste mal. Und die Mutter hat er auch bearbeitet. Es ist auch



nicht das erstemal. Willst du alles an den Lümmel hängen, hat er gesagt, an den rothärigen Galgenstrick?“ — Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Tabak in die Hand und sagte: „Du kannst hinten aufsitzen, wenn wir auf der Höhe sind. Ich will dich mitnehmen.“ — „Ich verlange kein Handgeld“, sagte der Rottkopf und schlug an die Tasche.

„Kann man den Schwanenwirt zwingen“, fragte er, „daß er mir mein Väterliches verabsolgen läßt, wenn ich majorenn bin?“ Der Offizier sagte: „Sobald du majorenn wirst, soll's nicht fehlen.“ Auf der Station, wo die Pferde gewechselt wurden, ließ er ihm gut einschenken, um ihm frohen Mut zu machen, und wenn er ausgetrunken hatte, sagte er: „Es schmeckt doch nicht recht, wie's soll, wenn man den Tag vorher etwas zuviel gehabt hat.“ Unterwegs saß er bald auf dem Brett, bald stellte er sich wie ein Bedienter, der hinten aufsteht, erzählte dem Offizier allerlei oder piff ein lustiges Stücklein. Der Offizier sagt: „Du kannst Pfeifermajor werden bei des Königs Leibgarde. Solche gibt's nicht viel in der Armee.“ — „Ich kann auch die Orgel spielen.“ — „Gut! Du kannst auch General-Feldorgelspieler werden. Aber zuerst mußt du von unten herauf als Regimentsblasbalgtreter dienen.“ Wart nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelspielen wird dir vergehen. Aber gegen Abend, als sie durch einen



Wald führen, stellte sich der Rottkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf den Sprung parat. „Jetzt, wenn Ihr um die Waldspitze herum seid, gnädiger Herr, rechts erblickt Ihr in der Ferne ein Dorf mit einem halben Kirchturm, dort bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß Ihr mich so weit habt lassen mitfahren.“ Aber als er die letzten Worte sagte, sprang er schon über den Straßengraben und husch in den Wald hinein wie ein gejagter Hirsch; weg war er. Denn es war ihm nur ums Mitfahren zu tun.

Der Offizier schloß ihm zwar mit der Kugelbüchse nach. Aber die Kugel konnte ihn im Wald zwischen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Postillon aber sagte: „Es hat mich schon lang wundergenommen, was Ihr mit dem Halunken hinten auf der Chaise tut. Ich kenne den roten Spitzbuben wohl!“ sagte er.

Herr Christian Ruhmann,
des geneigten Lesers Landsmann

In Rohrbach, einem badischen Dorf bei Gochsheim, wurde vor 68 Jahren einem armen Tagelöhner ein Sohn geboren. Das ist derjenige, von welchem wir reden, und als er getauft wurde, dachten die Gevatterleute auch



nicht daran, daß sie einen kaiserlich französischen Reichsbaron in die Kirche tragen. Schon in seiner Kindheit starb ihm der Vater, und man hielt es wohl für ein großes Unglück; aber der liebe Gott sagte: „Laßt mich nur machen“ und gab ihn vorderhand einem rechtschaffenen Mann, einem Bildweber, in Pflegschaft und nachher auch in die Lehre. Wie er aber als ausgelernter Handwerksbursche nach Straßburg in die Fremde und zu einem Meister kam, da lachte ihm vor Freuden das Herz, wenn er die schönen Regimenter sah aufmarschieren und hörte den lustigen Marsch, und wenn er wieder an seinem Webstuhl saß und das Schifflein und die Fäden durch den Zettel schoß, wenn ein Faden entzweibrach, rief er: Bataillon halt! Aber wenn der Faden angeknüpft war, kommandierte er wieder: Vorwärts marsch! Eines Tages aber dachte er auf einmal: Was hab' ich das nötig? Ich geh' zu Prinz Mar' Regiment Elsaß und nimm Handgeld. So gedacht, so geschehn. Merke: der Herr Baron Kuhmann war ein braver und geschickter Webersknecht und ist nicht aus Leichtsinne oder aus Faulheit oder wegen eines liederlichen Streiches Soldat worden oder im Rausch, sondern es ist inwendig in ihm gesessen, und die Montur hat sich nur herausgekehrt. Solches wird sich alsobald offenbaren. Denn der Prinz Mar, der damals ebenfalls nicht daran dachte, daß ein König in ihm stecke, nämlich der jetzige König von Bayern, ein



gütiger Soldaten- und Menschenfreund, fand an ihm einen braven und ordnungsliebenden Soldaten und schenkte ihm bald seine Gunst. Eines Tages sagte er zu ihm: „Kuhmann“, sagte der Prinz, „wenn du besser schreiben und rechnen könntest, lesen ohnehin, so sollte dir eine Unteroffiziersstelle nicht fehlen.“ Da lernte Kuhmann bei einem Landsmann, der damals in Straßburg studierte, Schreiben und Rechnen und bracht's in kurzer Zeit bis zum Korporal, nein, zum Sergeanten. Aber jetzt stand er an einem bösen Schlagbaum, über den er nicht springen konnte, weil er damals noch auf bürgerlichen Beinen stand. Denn wer damals bei dem Regiment Elsaß weiterkommen und Offizier werden wollte, mußte von adeliger Geburt und Herkunft sein, kein Weberknecht von Rohrbach. Als aber in derselbigen Zeit ein neues leichtes Dragoner-Regiment errichtet wurde, wo man's vermutlich im Anfang nicht so genau nahm, empfahl ihn der Prinz Max dem Inhaber desselben zu einer Offiziersstelle; so gütig war der Prinz. Also wurde jetzt der Sergeant Kuhmann Offizier bei dem Dragoner-Regiment von Evennes. Drüber brach die Revolution aus, wo die Kundschaft so gute Dienste leisten konnte als ein Adelsbrief, und noch bessere. Kuhmann nahm keinen Anteil an den Unruhen und Untaten, sondern sagte: „Wenn alles revolutioniert, so will ich meinem Kommandanten getreu bleiben.“ Also gehorchte



er seinem Kommandanten, was er sagte und befahl, und half die Aristokraten fortjagen. In dieser Zeit also und während des Kriegs stieg er durch seine Tapferkeit von einer Ehrenstufe zur andern und war unter Napoleons Anführung nicht der letzte bei der siegreichen Schlacht von Marengo, und Napoleon muß ihn wohl gesehen haben, wie er mit seinen Schwadronen in die österreichischen Kugeln hineinritt. Denn als er das Veteranenfest in Paris gab, der Herr Kuhmann war bereits schon ein bejahrter Mann und hatte nimmer viel Haare im Zöpflein, da ernannte ihn der Kaiser zum Obristen, ja zum Kommandanten der neuen Militärschule in Fontainebleau, ja zum französischen Reichsbaron und schenkte ihm den Orden der Ehrenlegion. So weit hat's der Landsmann des geneigten Lesers, der Herr Christian Kuhmann von Rohrbach, Bezirksamt Gochsheim, gebracht und starb als ein hochgeehrter Mann den 18. Jänner 1811. Wenn er nicht ein edler Biedermann gewesen wäre und nicht seine Untergebenen wie Kinder geliebt hätte, so hätten sie nicht gleich verlassenen Waisen an seinem Sarge geweint und gesagt: Wir haben unsern Vater verloren. So ein Wort auf den Weg in die Ewigkeit ist noch mehr wert als der Titel Reichsbaron, meint der Hausfreund.



Gute Geduld

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser ging und fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer von der andern Seite her ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammenkamen, wollte keiner dem andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege“, sagte der Engländer. — „Par Dieu“, erwiderte der Franzos, „mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren und Euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens Euern Engländer, auf dem Ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Euerer scheint ohnehin der jüngere zu sein; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702.“

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: „Ich kann warten. Ich habe jetzt die schönste Gelegenheit, die heutige Zeitung zu lesen, bis es Euch gefällt, Platz zu machen.“ Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie auseinander wie eine Handwehle und las darin eine Stunde lang auf dem Ross und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie



den Toren noch lange zusehen wollte, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusammenlegen wollte, sah er den Franzosen an und sagte: „Eh bien!“ Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiderte: „Engländer, seid so gut und gebt mir jetzt Eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es Euch gefällt auszuweichen.“ Als aber der Engländer diese Geduld seines Gegners sah, sagte er: „Wißt Ihr was, Franzos? Kommt, ich will Euch Platz machen.“ Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

Lange Kriegsfuhr

Dies ist die Geschichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unsichtbarer Freund geschenkt hat, und der Freund sagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirts, und die Sache sei ganz gewiß.

Im Dreißigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis und in dem Dorf durchs Wirtshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirts mit einem Wagen und vier Pferden an der Kolonne hängen. Denn er mußte Tornister führen und Offizierskisten und Weibskleude. Der Meister sagte: „Komm bald wieder heim, Jobbi!“ Der Jobbi



dachte: An mir soll's nicht fehlen. Die Meisterin weinte und lamentierte, aber ein schwedischer Korporal sagte: „Man wird Roß nicht fressen. Tartar frißt Roß.“ In= dessen ging die erste Tagstation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Rippenheim, die dritte nur bis nach Ortenberg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Billingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi so hoch droben bei den Wolken war schon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebissen, aber noch lieber in den Haber. Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meisten sein Lieblingsroß, den Jockli, daß er schon in seinen besten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half alles nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben; so mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten, bis weit hinein ins Schwabenland und hinter= sich und fürsich, und aus so viel Tagen wurden so viel Monate und mehr, bis er einmal zwischen einem Mon= tag und Dienstag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für sich zu machen ins Freie. Die österreichischen Vor= posten riefen ihn an: „Wer da?“ — „Gut Freund.“ — „Wer ist gut Freund?“ — „Der Jobbi von da und da.“ — „Bassa mallergi“, sagte der Korporal, „bist du Jobbi von da und da?“ Der Korporal hatte auch schon einen Schluck Branntwein oder vierundzwanzig bei seinem Meister getrunken und kannte den Jobbi, und der Vor=



postenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Also sagte der Hauptmann: „Willst du einen Paß nach Haus, oder willst du bei uns bleiben und Geld genug verdienen?“ Da dachte der Jobbi: Aufgegeben hat mich der Meister schon lang und einen andern Zug gekauft. Attrappiert mich unterwegs der Schwed, so geht's zu bösen Häusern oder gar zu bösen Bäumen, und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die österreichischen Dukaten flogen und auf den Boden fielen, und niemand buckte sich darnach. Denn der österreichische Krieg hat Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Preßburg hinein im Ungarland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus bergauf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und an die Meisterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurückwolle, wenn's sauber sei im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen sein bei den Schweden. Eines Tags, als schon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee verkauft hatten, die Meisterin schnitt die Suppe zum Mittagessen, und der Wirt rich-



tete den Zeiger an der Wanduhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufzte die Frau und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt dir?“ — „He nichts“, sagte sie; „ich hab' an den Jobbi gedacht, Gott hab' ihn selig, und an den schönen Zug; heut jährt sich's wieder.“ — „Es wird sich noch vielmal jähren“, sagte der Mann; „gottlob! daß wieder Ruhe im Lande ist.“ Indem tritt der Hausknecht herein und sagt: „Meister, da draußen haltet ein obsonater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und 4 Rossen, der aussieht wie ein Marketender, und hat auch so ein Branntweinfäßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall und sagt: An diesem Platz bin ich der Meister; drauf jagt er Eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die seinigen an. Ist noch Krieg, oder ist's Frieden?“ Indem der Meister hinauswill, kommt der Ungar hinein und sagt: Gemach! — Der Wirt fragt: „Woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon gehabt.“ — „Eine Halbe will ich“, sagte der Ungar, „von Eurem Besten und zwei Gläser. — Das ist nicht von Euerm Besten“, sagte er nachher. „Von dem Grenzacher will ich im hintern Keller oder von dem Laufemer hinter der Brotbahre, wo die Raß darauf sitzt.“ Der Wirt sagt: „Woher wißt Ihr, was ich für Wein im Keller habe?“ Der Ungar sagt: „Von Euerm alten Knecht, dem Jobbi“, und wollte sich noch lange verstellen. Als er aber seinen



Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern ergriff die Hand des Meisters, und die Tränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart wie der köstliche Balsam, der herabfließt in den Bart Aarons, der herabfleußt in sein Kleid und Lust und Freude erregt. „Ich bin ja der alte Jobbi“, sagte der vermeinte Ungar, „wo einmal bei Euch“ — aber der Wirt und die Wirtin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei, „und den Jockli hab' ich auch wieder mitgebracht“, sagte der Jobbi, „die andern sind neu.“ Jetzt ging's an ein Bewillkommen und an ein Fragen, der Wirt rief die Kinder zusammen, der Jobbi sei wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen, eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber sie fürchteten sich und schrien vor dem fremden Bart; und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch hinein. Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte und wollte ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi: „Das Fäßlein! Wir müssen zuerst das Fäßlein abladen.“ Drauf brachte der Wirt, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein, aber nicht mit Branntwein, nein, voll kaiserlicher Taler und Kremnitzer Dukaten, ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten. „Dies ist Euer Geld“, sagte der Jobbi, „das ich Euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts als für die sechs Jahre meinen Lohn und für den Jockli den



Ruhestand.“ Der Meister sagte: „Du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause sein, und zwar das älteste.“ Aber der Jobbi sagte: „Ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich, wie ich bin“, und ging mit einem Mund voll Brot hinaus, um nach den Pferden zu sehen und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg gewesen wäre.

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen von 520 Pfund Basler Währung, tut 416 Gulden rheinisch. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen.

Merke: der Hausfreund kann letzteres nicht für gewiß sagen. Aber er denkt so: War der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein guter Mensch. Fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde. Grobheit, Fluchen und Geiz ist der falsche Weg zu gutem Gesind, hinten herum. Ist also der Wirt ein so räsionabler Mann gewesen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt.

Zwei Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli.

Das Bettlerkind

Zu einem betagten Herrn, der zwar wohlthätig, aber fast wunderbarlich war, kommt ein freundliches Bettelkind und



bittet ihn um ein Almosen. „Wir haben schon seit dem Samstag kein Weißbrot mehr, und das schwarze ist so teuer, weil die Laibe so groß sind.“ Der Herr, der auf Ordnung hielt und das Betteln nicht wohl leiden konnte, sagte: „Weil du sonst so bescheiden bist, ich habe dich noch nie gesehen, und heute zum erstenmal zu mir kommst, so will ich dir zwar ein Sechskreuzerlein schenken. Aber unterstehe dich nicht, daß du dich wieder bei mir blicken lässest, sonst geht's mit einem Groschen ab.“ Also holte das Kind in Zukunft den Groschen fast über jeden andern Tag. Als er aber des Überlaufens müde war, sagte er: „Jetzt bin ich's müde. Wenn du dich noch einmal unterstehst, so setze ich dich auf einen Kreuzer herab.“ Also kam das Kind in Zukunft alle Morgen und holte den Kreuzer. Die Köchin riet dem Herrn, er solle dem Kind gar nie mehr etwas geben, so wird's schon wegbleiben. „So?“ sagte er, „das ist mir ein sauberer Rat. Seht Ihr nicht, je weniger man ihm gibt, desto öfter kommt's?“

Wasserläufer

Bekanntlich will es Leute geben, die im Wasser nicht untergehen.

Einer erzählte in einem Wirtshaus, er sei in Italien von der Insel Capri aus eine halbe Stunde weit auf-



recht durch das Mittelländische Meer gegangen, und das Wasser sei ihm nicht höher gegangen als an die Brust. Mit der linken Hand habe er Tabak geraucht, nämlich die Pfeife gehalten, und mit der rechten ein wenig gerudert.

Ein anderer sagte: „Das ist eine Kleinigkeit. Im Krieg in den neunziger Jahren ist ein ganzes Bataillon Rotmüntler oberhalb Mannheim aufrecht über den Rhein marschirt, und das Wasser reichte keinem höher als bis an die Knie.“

Ein Dritter sagte: „Solches war keine Kunst. Denn sie hatten selbigen Tag, als sie am Rhein ankamen, schon einen Marsch von 20 Stunden zurückgelegt. So haben sie davon solche Blasen an den Füßen bekommen, daß es ihnen nicht möglich war, tiefer als so im Wasser zu sinken.“

Das Bivat der Königin

Nicht ebenso gut als der Franzos, der dem Engländer auf der Brücke zu Pferd begegnete, kam ein anderer Franzos zu Königszelten mit einem andern Engländer davon in einem Wirtshaus. Der Engländer saß schon über eine halbe Stunde still und stumm in einer Ecke und wartete auf einen Chirurgus, hätte gern die Zähne zusammengebissen vor Ungeduld, aber einer davon war



hohl und tat ihm von Zeit zu Zeit entsetzlich weh, zum Exempel diesmal. Kommt auf einmal der Franzose, ein Perückenmacher oder so etwas, an den Tisch, wo der Engländer saß, und wollte seinen Kameraden einen Straf zum besten geben. Denn er glaubte, der Engländer sei dumm oder noch scheu dortzuland. Also fing er ein langes Gespräch mit ihm an, worauf der Engländer wenig antwortete, rühmte ihm, was Frankreich für ein reiches und großes Land sei, und daß einer schon ein gutes Pferd haben müsse, wenn er's in drei Vierteljahren durchreiten wollte, und wie der König so gerecht sei, und die Königin so gut. „Aber auf das Wohl der Königin“, sagte er, „trinkt Ihr doch eins mit mir, und noch mehr?“ Als sie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzos die Hemdkrause an seinem alten, abgewaschenen Hemde und sagte: „Es lebe die Königin! Gentleman“, sagte er, „Ihr müßt Eure Hemdkrause auch zerreißen auf das Wohlsein der Königin. Ich hab' meine auch zerrissen.“ — „Geht zum Henker, Ihr Sapperment“, sagte der Engländer, „Euer Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle. Meins kommt nagelneu von der Näherin weg und ist an einigen Orten noch ganz heiß vom Durchzug der Nadel.“ Aber der Perückenmacher sagte: „Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder zerreißt Ihr Euer Hemd, oder Ihr müßt Euch mit mir stechen auf Leben und Tod.“ Wollte der fremde Engländer keinen Spektakel haben, so mußte



er seine Hemdkrause zerreißen wie der Franzose. Aber jetzt wurde er auf einmal freundlich und redselig und erzählte dem Perückenmacher viel von England und von London und von dem großen Kirchturm in London, und wie einer droben schon gute Augen haben müsse, wenn er unten die Stadt noch sehen wolle; bis der Chirurgus kam und fragte, was der fremde Herr befehle. „Seid so gut“, sagte der Engländer, „und zieht mir diesen Stockzahn da aus, den dritten, aufs Wohlsein der Königin von England! Herr“, sagte er zu dem Perückenmacher, „Ihr bleibt da sitzen und rührt Euch nicht.“ Als der Zahn glücklich heraus war, sagte er zu dem Zahnarzt: „Seid so gut und zieht jetzt diesem Herrn da ebenfalls einen Zahn aus aufs Wohlsein der Königin von England. Guter Freund“, sagte er, „Ihr müßt Euch auch einen ausreißen lassen, ich hab' mir auch einen ausreißen lassen.“ Da verging dem Spasmmacher der Mutwillen und die roten Backen und protestierte zwar, die Sache sei nicht gleich. „Euer Zahn da“, sagte er, „ist so hohl, daß eine Häslein drin setzen könnte. Die meinigen sind alle so kerngesund, daß ich eine Bleikugel damit breit beißen kann. Wenn drei Lilien drauf wären, könnt' ich Geld damit prägen.“ Aber der andere gab darauf kein Gehör, sondern sagte: „Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder Ihr laßt Euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle, oder Ihr könnt Euch mit mir stechen auf



Leben und auf Tod, und ich bohr' Euch da an die Tür hinan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht." Da dachte der Perückenmacher: Ein Zahn, — Ein Leben! — Neun Kinder hab' ich daheim. — Lieber ein Zahn. Also ließ er sich wohl oder übel auch einen ausreißen und schied darauf in Frieden voneinander. Aber zu seinen Kameraden sagte er nachher: „Diesmal mit einem Fremden Mutwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man mir nichts an, wenn ich rede?“

Der verwegene Hofnarr

Der König hatte ein Pferd, das war ihm so lieb, daß er sagte: „Ich weiß nicht, was ich tue, wenn das Pferd mir stirbt. Aber den, der mir von seinem Tod die erste Nachricht bringt, den laß ich auch gewiß aufhengen.“ Item, das Kößlein starb doch, und niemand wollte dem König die erste Nachricht davon bringen. Endlich kam der Hofnarr. „Ach, gnädigster Herr“, rief er aus, „Ihr Pferd! Ach das arme, arme Pferd! Gestern war es noch so“ — da stotterte er, und der erschrockene König fiel ihm ins Wort und sagte: „Ist es gestorben? Ganz gewiß ist es gestorben, ich merk's schon.“ — „Ach, gnädigster Herr“, fuhr der Hofnarr mit noch größerem Lamento fort, „das ist noch lange nicht das Schlimmste.“ — „Nun, was denn?“ fragte der König. — „Ach, daß Sie jetzt noch sich selber



müssen henken lassen. Denn Sie haben's zuerst gesagt, daß Ihr Leibpferd tot sei. Ich hab's nicht gesagt." Der König aber, betrübt über den Verlust seines Pferdes, aufgebracht über die Frechheit des Hofnarren und doch belustiget durch seinen guten Einfall, gab ihm augenblicklich den Abschied mit einem guten Reisegeld. „Da, Hofnarr“, sagte der König, „da hast du 100 Dukaten. Laß dich statt meiner dafür henken, wo du willst. Aber laß mich nichts mehr von dir sehen und hören! Sonst, wenn ich erfahre, daß du dich nicht hast henken lassen, so tu' ich's.“

Die betrogenen Zecher

Zwei Zechbrüder besuchten oft eine Stunde weit einen Freund aufs Mittagessen, weil er guten Jochem hatte und ihm der Wein nicht überzwerch im Faß lag. An seinem Namenstag, als sie wieder kamen, und hatte jeder vorher einen Hering gegessen wegen dem Durst und schwitzten Tropfen wie Haselnuß, denn es war am 8. August, Syriak hieß er, da dachte der Herr Syriak: Ich will doch sehen einmal, ob ich der gute Freund bin oder mein Wein. Also nahm er den einen vor dem Essen auf die Seite und sagte: „Gevatter, tut mir den Gefallen und helfst mir den Apotheker“ (das war der andere), „unter den Tisch trinken. Wir wollen gelbgefärbtes Wasser trinken,



und Ihr müßt ihm fleißig anstoßen auf den Cyriak, allemal ex pleno.“ Das war dem Gevatter recht. Drauf nahm er den Apotheker auch auf die Seite und sagte: „Helst mir heute meinen Gevattermann zudecken“, und tat ihm den nämlichen Vorschlag. Dem Apotheker war's auch recht, und jeder dachte: Das gibt ein Spaß. Also tranken sie miteinander sieben Maß Wasser Durlacher Eich über der Mahlzeit und noch drei Maß stehenden Fußes auf viel nachfolgende. Als er ihnen die vierte einzuschenken wollte, sagte der Gevattermann: „Ich kann nimmer, er ist mir zu stark.“ Der Apotheker sagte: „Ich kann auch nimmer. Ich muß noch Bärenbreck kochen, wenn ich heimkomme.“ Doch nahmen sie noch eins zur schuldigen Danksagung. Unterwegs sagte der Gevatter des Cyriaks: „Apotheker, heut habt Ihr ein Meisterstück gemacht. Ich kann nicht begreifen, wie Ihr noch aufrecht gehen könnt.“ Der Apotheker sagte: „Mich wundert's, daß Ihr nicht blindhagelvoll seid.“ – „So?“ sagte der Gevattermann: „drum hab' ich Wasser getrunken.“ Da gingen dem Apotheker die Augen auf und sagte: „Ich auch.“ Da gingen dem Gevattermann auch die Augen auf.

Der Geizige

Ein geiziger Mann hatte ein einträgliches Geschäft in einem Städtlein. Weil aber dort alles ein wenig teurer



war, so wohnte er eine halbe Stunde davon in einem Dorf und ging alle Morgen hinein und alle Abende wieder hinaus. Wenn ihn nun ein Nachbar um einen Gefallen ansprach: „Seid so gut und richtet mir in der Stadt dies oder jenes aus, sonst muß ich den Gang selber tun“, so sagte er: „Ist's nicht genug, wenn ich die Schuhsohlen in meinen eigenen Geschäften ablaufe? Soll ich die Eurigen auch noch versehen?“ Wenn nun der Nachbar sagte: „Ihr müßt ja den Gang doch tun, ob Ihr mir daneben einen kleinen Dienst erweist oder nicht“, so erwiderte er: „Und wenn ich Euch den Dienst nicht erweise, so müßt Ihr doch auf Euern eigenen Sohlen in die Stadt gehen, ob ich daneben den nämlichen Gang auch mache oder nicht.“ Sagte nun der Nachbar: „Wißt Ihr was? Ich will Euch meine Schuhe leihen“, so tat er ihm den Gefallen. Lieh er aber ihm die Schuhe nicht, so tat er ihm auch den Gefallen nicht.

Der Lehrjunge

Eines Tags wurde in Rheinfelden ein junger Mensch wegen eines verübten Diebstahls an den Pranger gestellt, an das Halseisen, und ein fremder, wohlgekleideter Mensch blieb die ganze Zeit unter den Zuschauern stehen und verwandte kein Auge von ihm. Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelassen wurde von seinem



Ehrenposten und zum Andenken noch 20 Prügel bekommen sollte, trat der Fremde zu dem Hatschier, drückte ihm einen Kleinen Taler in die Hand und sagte: „Setz ihm die Prügel ein wenig kräftig auf, Herr Haltunsfest! Gebt ihm die besten, die Ihr ausbringen könnt.“ Und der Hatschier mochte schlagen, so stark er wollte, so rief der Fremde immer: „Besser! Noch besser!“ Und den jungen Menschen auf der Schranne fragte er bisweilen mit höhnischem Lachen: „Wie tut's, Bürschlein? Wie schmeckt's?“

Als aber der Dieb zur Stadt war hinausgejagt worden, ging ihm der Fremde von weitem nach, und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, sagte er zu ihm: „Kennst du mich noch, Gutschick?“ Der junge Mensch sagte: „Euch werde ich sobald nicht vergessen. Aber sagt mir doch, warum habt Ihr an meiner Schmach eine solche Schadensfreude gehabt und an dem Paß, den mir der Hatschier mit dem Weidenstumpen geschrieben hat, so ich doch Euch nicht bestohlen, auch mein Leben lang sonst nicht beleidiget habe.“ Der Fremde sagte: „Zur Warnung, weil du deine Sache so einfältig angelegt hast, daß es notwendig herauskommen mußte. Wer unser Metier treiben will, ich bin der Zundelfrieder“, sagte er — und er war's auch —, „wer unser Metier treiben will, der muß sein Geschäft mit List anfangen und mit Vorsicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre



gehen willst, denn an Verstand scheint es dir nicht zu fehlen, und eine Warnung hast du jetzt, und so will ich mich deiner annehmen und etwas Rechtes aus dir machen.“ Also nahm er den jungen Menschen als Lehrjungen an, und als es bald darauf unsicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit sich in die spanischen Niederlande.

Der Wasserträger

In Paris holt man das Wasser nicht am Brunnen. Wie dort alles ins Große getrieben wird, so schöpft man auch das Wasser ohmweise in dem Strom, der hindurch fließt, in der Seine, und hat eigene Wasserträger, arme Leute, die jahraus, jahrein Wasser in die Häuser bringen und davon leben. Denn man müßte viel Brunnen graben für fünfmalhunderttausend Menschen in einer Stadt, ohne das unvernünftige Vieh. Auch hat das Erdreich dort kein ander trinkbares Wasser; solches ist auch eine Ursache, daß man keine Brunnen gräbt.

Zwei solche Wasserträger verdienten ihr Stücklein Brot und tranken am Sonntag ihr Schöppllein miteinander manches Jahr, auch legten sie immer etwas wenig von dem Verdienst zurück und setzten's in die Lotterie.

Wer sein Geld in die Lotterie trägt, trägt's in den Rhein. Fort ist's. Aber bisweilen läßt das Glück unter



viel Tausenden einen etwas Namhaftes gewinnen und trompetet dazu, damit die andern Loren wieder gelockt werden. Also ließ es auch unsere zwei Wasserträger auf einmal gewinnen, mehr als 100 000 Livres. Einer von ihnen, als er seinen Anteil heimgetragen hatte, dachte nach: Wie kann ich mein Geld sicher anlegen? Wieviel darf ich des Jahrs verzehren, daß ich's aushalte und von Jahr zu Jahr noch reicher werde, bis ich's nimmer zählen kann? Und wie ihn seine Überlegung ermahnte, so tat er, und ist jetzt ein steinreicher Mann, und ein guter Freund des Hausfreunds kennt ihn.

Der andere sagte: „Wohl will ich mir's auch werden lassen für mein Geld, aber meine Kunden geb' ich nicht auf, dies ist unklug“, sondern er nahm auf ein Vierteljahr einen an, einen Adjunkt wie der Hausfreund, der so lang sein Geschäft verrichten mußte, als er reich war. Denn er sagte: „In einem Vierteljahr bin ich fertig.“ Also kleidet er sich jetzt in die vornehmste Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer schöner als der andere, ließ sich alle Tage frisieren, sieben Locken übereinander, zwei Finger hoch mit Puder bedeckt, mietete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ alle Tage einen Ochsen schlachten, sechs Kälber, zwei Schweine für sich und seine guten Freunde, die er zum Essen einladete, und für die Musikanten. Vom Keller bis in das Speisezimmer standen zwei Reihen Bediente und reichten



sich die Flaschen, wie man die Feuereimer reicht bei einem Brand, in der einen Reihe die leeren Flaschen, in der andern die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, sondern wenn er in die Komödie fahren wollte oder ins Palais-Royal, so mußten ihn sechs Bedienten in die Kutsche hineinbringen und wieder hinaus. Überall war er der gnädige Herr, der Herr Baron, der Herr Graf und der verständigste Mann in ganz Paris. Als er aber noch drei Wochen vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkasten griff, um eine Handvoll Dublonen ungezählt und unbeschaut herauszunehmen, als er schon auf den Boden der Kiste griff, sagte er: „Gottlob, ich werde geschwin- der fertig, als ich gemeint habe.“ Also bereitete er sich und seinen Freunden noch einen lustigen Tag, wuschte alsdann den Rest seines Reichthums in der Kiste zusammen, schenkte es seinem Adjunkt und gab ihm den Abschied. Denn am andern Tag ging er selber wieder an sein altes Geschäft, trägt jetzt Wasser in die Häuser wie vorher, wieder so lustig und zufrieden wie vorher. Ja, er bringt das Wasser selbst seinem ehemaligen Kameraden, nimmt ihm aus alter Freundschaft nichts dafür ab und lacht ihn aus.

Der Hausfreund denkt etwas dabei, aber er sagt's nicht.



Die Tabaksdose

In einer niederländischen Stadt in einem Wirtshaus waren viele Leute beisammen, die einander einesteils kannten, zum Teil auch nicht. Denn es war ein Markttag. Den Zundelfrieder kannte niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein“, sagte ein dicker, bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirt und nahm eine Prise Tabak aus einer schweren, silbernen Dose. Da sah der Zundelfrieder zu, wie ein windiger, gewürfelter Gesell sich zu dem dicken Mann stellte, ein Gespräch mit ihm anfang und ein paarmal wie von ungefähr nach der Rocktasche schaute, in welche der Mann die Dose gesteckt hatte. Was gilt's, dachte der Frieder, der führt auch etwas im Schild? Anfänglich stand der Gesell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, setzte sich auch auf die Bank und sprach mit dem Dicken allerlei kuriose Sachen, woran dieser Mann viel Spaß fand. Endlich kam ein Dritter. „Erküse“, sagt der Dritte, „kann man auch noch ein wenig Platz hier haben?“ Also rückte der windige Gesell ganz nahe an den dicken Mann hin und diskurierte immer fort: „Ja“, sagte er, „ich habe mich ein Rechtes verwundert, als ich in dieses Land kam und sah, wie die Windmühlen so flätig vom Winde umgetrieben werden. Bei mir zulande geht das ganze Jahr kein Lüftlein. Also muß man die Windmühlen anlegen, wo die Wachteln



ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Milliontausend Wachteln kommen vom Meer her aus Afrika und fliegen über die Mühlenräder, so fangen die Mühlen an zu gehen, und wer in dieser Zeit nicht kann mahlen lassen, hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus.“ Darüber geriet der dicke Mann so ins Lachen, daß ihm fast der Atem verging, und unterdessen hatte der schlaue Gesell die Dose. „Aber jetzt hört auf“, sagte der Dicke. „Es tut mir weh im Kreuz“, und schenkte ihm von seinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausgetrunken hatte, sagte er: „Der Wein ist gut. Er treibt. Erküße“, sagte er zu dem Dritten, der vorne an ihm saß, „laßt mich einen Augenblick heraus!“ Den Hut hatte er schon auf. Als er aber zur Tür hinausging und fort wollte, ging ihm der Zundelfrieder nach, nahm ihn draußen auf die Seite und sagte zu ihm: „Wollt Ihr mir auf der Stelle meines Herrn Schwagers seine silberne Dose herausgeben? Meint Ihr, ich hab's nicht gemerkt? Oder soll ich Lärmen machen? Ich hab' Euch schonen wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen.“ Als nun der Dieb sah, daß er verraten sei, gab er zitternd dem Frieder die Dose her und bat ihn vor Gott und nach Gott, stille zu sein. „Seht“, sagte der Frieder, „in solche Not kann man kommen, wenn man auf bösen Wegen geht. Euer Leben lang laßt es Euch zur Warnung dienen. Unrecht Gut faßelt nicht.“



Ehrlich währt am längsten.“ Den Hut hatte der Frieder auch schon auf. Also gab er dem Gesellen noch eine Prise Tabak aus der Dose und trug sie hernach zu einem Goldschmied.

Hagenloch

Bergauf, bergab ritt der Herzog von Württemberg auf der Jagd und wieder bergauf. Als er oben war, jenseits hinab erblickte er ein Dörflein und fragte zwei Männer, die auf dem Berge standen: „Wie heißt das Dorf da unten?“ Da bückten sich die zwei, daß hinter ihnen die Lännlein in großer Gefahr waren, und „Hagenloch“ sagte der eine. „Wem gehört's? fuhr der Herzog fort. Da stieß der zweite den ersten mit dem Ellenbogen in die Rippen, daß ihm der Atem verhielt. „Es gehört Euer Hochfürstlichen Durchlaucht“, sagte er gleichwohl. „Ich bin der Weidgesell.“ Als aber der Herzog vorbei war, sagte der andere: „Dumme Kuh, konntest du nicht sagen, es sei hechingisch, wenn er's nicht weiß? Bei dieser Gelegenheit hätten wir das Dörflein können frei machen.“

Merke: Der Herzog hätt's doch erfahren.

Zwei honette Kaufleute

Zwei Besenbinder hatten nebeneinander feil in Hamburg. Als der eine schon fast alles verkauft hatte, der



andere noch nichts, sagte der andere zu dem einen: „Ich begreife nicht, Kamerad, wie du deine Besen so wohlfeil geben kannst. Ich stehle doch das Reis zu den meinigen auch und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem Binden.“ – „Das will ich dir wohl glauben, Kamerad“, sagte der erste; „ich stehle die meinigen, wenn sie schon gebunden sind.“

Der listige Quäker

Die Quäker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hierzuland die Wiedertäufer ungefähr, und dürfen vieles nicht tun nach ihren Gesezen: nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehen, aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal abends auf einem gar schönen, stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht, ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn sie waren alle ausgebissen, nicht am Haber, aber am Stroh. „Kind Gottes“, sagte der Räuber, „ich möchte meinem armen Tier da, das sich noch dunkel an den Auszug der Kinder Israel aus Agypten erinnern kann, wohl auch ein so gutes Futter gönnen, wie das



Eurige haben muß dem Aussehen nach. Wenn's Euch
 recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine ge-
 ladene Pistole bei Euch, aber ich." Der Quäker dachte
 bei sich selbst: Was ist zu tun? Wenn alles fehlt, so
 hab' ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites
 Leben. Also tauschten sie miteinander, und der Räuber
 ritt auf dem Roß des Quäkers nach Haus, aber der
 Quäker führte das arme Tier des Räubers am Zaum.
 Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser
 kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte:
 „Geh voraus, Lazarus; du wirst deines Herrn Stall
 besser finden als ich.“ Und so ließ er das Pferd voraus-
 gehen und folgte ihm nach Gasse ein, Gasse aus, bis
 es vor einer Stalltüre stehenblieb. Als es stehenblieb
 und nimmer weiterwollte, ging er in das Haus und in
 die Stube, und der Räuber setzte gerade den Fuß aus
 dem Gesicht mit einem wollenen Strumpf. „Seid Ihr
 wohl nach Hause gekommen?“ sagte der Quäker. „Wenn's
 Euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder
 aufheben, er ist ohnedem nicht gerichtlich bestätigt. Gebt
 mir mein Kößlein wieder, das Eurige steht vor der
 Tür.“ Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er
 wohl oder übel, gab er dem Quäker sein gutes Pferd zu-
 rück. „Seid so gut“, sagte der Quäker, „und gebt mir
 jetzt auch noch zwei Taler Rittlohn; ich und Euer Köß-
 lein sind miteinander zu Fuß spaziert.“ Wollte der Spitz-



bube wohl oder übel, mußt' er ihm auch noch zwei Taler Rittlohn bezahlen. „Nicht wahr, das Tierlein läuft einen sanften Trab?“ sagte der Quäker.

Blutbad in Neuburg am Rhein

Als im Dreißigjährigen Krieg der Schwed am Rhein war, stachen einmal die Neuburger eine schwedische Patrouille tot und sagten: „Wenn wir nach Schweden kommen, macht's uns auch so.“ Darob entrüstete sich der schwedische General dergestalt, daß er einen hohen und teuren Schwur tat. „Auch kein Hund soll am Leben bleiben“, schwur er hoch und teuer, und hatte etwas im Kopf, ein Gläslein Norschinger zuviel. Als solches die Neuburger hörten, schlossen sie die Tore zu. Aber am andern Tag, als der Zorn und der Wein von dem General gewichen war, da reute es ihn, denn er war vormittags ein gar menschlicher Herr, und bekam fast große Unsechtung in seinem Gewissen, daß er mit viel unschuldigem Blut sein Wort und seinen Eid solt' lösen. Also ließ er den Feldprediger kommen und klagte ihm seine Not. Der Feldprediger meinte zwar, maßen der Felshauptmann einen Schwur getan hätte, der Gott leid sei, so sei brechen besser als halten. Das glaubte der Felshauptmann nicht, denn er hielt sein Wort und seinen Schwur über alles teuer. Aber nach langem Besinnen



kam's auf einmal wie Sonnenschein in sein Angesicht und sagte: „Was ich geschworen habe, das will ich auch halten, Punktum!“ Als aber die schwedischen Zimmerleute das Stadttor hatten eingehauen und der Feldhauptmann ritt selber mit drei Fähnlein hinein, befahl er, alle Hunde im Städtlein zu töten, aber die Menschen ließ er leben, und wurden selbigen Tages neunzehn große Metzgerhunde, drei Schäferhunde, vierundsechzig Pudel, acht Windspiele, zwölf Dachshunde und zwei gar feine Möpserlein jämmerlich teils zusammengehauen, teils mit Büchsen zu Tod geschossen. Also hat der Feldhauptmann das menschliche Blut verschont und doch seinen Eid gehalten. Denn er hatte den Schwur getan: Kein Hund soll am Leben bleiben, und ist auch keiner daran geblieben.

Von dem Hauptplaneten des Jahres

Der Planet Mars sagte eines Abends zu einem Astrologus (der Hausfreund tut nicht gerne groß, am wenigsten unter der Hand): „Astrologus“, sagte der Planet, „du könntest mich wohl auch in den Kalender bringen, so gut als den Adjunkt und seine Schwiegermutter.“ Die meisten Planeten und Astrologen duzen einander; also sagt der Astrologus: „Stehst du nicht schon darin im Jahr neun?“ — „Aber als Hauptplanet und Jah-



resregent“, meinte der Mars. Der Astrolog sagte: „Es kommt mir nicht darauf an. Ich bringe dich hinein. Was prophezeist du von Krieg und Frieden?“ Da wurde der Planetstern feuerrot wie ein glühendes Eisen und auf einmal wieder blaß; denn er sagte: „Es kann ein giftiges Kriegsjahr geben in der Ferne, wenn die Aspekten nicht anderst werden; wenn sie aber anderst werden, so gibt es keins.“ Der Astrologus sagte: „Ich sah dich drum an.“ Denn die Gestirne reden mit den Astrologen durch Farben, und wer die Farbensprache versteht, der kann mit ihnen reden. Der Astrologus fuhr fort und fragte um die Fruchtbarkeit der Erde. Da schangschierte der Planet rosenrot und birkenrot. Ist in gemeines Deutsch zu übersetzen: „Es kann ein fruchtbares Jahr werden. Besonders werden die Mägdelein und die Rosen schön, und die Bäume werden saftige Zweige treiben. Wer im Jahre 1813 die Birkenkur vonnöten hat, kann sich freuen.“ Der Astrologus fragte weiter nach den Krankheiten und Seuchen. Da nahm der Planet eine gar kuriose und zwickerige Farbe an. „Ist das auch eine Frage“, sagte er, „von einem Astrologus? Bin ich ein Apotheker oder ein Bader? Die Leute sollen in zunehmendem Mond nicht mehr essen und trinken und schlafen, allein oder selbender, als ihnen nützlich und gut ist, und im abnehmenden nicht mehr als im zunehmenden, so werden viele gesund bleiben.“



Das ist der Bericht des diesjährigen Hauptplaneten
Mars an die Leser des Hausfreundes.

Der Hausfreund redet
zum drittenmal den geneigten Leser an
und wünscht ihm das neue Jahr

Es ist artig, daß der Hausfreund immer über das an-
dere Jahr etwas Besonders mit dem geneigten Leser zu
reden hat, Anno neun, Anno elf und Anno dreizehn.

Anno elf hat er gesagt, in Zukunft, hoffe er, soll's
mit dem Kalender besser werden. Er hat nicht gesagt:
„im nächsten Jahr“, sondern in Zukunft, nämlich von
Anno dreizehn an.

Denn der Rheinländische Hausfreund hat sich jetzt
seßhaft niedergelassen in Lahr im Breisgau, eine Stunde
von Mietersheim, und hat mit dem Herrn Buchdrucker
Geiger allda und mit dem Herrn Buchdrucker Kaß in
Pforzheim sozusagen gemeine Sache gemacht von wegen
des Kalenders und hofft nun seiner Sache gewiß zu sein
und dem Leser etwas versprechen zu können. Denn der
Herr Buchdrucker Geiger sagt: er wolle den Hausfreund
schon drucken und pressen, daß es eine Art habe, nicht
anderst als wie sein eigenes Kind, nämlich den Lahrer
hinkenden Boten, und der Herr Buchdrucker Kaß will
auch nichts ermangeln lassen.



Erstlich versprechen sie bei Verlust des Privilegiums, wieder jeden Bogen besonders zu drucken, wie es ehemals geschah, und in ihrer Druckerei sei es nie anderst üblich gewesen.

Zweitens sagt der Herr Geiger; Man bekommt heutzutage kein gutes Ziegelmehl mehr, ich will lieber Zinnober nehmen.

Drittens sieht er's zwar als eine sehr nützliche Übung der Kinder im Buchstabieren an, wenn man zwei Zeilen ineinander hineindruckt, eine mit roten Buchstaben und eine mit schwarzen, damit die Kinder die roten Feiertage aus den schwarzen Werktagen buchstabenweis herausklauben können, wie man die Erbsen und die Wicken auseinander lieft. Ja, er behauptet, wer gut mit der Schrift umgehen könne, habe überdies einen großen Vorteil dabei, daß er zwei Zeilen auf einmal lesen könne. Dessenungeachtet sagt er, er sei kein Freund von Neuerungen, was auch löblich ist, und wolle lieber die Zeilen wieder eine unter die andere drucken, wenn man auch mehr Zeit dazu brauche, eine nach der andern zu lesen, als beide auf einmal.

Viertens will er die roten Namen so drucken, daß man deutlich unterscheiden könne, ob's Estomihl oder Trinitatis heißt.

Fünftens will er dem Mond ein ordentliches Gesicht anmalen, daß er nicht im Neulicht aussieht wie ein Mohr, an dem man auf drei Schritte keine Nase und



keine Lippen unterscheiden kann, oder wie eine schwarze Mondfinsternis, und im Volllicht wie eine rote.

Sechstens, wenn der Herr Kaß an die Abbildungen kommt, will er dem Papier den Model dazu nicht nur von weitem zeigen, sondern er will ihn wirklich darauf drucken; ja, wenn die Zeiten wieder besser werden, ist er imstand und läßt sie auch anstreichen.

Kurz, dieser schöne, nagelneue Jahrgang auf tausendachthundertdreizehn, der jetzt dem Leser in die Hände geliefert wird, soll als ein Muster dienen für die Zukunft, und der Hausfreund will den geneigten Leser treulich ermahnt haben, diesen Kalender auf 1813 wohl zu betrachten und sorgfältig aufzubewahren, damit er den Herrn Geiger und den Herrn Kaß gleich am Ohr nehmen kann, wenn sie über kurz oder lang nicht einhalten wollten, bis 1843. Denn der Akford dauert dreißig Jahre.

Der Hausfreund, wenn er daran denkt, wie mancher geneigte Leser in dreißig Jahren nimmer fragen wird: „Den wievielten haben wir heut?“ oder: „Wann geht der Mond auf?“, und wie manches junge Blut im Kalender lesen wird, das noch nicht da ist, so könnte er darob fast ein wenig weichmütig werden, zumal er selber kein heuriges Häslein mehr ist und nicht weiß, wer heute oder morgen in seinen Akford mit dem Herrn Geiger und Herrn Kaß eintreten wird. Man achtet's just nicht groß,



wie immer einer geht und einer kommt, bis man sich zuletzt unter ganz andern Leuten befindet als im Anfang. Nicht anderst als auf einem Jahrmarkt; den ganzen Tag ist der Platz voll Menschen, absonderlich vor dem Stand des Zweibaßenkrämers oder des Bildermanns, oder wo der Kalender verkauft wird; aber nachmittags sind wieder ganz andere Leute da als vormittags, und niemand hat gemerkt, daß die ersten fortgegangen und die andern gekommen sind. Also auch auf dem großen Jahrmarkt der Welt und des Lebens. Alle Jahre geht etwas, und etwas kommt, und einer, der sich da und da in der Fremde gesetzt hat, wie der Hausfreund in Lehr, wenn er nach dreißig Jahren zum erstenmal wieder in seine Heimat kommt, ein neues Geschlecht wohnt in den alten Häusern, andere Gesichter schauen zu den Fenstern heraus, andere Kinder spielen auf der Gasse. Oder er kommt an einem Sonntag. Andere Kinder läuten in der Kirche, ein anderer Pfarrer tritt aus der Sakristei heraus auf die Kanzel, ein anderer Herr Schulmeister oder Provisor schlägt den Choral. Aber die Leute im Dorf kennen einander noch alle und merken nicht sehr, daß sich fast alles geändert und gewechselt hat.

Wenn man das am 31. Dezember 1812 oder auch heute schon bedenkt, sollte man sich fast entschließen, den Leuten, mit denen man zu leben hat, im neuen Jahr viel Liebe und Freude zu beweisen, weil man nicht wissen



kann, wie lange sie einem noch Zeit dazu lassen; ja man sollte nicht vergessen, daß man auf der großen Scheibe selber immer weiter hinausrücket an den Rand, weil auf der andern Seite immer Neue nachrücken, die auch wollen Platz haben.

Der Hausfreund gefällt sich in solchen Betrachtungen bei dem Jahreswechsel, will aber diesmal nicht fortfahren, weil er nur ein Wort von wegen dem Herrn Geiger und Herrn Kaß zu reden hatte, und wünscht seinen Lesern zum neuen Jahr insgesamt des Lieben und Guten so viel, als jeder ertragen kann, süße Lebküchlein den artigen Kindern, den unartigen Zucht und geschmeidige Ruten, Sittsamkeit der Jugend, Freude und Trost dem Alter, allen ein frommes Herz und denen, die den Schluß des neuen Jahres nicht auszuwarten gedenken, noch viel warme, schöne Tage und weit hinten im Jahr ein sanftes Ende.

Die Schmachschrift

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz aufgeheftet wurde und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät“, sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute nacht eine Ehre widerfahren, das und das. Alles hab' ich nicht lesen kön-



nen, denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich gelesen habe, ist nichts Gutes“, da sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhänge und eine Schildwache dazustelle, auf daß jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute gibt.“ Nachderhand geschah nichts mehr.

Nicht ebenso dachte der Amtschreiber von Brassenheim. Denn Brassenheim ist ein Amtstädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Haustüre geklebt hatte, wurde er ganz erboft und ungebärdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum und schlug der unschuldigen Kaze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte: „Bist du verrückt, oder was fehlt dir?“ Der Amtschreiber sagte: „Da lies! Du hast deinen Teil auch darin.“ Als das die losen Bögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtschreiber also im Harnisch sei, hatten sie große Freude daran und sagten: „Heut nacht tun wir's wieder.“ Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandtät gebracht wurde und ein Rezept für lahmgeschlagene Kazen darin, ward er noch viel wütender und warf Tische und Stühle zusammen, ja er schrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihn geschrieben hatte und den Sand darauf



streuen wollte, ergriff er in der Rasche statt der Sandbüchse das Tintenfaß und goß die Tinte über den Bericht und über die weißtüchernen Amtshosen.

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: „Hansstoffel“, sagte er, „vigiliere heut nacht um das Haus herum, bis der Hahn kräht, und wenn du den Rujonen attrappierst, so bekommst du einen Großen Taler Fanggeld. Ich will sehen“, sagte er, „ob ich mir soll auf der Nase herumtanzen lassen.“

Etwas nach elf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten heraus, und der Herr Amtschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf frischer Tat erstechen könnte. „Herr Amtschreiber“, sagte der Stoffel, „ich will nur melden, daß heute nacht nichts passiert ist, wenn Sie mir erlauben, jetzt ins Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirtshäuser sind leer, die zwei Letzten sind nach Haus gegangen, und des Wagner Mattheisen Hahn hat zweimal hintereinander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen.“ Da fuhr ihn der Amtschreiber wie ein betrunkenes Heide an: „Dummes Vieh, auf der Stelle begib dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leib entzwei“, sagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leser denkt: Was gilt's, während der Stoffel bei dem Amtschreiber war, ist die



britte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herabkommt, findet er sie jetzt. Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubentür war und der Amtschreiber ihm noch einmal nachsah: „Hansstoffel“, rief er ihm, „komm noch ein wenig daher!“ – Der Stoffel kam. – „Dreh dich um! Was hast du auf dem Rücken?“ – „Will's Gott, keinen Galgen“, sagte der Stoffel. – „Nein, vermaledeiter Dummkopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill.“ – Wie gesagt, so erraten; der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und standen darin noch viel mutwilligere Dinge als in dem ersten und zweiten, und unter andern ein Rezept für Tintenflecke aus den Amtshosen zu bringen. Dies war so zugegangen. Als der Stoffel noch vor dem Haus gefessen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und einer von ihnen hatte schon die dritte Pasquille auf der flachen Hand liegen, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hineinlag, die äußere Seite aber war mit Teig bestrichen, daß er im Vorbeigehn die Schrift nur an die Türe hätte drücken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtschreibers vor der Türe sitzen sahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel: „Ei, guten Abend“, sagte der eine, „was schafft Er Guts hier, Herr Hansstoffel? Was gilt's, Er kann nicht hinein!“ Da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse und bis wann, und



wie ihm bereits die Zeit so lange sei, und es komme doch niemand. „Ei“, sagte der eine, „die Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, und die Wirtshäuser sind leer, und wir zwei sind die letzten, die heimgehen. Also gehe Er in Gottes Namen ins Bett.“ Der andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihm im Fortgehen sanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb, und sagte: „Gute Nacht, Herr Hansstoffel, schlaf' Er wohl!“ — „Ebenfalls!“ sagte der Stoffel, und als sie um das Eck herum waren, krächte einer von ihnen zweimal wie ein Hahn oder wie der russische General-Feldmarschall Sumarow Fürst Italinsky im Lager. Also brachte der Stoffel dem Amtschreiber die Pasquille selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtschreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaßvögel sagten: „Der Klügste gibt nach. Jetzt wollen wir's aufgeben, eh es zu bösen Häusern geht“, und jedermann, der davon erfuhr, lachte den Amtschreiber aus.

Merke: Der König von Preußen hat sich in diesem Stücke klüger betragen als der Herr Amtschreiber von Brassenheim.



Der Prozeß ohne Gesetz

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute gibt, gibt es solche auch unter dem achtungswerten Bauernstand; sonst wär' es nicht nötig. Ein solcher schob eines Morgens einen schwarzen Rettich und ein Stück Brot in die Tasche, und „Frau“, sagte er, „gib acht zum Haus, ich gehe jetzt in die Stadt“. Unterwegs sagte er von Zeit zu Zeit: „Dich will ich bekommen. Mit dir will ich fertig werden“, und nahm allemal eine Prise darauf, als wenn er den Tabak meinte, mit ihm woll' er fertig werden, er meinte aber seinen Schwager, den Olmüller. In der Stadt ging er geradeswegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe mit seinem Schwager wegen einem Stück Aeben im untern Berg, und wie einmal der Schwed am Rhein gewesen sei und seine Boreltern drauf ins Land gekommen seien, der Schwager aber sei von Enzberg im Württembergischen, und der Herr Advokat soll jetzt so gut sein und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabakspfeife im Mund, sie rauchen fast alle, tat gewaltige Züge voll Rauch, und es gab lauter schwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand natürlich. „Guter Mann“, sagte er, „wenn's so ist, wie Ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt Ihr nicht



gewinnen“, und holte ihm vom Schafst das Landrecht hinter einem porzellanen Tabakstopf hervor. „Seht da“, schlug er ihm auf, „Kapitel soundsoviel, Numero vier, das Gesetz spricht gegen Euch unverrichteter Sachen.“ Indem klopfte jemand an der Türe und tritt herein, und ob er einen Zwerchsaft über die Schulter hängen hatte und etwas drin, genug, der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits. „Ich komm' gleich wieder zu Euch.“ Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellt er den rechten Fuß ein wenig vor und schlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, teils weil es dortzuland zum guten Vortrag gehört, teils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche. „Ihr Gnaden“, sagte er zu dem Advokaten, „ich hab' mich unterdessen besonnen. Ich meine, ich will's doch probieren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten“, und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte und sagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat sagte: „Ich habe aufrichtig mit Euch gesprochen und Euch klaren Wein eingeschenkt.“ Der Bauersmann schaute unwillkürlich auf den Tisch, aber er sah keinen. „Wenn Ihr's wollt drauf ankommen lassen“, fuhr der Advokat fort, „so kommt's mir auch



nicht drauf an.“ Der Bauersmann sagte: „Es wird nicht alles gefehlt sein.“

Kurz, der Prozeß wird anhängig, und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig mußte, wie alle. Item, was geschieht? Der Gegenpart hatte einen saumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin, und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizierte: „Aber nicht wahr“, sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechtshandel hab' ich gut für Euch geführt?“ – „Den Ruckuck hat Er“, erwiderte der Bauersmann und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor: „Sieht Er da? Kann Er gedruckt lesen? Wenn ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätt' den Prozeß lang verloren.“ Denn er meinte wirklich, der Prozeß sei dadurch zu seinem Vorteil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, sooft er eine Priese nahm, machte er allemal ein psiffiges Gesicht und sagte: „Mit dir bin ich fertig worden, Dlmüller.“

Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.



Die gute Mutter

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das bei der Armee war und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein“, sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen.“ Und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannistor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüter sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Kolmar nicht, so geh' ich nach Straßburg, find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nacher Mainz.“ Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde“, sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsäßer Ber-



gen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen partienweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskutierten miteinander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, da sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann.“ Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu tun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch so möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden.



Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen“, und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General.“ Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General“, und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein“, und „Ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer.“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche“, und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzlich Eure Bagage abladen ab dem Postwagen und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse und Euch hinausführe zu Eurem Herrn Sohn in das Lager.“ Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war



ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie“, da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe und die Hebe und die Demut schwammen ineinander und gossen sich in Tränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirt zurückkam, sagte er, das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah. Und der Hausfreund sagt: Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will.

Das gute Werk

Der sogenannte Lügenprophet Mohammed hat manches gesagt und getan, was ein christliches Herz nicht gutheißen oder verantworten könnte. Aber alles ist auch nicht gefehlt, was Mohammed gesagt oder getan hat. Einmal kommt ein Araber zu ihm: „Gesandter Gottes, ich habe



das Gesetz der Fasten gebrochen, das Fleisch ist schwach.“ Der Prophet sagte: „Hast du ein böses Werk begangen, so mußt du es mit einem guten büßen. Es gibt keine schönern Bußen als gute Werke. Hast du einen Sklaven“, fragte ihn der Prophet, „den du freilassen kannst?“ Der Araber fing an zu lachen und sagte: „Sklaven freilassen, und ich! Wie komm' ich mir vor!“ Der Prophet fuhr fort: „Kannst du die Fasten noch einmal von vorne anfangen?“ Der Araber erwiderte: „Ich bin's nicht kapabel. Wer für Frau und Kinder arbeiten soll, muß auch gehörig essen.“ Der Prophet fuhr fort: „Kannst du sechzig Arme speisen?“ Der Araber erwiderte: „Nicht sechzig Mäuse, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig.“ Da brachte man dem Propheten seine Mahlzeit, Datteln und ein Stück Fleisch, und er sagte dem Araber: „So nimm dieses Stück Fleisch und bring's in deinem Namen einem Armern, als du bist, zum Almosen!“ Der Araber erwiderte: Gibt's noch einen Armern, als ich bin? Ich weiß keinen.“ Da fuhr der Prophet fort: „Weißt du was? So bring's deinen Kindern, die sollen es essen. Deine Kinder sind noch ärmer, als du bist.“ — So hat Mohammed gesagt und getan.



Das letzte Wort

Sonst sagt man: Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand'. Manchmal aber kann man auch sagen: „Der Schreiber an die Wand schreibt seine eigene Schand'“, zum Beispiel der weiland Herr Kanzler Hans Kurz von Württemberg. Ob derselbe mit den Geschäften seiner Herren Räte und Schreiber zufrieden war oder nicht zufrieden, genug, er ergriff eines Tages ein Stücklein Kreide und schrieb an die Türe der Kanzleistube:

Allhier geht's wunderbarlich zue.

Bald darauf, als der Herzog selber diese Zelle erblickte, ob derselbe sonst mit dem Kanzler zufrieden war oder nicht zufrieden, genug, er suchte ebenfalls ein Stücklein Kreide und schrieb darunter die zweite Zeile:

Hans Kurz hilft auch dazue.

Bald darauf, als wieder diese Worte der Kanzler erblickte, ob er gemerkt hat, daß sie eine vornehmere Hand geschrieben hat, als die seinige war, oder ob er's nicht gemerkt hat, genug, er ließ es darauf ankommen und setzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile:

Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben.

Und zum Trumppaus schrieb er seinen Namen darunter: „Hans Kurz.“ Jetzt komm! — Als aber der Herzog



wieder las, was der Kanzler geschrieben hatte, dachte er: Wart, Kurz, diesmal sollst du das letzte Wort haben. Nämlich er nezte einen Finger und löschte nur die zweite Zeile, die er selber geschrieben hatte, wieder aus, also daß jetzt unter des Kanzlers eigener Schrift die Worte standen: „Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben.“

Als hernach der Kanzler wieder sah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, sondern er nezte ebenfalls einen Finger und löschte seine eigenen zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum andern gesagt: Das habt Ihr getan, oder das hab' ich getan, oder so.

Merke: Man muß sich nie an vornehmern, aber auch nicht an witzigern Leuten reiben wollen, als man selber einer ist, ausgenommen, wenn man eine Unehre davontragen will.

Merke: Gemeine und grobe Naturen schlagen also gleich mit Scheltworten und Fäusten drein, wenn etwas gesagt wird, was auf sie will gemünzt scheinen. Verständige und feine Leute wissen den Mutwillen und die Grobheit auf eine spizige und witzige Art heimzuweisen und ihren Respekt zu erhalten. Der Kanzler hat dem Herzog nichts mehr an die Türe geschrieben.



Die Raben

Zwei gute Freunde, ein Geistlicher und ein Kaufmann, machten miteinander eine Reise. Der Kaufmann neckte im Späß den Geistlichen, und der Geistliche neckte den Kaufmann. Nicht weit von dem Hochgericht, als die Raben aufflatterten und den beiden um die Köpfe flogen, sagte der Kaufmann: „Da haben wir's! Es ist kein Schick dabei, wenn man mit einem Geistlichen reist.“ — Denn manche Leute glauben sonst, es bedeute ein Unglück, wenn einem die Raben über den Kopf fliegen. — Der Geistliche sagte: „Glaubt doch nicht so einfältige Fabeln, ein Mann, wie Ihr seid. Ich habe in kurzer Zeit mehrere armen Sünder zum Tod begleitet. Jetzt meinen die dummen Tiere, ich bringe wieder einen, und halten Euch für gute Beute.“ Der Kaufmann sagt: „Herr Pfarrer, Ihr seid ein loser Vogel!“

Das heimliche Gericht

In der großen Stadt, wo unter mehr als 20 000 Dächern so viel Leid und so viel Freude wohnt, und wo neben allen Tugenden alle Laster feilhaben, schlug zu seiner Zeit auch ein leichtfertiges und verdorbenes Herz, und zwar unter dem seidenen Kamisol eines vornehmen jungen Manns, eines Barons. Das Schuldenmachen



verstand er trotz einem, und das Schuldigbleiben noch viel besser. Schön von Angesicht und Wuchs, lieblich in seinem Tun und Wesen, glatt und einschmeichelnd in seinen Reden, verschwenderisch mit dem eigenen reichen Geld und dem geborgten, hatte er alle Mittel in den Händen, die arme, schwache Unschuld zu verführen, und sparte keines. Manche Träne klagte ihn an. Manche Ehe und Familie hat er um ihre Ehre und um ihren Frieden gebracht und lachte dazu. Ja, er war so frech und nannte die Namen tugendhafter Personen, als wenn sie ihm zu Willen gelebt hätten, und war doch nicht dem also. Aber wie lang geht der Krug zum Brunnen? Das Sprichwort gibt Auskunft. Als er einmal auf gleiche Weise eine sehr vornehme Frau in der ganzen Stadt in ein unehrbares Gerede gebracht hatte — die Frau war edel und stolz —, „das soll er nicht umsonst getan haben“, sagte sie mit ernsthaftem Angesicht. Spät eines Abends, als er in seinem Kaleschlein ganz allein in eine lustige Nachtgesellschaft fahren wollte — man kannte seine Wege —, da umringte ihn auf einmal ein Trupp von bewaffneten Reitern, und man gab ihm mit Zeichen zu verstehen, daß er ihnen folgen solle, wenn er nicht wolle niedergestochen sein auf der Stelle. Der junge Leichtsinn dachte: das sind ein paar von meinen lustigen Kameraden, die wollen mir einen Spaß bereiten, und läßt willig einen von ihnen zu sich sitzen und das Leitseil



in die Hand nehmen, läßt sich auch willig von ihm die Augen verbinden. Ich merke schon, dachte er, ich soll nicht wissen, wo sie mich hinführen. Aber wenn sie mir die Binde wieder abnehmen, bin ich in einem Saal voll brennender Wachskerzen und duftender Blumen, voll auserlesener Frauen und Jungfrauen, und eine nach der andern fällt in meine Arme. Weit gefehlt. Vor der Stadt nahm man ihm die Binde wieder ab, aber er erkannte nicht mehr, wo er war. Stumm und ernsthaft ritten die andern Bewaffneten nebenher. Endlich ging's auf einer Zugbrücke über einen tiefen Graben, es ging zwischen hohen, dicken Mauern durch ein enges Tor über einen öden Schloßhof nach einer alten, festen Burg mit kleinen Fenstern und hohen Türmen und Zinnen. Es ging durch einen hohen Turm eine schmale Wendeltreppe hinauf bis vor eine starke, eiserne Tür und durch die Tür hinein in ein ödes Gefängnis. Wie wurde da dem armen Schächer zumute! Ein tannener Tisch, ein Stuhl, ein dürftiges Lager und ein düstres Lämplein waren sein ganzes Geräth, ein Totenkopf auf dem Tisch seine einzige Gesellschaft. Niemand redete mit ihm oder antwortete ihm ein Wort oder eine Silbe. Nur die Schlösser und Riegel rasselten ihm fürchterlich ins Ohr, als man die Zugbrücken hinter ihm aufzog und Tore und Türen siebenfach verschloß. Nur ein vermummter Mann, wenn er ihm einen Krug voll Wasser und ein Laiblein schwarz



Brot brachte, sprach zu ihm: „Geh in dich.“ Nur die Fledermäuse zischten, und die Eulen wehklagten vor dem hohen, schmalen Fensterlein, und die Ratten und Mäuse besuchten nicht ihn, sondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer, scharfer Messerstich durch das Herz, dieser lustige Spaß könne auf gut deutsch heißen furchtbarer Ernst. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn seine bewaffneten Begleiter wieder ab und führten in schweigend die schmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhör, und statt der lieblichen Frauen und Jungfrauen erblickte er zwölf Männer in langen, schwarzen Mänteln sitzend in einem halben Kreis, und der oberste von ihnen nannte ihn mit Namen und Geschlecht und sagte: „Ihr seid vor diesem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und auf Tod als ein gefährlicher Verführer der Jugend und der Unschuld, als boshafter Verleumder der weiblichen Ehre und Tugend. Berantwortet Euch oder nicht, Ihr seid gerichtet.“ Dagegen machte der angstvolle Mensch zwar vielerlei Einwendungen: er wolle wissen, vor wem er stehe; niemand habe über seinen Lebenswandel zu richten; er habe getan, was viele andere auch; das sei nicht dem also und eines; Leichtsinns der Jugend sei kein Verbrechen zum Tode. Allein der Richter sagte: „Wißt Ihr, wo Ihr steht, und wer über Euer Leben zu sprechen hat? Das



heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit versammelt ist und schon andern Leuten, als Ihr seid, das Urtheil gesprochen hat von Rechts wegen“, und ließ ihm sein langes Sündenregister vorlesen und sagte: „Eure Taten richten Eure Worte“, und mit diesen Worten wurde er in sein Gefängnis zurückgeführt und bis zur Nacht seiner Besinnung, seinem Gewissen und seiner Reue überlassen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nämliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Türe niederknien, und der Richter sprach: „Der Stab ist gebrochen über Euer Leben und Eure Sünden“, und kündete ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthauptet und vom Leben zum Tod sollte gebracht werden. Da war es ihm, als ob der Himmel voll Gewitter über ihn herabfallen und die Erde unter ihm versinken wollte; aber alles Flehen, alle Tränen und Verwünschungen seiner angstvollen Seele gingen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er seitwärts im Fackelschein schon sein Totengerüst erblickte, in eine schwach beleuchtete Kapelle geführt, beichtete dort einem Priester und empfing von ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Türe stand sein Sarg. Als aber die Glocke ein Uhr in die schauerliche Nacht schlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Totengerüste getragen, und er mußte hinter



Brot brachte, sprach zu ihm: „Geh in dich.“ Nur die Fledermäuse zischten, und die Eulen wehflagten vor dem hohen, schmalen Fensterlein, und die Ratten und Mäuse besuchten nicht ihn, sondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer, scharfer Messerstich durch das Herz, dieser lustige Spaß könne auf gut deutsch heißen furchtbarer Ernst. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn seine bewaffneten Begleiter wieder ab und führten in schweigend die schmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhör, und statt der lieblichen Frauen und Jungfrauen erblickte er zwölf Männer in langen, schwarzen Mänteln sitzend in einem halben Kreis, und der oberste von ihnen nannte ihn mit Namen und Geschlecht und sagte: „Ihr seid vor diesem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und auf Tod als ein gefährlicher Verführer der Jugend und der Unschuld, als boshafter Verleumder der weiblichen Ehre und Tugend. Berantwortet Euch oder nicht, Ihr seid gerichtet.“ Dagegen machte der angstvolle Mensch zwar vielerlei Einwendungen: er wolle wissen, vor wem er stehe; niemand habe über seinen Lebenswandel zu richten; er habe getan, was viele andere auch; das sei nicht dem also und eines; Leichtsinns der Jugend sei kein Verbrechen zum Tode. Allein der Richter sagte: „Wißt Ihr, wo Ihr steht, und wer über Euer Leben zu sprechen hat? Das



heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit versammelt ist und schon andern Leuten, als Ihr seid, das Urtheil gesprochen hat von Rechts wegen“, und ließ ihm sein langes Sündenregister vorlesen und sagte: „Euere Thaten richten Euere Worte“, und mit diesen Worten wurde er in sein Gefängnis zurückgeführt und bis zur Nacht seiner Besinnung, seinem Gewissen und seiner Reue überlassen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nämliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Türe niederknien, und der Richter sprach: „Der Stab ist gebrochen über Euer Leben und Euere Sünden“, und kündete ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthauptet und vom Leben zum Tod sollte gebracht werden. Da war es ihm, als ob der Himmel voll Gewitter über ihn herabfallen und die Erde unter ihm versinken wollte; aber alles Flehen, alle Tränen und Berwünschungen seiner angstvollen Seele gingen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er seitwärts im Fackelschein schon sein Totengerüst erblickte, in eine schwach beleuchtete Kapelle geführt, beichtete dort einem Priester und empfing von ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Türe stand sein Sarg. Als aber die Glocke ein Uhr in die schauerliche Nacht schlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Totengerüste getragen, und er mußte hinter



seinem Sarg her und daran vorbeigehen und hörte kaum mehr die Worte und den Segen des betenden Priesters, und seine einsinkenden Knie brachten ihn kaum auf das Blutgerüste. Aber als er mit verbundenen Augen und entblößtem Hals den Kopf auf den Block gelegt hatte und den Todesstreich erwartete, rief eine barmherzige Stimme: Gnade! Der geneigte Leser atmet wieder. Aber der arme Sünder war so weit hinweg, daß er das Wort Gnade vor dem Todesstreich nicht mehr unterscheiden konnte, sondern er glaubte, dieses Wort habe seinen Kopf vom Leibe getrennt, und es sei jetzt seine Schuldigkeit, tot zu sein. Denn er fiel in eine so schwere und tiefe Ohnmacht, daß er in der ersten Stunde nicht wußte, was mit ihm vorging.

Als er aber nach einer Stunde wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, es muß einem sonderlich zu Gemüte sein, wenn das letzte, dessen man sich besinnen kann, so viel ist, man sei vor einer Stunde geköpft worden, und weiß selber nicht anderst, als man sei tot und lebt doch —, als aber, wie gesagt, unser Malefikan die Augen aufschlug, erstaunte er noch mehr, denn er befand sich jetzt in einem gar artigen Stüblein auf einem weichen, guten Bett. Zwei Ärzte saßen neben ihm und fragten ihn, wie ihm sei. Man ließ ihm zur Aber, man gab ihm mit Vorsicht stärkende Mittel, er sank in einen süßen, erquickenden Schlaf, und als er nach einigen



Stunden aufwachte, war er völlig wieder hergestellt und fühlte keine andere Schwachheit mehr als einen leeren Magen. Man führte ihn zu einer wohlbereiteten, schmackhaften Mahlzeit, und ein paar vermummte Bedienten warteten ihm auf, wie er es nach seinem Stand und nach seiner Herkunft gewohnt war. Nach der Mahlzeit kam der Gerichtsschreiber und las ihm sein zweites Urteil vor, gab's ihm auch schriftlich mit: „Der geheime Gerichtshof läßt Euch zum letztenmal Begnadigung widerfahren und hofft, er werde an Euerem künftigen Lebenswandel keine Ursache mehr finden, Euch vor seine Schranken zu laden. Siehe zu! Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Ärgeres widerfahre.“ Als es endlich wieder Nacht geworden war, fuhr sein Kaleschlein wieder vor. Die nämlichen Begleiter führten ihn auf die nämliche Art, auf dem nämlichen Weg in die Stadt zurück, auf welchem sie ihn geholt hatten, und als sie ihm früh um 2 Uhr die Binde von den Augen nahmen, befand er sich auf dem nämlichen Platz, von welchem er die dritte Nacht vorher war weggeführt worden wie zu seiner Zeit der Scharfrichter von Landau.

Solche Buße mußte der ausschweifende junge Mann für seine Sünden ausstehen. Aber wie hat der sich gebessert? Von Stund an lebte er so, daß in wenig Jahren sein eigenes Vermögen wieder in gutem Stande war und nach und nach alle seine Schulden bezahlt werden



konnten. Keine Unschuld war mehr durch seine Gelüsten, keine weibliche Ehre durch seine Verleumdung in Gefahr. Alle Sonntage ging er in die Messe, nicht mehr um schöne Mägdelein auszusuchen, sondern seine Sünden zu versöhnen und schöne Gesinnungen in sein Herz zu pflanzen.

Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht

Als der Zundelfrieder bald alle listigen Diebstreiche durchgemacht und fast ein Überleid daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder stiehlt nie aus Not oder aus Gewinnsucht oder aus Liederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes; hat er nicht dem Brassenheimer Müller den Schimmel selber wieder an die Türe gebunden? Was will der geneigte Leser oder des Hausfreunds Reisegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt, fast alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probieren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt.“ Also stahl er in selbiger Nacht eine Geiß, drei Schritte von der Scharwache, und ließ sich attrappieren. Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünfundzwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er: Ich bin noch nicht ehrlich genug.



Deswegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten und gestand bei der weitem Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Kakerlak gewesen sei, das heißt ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er, allerdings wisse er davon, und er sei derjenige. Als ihm den andern Morgen der Spruch publiziert wurde, er müsse ins Zuchthaus, und der Stadtsoldat, der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Tür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumütig: „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden.“ Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sei auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeck Infanterie in Dienst gewesen? Könnt' ich Euch nicht sieben Wunden zeigen aus dem Scheldekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte?“ Der treuherzige Begleiter sagte: „Ich hab's nie weiterbringen können als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten sind schlimm.“ – „Im Gegenteil“, sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deswegen avanciert der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem, der Stadtsoldat wacht für seiner



Mitbürgerleben und Eigentum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegssoldat zieht hinaus ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem“, sagte er, „kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts Ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unserer einer muß sich schon drum totstechen lassen. Ich versichere Euch“, fuhr er fort, „ich und meine Feinde“ (er meinte die Strickreiter), „wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe.“ Der Nagelschmied wurde über diese ehrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportiert, und der Frieder ging immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darin unterscheiden sich die Feldsoldaten von den Stadtsoldaten“, sagte er, „daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch.“ Abends um 4 Uhr, als sie in ein Dörflein kamen und an ein Wirtshaus: „Kamerad“, sagte der Frieder, „wollen wir nicht einen Schoppen trinken?“ — „Herr Kamerad“, erwiderte der Nagelschmied, „was Ihm recht ist, ist mir auch recht.“ Also tranken sie miteinander einen Schoppen, auch eine halbe Maß, auch eine Maß, auch zwei, und Brüderschaft ohnehin, und der Frieder erzählte immerfort von seinen Kriegssaffären, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen



Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilt's, der Herr Bruder ist alsgemach vorausgegangen.“ Nein, er stand nur ein wenig draußen vor der Türe, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder hereinkam, sagte er: „Herr Bruder, der Mond will bald aufgehen. Wenn es dir recht ist, so bleiben wir lieber hier über Nacht.“ Der Nagelschmied, schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint.“ In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Bass in den Diskant und wieder in den Bass durchschnarchte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitierte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen und fand unter andern das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den Zuchthausverwalter war mitgegeben worden. Hierauf probierte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturstiefeln an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab und ging des geraden Wegs fort, so weit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte und den Herr Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draußen sein.“ Freilich war er wieder ein wenig draußen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz, es ist mir ein Unglück passiert. Ich bin ein Arrestant, und der Stadtsoldat von



da und da, der mich transportieren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld hab' ich keins. Weg und Steg kenn' ich nicht, also laßt mir auf Gemeindekosten eine Suppe kochen und verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus." Der Schulz gab ihm eine Bollete an den Gemeindevirt auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh ins Wirtshaus und zeige dem Mann, der dort frühstückt, wenn er fertig ist, den Weg und die Stadt; er will ins Zuchthaus.“ Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war und in der Ebene von weitem die Türme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich nimmer verirren.“ In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Bublein auf der Gasse: „Bublein, wo ist das Zuchthaus?“, und als er es gefunden und vor den Zuchthausverwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund“, sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt Ihr dann den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern.“ Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ei, der Arrestant, der bin ich selber.“ Der Verwalter sagte: „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man



nicht. Gesteht's, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh' es aus allem." Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ich's nicht leugnen. Wenn mir aber Ihre Excellenz“, sagte er zu dem Verwalter, „einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau' ich mir, den Bagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist.“ — „Einfältiger Tropf“, sagte der Verwalter, „was nützt dem Berittenen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll? Können Ihr reiten?“ Der Frieder sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre Württemberger Dragoner gewesen?“ — „Gut“, erwiderte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Ross satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld; ein andermal gebt Achtung“, und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß, wenn er Mannschaft nötig habe zum Streif. Also ritten der Strickreiter und der Zundelfrieder miteinander dahin, um den Zundelfrieder aufzusuchen, bis an einen Scheideweg. An dem Scheideweg sagte der Frieder dem Strickreiter, auf welchem Weg der Strickreiter reiten soll und auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zusammen.“ Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts und machte mit seinem Ausschreiben in allen Dörfern Lärm und ließ



die Sturmglocken anziehen, der Zündelfrieder sei im Revier, bis er an der Grenze war. An der Grenze aber gab er dem Rößlein einen Fißer und ritt hinüber.

So etwas könnte hierzuland nicht passieren.

Der Komet von 1811

Ohne Zweifel wird der geneigte Leser manchmal auch noch an den schönen Kometstern denken, der im Spätjahr 1811 den Himmel geziert hat, und es gern sehen, daß ihn der Hausfreund noch einmal will aufgehen lassen im Kalender.

Hat er nicht alle Nacht ausgesehen wie ein heiliger Abendsegen oder wie ein Priester, wenn er in der Kirche herumgeht und das Weihwasser aussprengt, oder zu sagen, wie ein vornehmer, guter Freund der Erde, der eine Sehnsucht nach ihr hat, als wenn er hätte sagen wollen: Ich bin auch einmal eine Erde gewesen wie du, voll Schneegestöber und Gewitterwolken, voll Spitäler und Mumfordischer Suppenanstalten und Kirchhöfe. Aber mein Jüngster-Tag ist vorüber und hat mich verklärt in himmlische Klarheit, und ich käme gern zu dir herunter, aber ich darf nicht, daß ich nicht wieder unrein werde an dem Blut deiner Schlachtfelder. Er hat nicht so gesagt, aber es schien so, denn er kam immer schöner und heller, je näher, immer freundlicher und fröhlicher, und als er



sich entfernte, ward er wieder blaß und trübsinnig, als ob es ihm selber zu Herzen ginge.

Fragt sich nun: was hat der Komet bedeutet, und was hat er auszuweisen gehabt? Antwort: Nichts als Gottes Allmacht, des Sternsehers Wiß, einen reichen Herbst und einen langen, schönen Nachsommer.

Schon am 26. März hat ihn ein französischer Sternseher in Bivieres in Frankreich entdeckt als ein kleines, fremdes Sternlein, noch in einer entseßlichen Ferne, und gesagt: Es steht ein Komet am Himmel. Denn die Franzosen finden's gleich, wenn etwas ist. Seit dieser Zeit kam er aus der Ferne heraus immer näher gegen die Sonne und gegen die Erde. Ungefähr in der Mitte des Septembers ging er auf seinem Lauf am nächsten bei der Sonne vorüber; ungefähr in der Mitte des Oktobers war er am nächsten bei der Erde. Aber er war etwas weiter noch von der Erde entfernt, als die Erde selber von der Sonne ist.

Wäre er aber zwanzig Wochen früher eingetroffen, so wäre er uns bis auf 8 Millionen Meilen nahegekommen, und sein Licht hätte noch um zehnmal heller geschienen. Vom 16. Oktober aber entfernte er sich wieder, und zwar im November täglich um 360 000 Meilen, im Dezember aber schon um 500 000 Meilen.

Ein geschwindes Gefährt und wahrscheinlich doch kein leichtes. Man kann nicht recht sagen, wie groß die



Kometen sind, weil ihr Körper in ihrem Lichtschein eingehüllt und verborgen ist. Nach der Ausrechnung eines Sternsehers in Dorpat wäre dieser 25000mal größer als die Erde, 1448000mal größer als der Mond und nur etwas über 57mal kleiner als die Sonne, und sein schöner, strahlender Schweif, der doch auch mit mußte, hatte im September eine Länge von einer halben Million Meilen. Aber bei dieser Größe ist er doch selbst den Sternkundigen im Februar 1812 verlorengegangen, und der ihn erschaffen hat, weiß, wenn er wiederkommt. Wenn man demselben Sternseher glauben will, der ihn in Vivieres zuerst gesehen hat, so ist es derselbe Wunderstern, der im Jahre 1301 gestanden ist, weil beide einerlei Lauf hatten, und käme also ungefähr nach 510 Jahren wieder. Nach einer andern Berechnung aber braucht er wenigstens 3000 Jahre dazu. Aus diesem Unterschied aber ist zu schließen, daß man so eigentlich nicht sagen kann, wann er wiederkommt.

Aber jetzt weiß der geneigte Leser doch noch nicht, was der Komet ist. Antwort: Der Sternseher weiß es für ganz gewiß auch nicht. Was man an diesem teils nun herausgebracht, teils bestätigt gefunden hat, ist so viel, als folgt:

Erstlich: Der Komet wird nicht allermäßen wie die Erde von der Sonne erleuchtet, sondern er hat in sich selber sein eigenes Licht. Dies ist auf folgende Art an den



Tag gekommen. Wenn er von der Sonne erleuchtet wird, sagten die Sternforscher schon im August vorher, so muß er in der ersten Hälfte des Oktobers schon wieder an Helligkeit abnehmen, obgleich er gegen uns näherkommt, weil er sich weiter von der Sonne entfernt. Wenn er aber sein eigenes Licht in sich selber hat, so muß er noch in der ersten Hälfte des Oktobers an Helligkeit zunehmen, weil er näher zur Erde kommt, obgleich er sich weiter von der Sonne entfernt. Nun hat er sich aber im Oktober noch immer schöner und heller gezeigt und soll am 13. sein schönstes Licht gehabt haben.

Zweitens: Der Stern hatte nie einen reinen, abge schnittenen Umriss, etwa wie der Mond, sondern er löste sich an seinem Rand gleichsam in Dunst und Nebel auf. Er hat auch nie glänzend gestrahlt. Ja, man will am 18. Oktober zwei gemeine Sterne durch ihn hindurch gesehen haben, und daraus war zu erkennen, er ist nicht wie die Erde ein fester und undurchsichtiger Körper, sondern er besteht aus einer lockern, wässerigen oder dünnstigen und fast durchsichtigen, leuchtenden Masse.

Drittens: Durch seinen Schweif sah man noch deutlicher als durch ihn selbst andere Sterne hindurchschimmern, so daß er zu vergleichen war einem himmlischen Pfau, der statt der farbigen Augen Sterne auf den Federn hat. Aber es war kein eigentlicher Schweif, denn er fügte sich nicht hinten an ihn an, sondern es lag wie ein



wallender Schleier um ihn herum und wehte hinter ihm in die Nacht hinaus, bald heller, bald blasser, einmal etwas länger, dann wieder auf einmal kürzer, gewöhnlich mit zwei Enden, aber auch mit drei und mit fünf, und es ist nicht zu zweifeln, daß es etwas von der Masse des Kometen selbst war und, in Lichtdunst aufgelöst, unaufhörlich von ihm hinwegströmte, und es wollten Leute glauben, die Erde habe auch etwas davon bekommen, und schreiben dem Kometen den reichen Herbst und den schönen, langen Nachsommer zu. Wer kann sich noch an so ein Jahr erinnern wie das vergangene 1811, wo so viel Ungewöhnliches sich ereignet hat?

Mit Blüten war der März geschmückt,
Mit Blüten der Oktober.

Als nach der Weinlese der Hausfreund und der Adjunkt an einem lauen Herbstabend nach Hause gingen, jedem Schritt begegnete eine Weinfuhr, bald eine vieräderige, bald eine zweibeinige, aus allen Wirtshäusern heraus sang schon der Neue in lustigen Melodien, und der Adjunkt sang auch. Auf einmal ward er still und sagt: „Hausfreund, wißt Ihr, wie mir jetzt die ganze Erde vorkommt?“ Der Hausfreund fragte: „Wie kommt sie Euch vor?“ — „Wie ein lustiges Wirtshäuslein, wo alles vollauf ist. Der Komet ist der ausgesteckte Strauß, und unser lieber Herrgott wirtet.“ Der Hausfreund meinte, man müsse keinen solchen Spaß machen; aber



der Adjunkt sagte: „Ich mache keinen Spaß, es ist mein Ernst.“

Item, es kamen im Oktober die Frühlingsblumen wieder. An manchen Orten blühten die Bäume, ja die Reben und setzten zum zweitenmal Früchte an, so daß der Frühling, der Sommer und der Herbst zu gleicher Zeit und nebeneinander feilhatten. Fremde Vögel aus warmen Ländern ließen sich sehen. Ja, was will der geneigte Leser weiter? Zu Türkheim im Elsaß, man darf den Ort nennen, ereignete sich den 16. Oktober ein Wolkenbruch, und es regnete Kirschenwasser.

Der Wolkenbruch in Türkheim

Ein ehemalig guter Bekannter des Hausfreundes tat im Oktober einen Streifzug auf Wein in das Elsaß. Wie er in Türkheim abends in das Wirtshaus kommt, sitzt der Präsident da bei einem Schöpplein und isst zwei Bratwürste, eine nach der andern. „Herr Präsident“, sagte der gute Bekannte, „treff' ich Euch hier an? Eher hätte ich des Himmels Einfall vermutet.“ Der Präsident lächelt und sagte: „Es ist alles möglich.“ Sie bleiben beisammen, diskurieren allerlei miteinander, trinken auch allerlei miteinander, gehn miteinander in das Schlafgemach, jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn



man anfängt sich zu strecken, stemmte er sich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Betthimmel gab auch nach. Ein paar Bretter, ein Haspel, zwei Paar Schuh usw., Braßbergers Predigtbuch und eine große Flasche voll Kirschenwasser stürzten herunter. Aber die Flasche zerbrach unterwegs an dem Haspel und übergieß den guten Bekannten mit Kirschenwasser und Glasscherben. „Herr Präsident, kommt mir zu Hilfe!“ -- „Was ist Euch begegnet?“ fragte der Präsident. -- „Ich glaube, der Himmel, der über dem Bett ist, sei eingefallen.“ Da lachte der Präsident und sagte: „Es kommt mir auch so vor. Die Wolken hängen auch bis aufs Deckbett herunter. Sie sind von Lannholz. Hab' ich Euch nicht gesagt, es sei alles möglich?“

Rettung vom Hochgericht

Eines Tages sagte zu sich selbst ein einfältiger Mensch: „Dumm bin ich; wenn ich mich nun auf pfiffige Streiche lege, so wird kein Mensch vermuten, daß ich's bin.“ Also legte er sich aufs Stehlen. Aber schon nach dem ersten Diebstahl wurde er als Täter entdeckt und überwiesen, weil er die goldene Uhr, die er gestohlen hatte, selber trug und alle Augenblicke herauszog. Einige Ratsherrn meinten, man könnte wegen seiner Einfalt etwas glimpf-



licher mit ihm verfahren als mit andern und ihn auf ein Jahr oder etwas ins Zuchthaus schicken. „So?“ sagten die andern, „ist's nicht genug, daß so viele verschmißte Halunken das saubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen auch noch Prämien aussetzen, damit alles stiehlt?“, und sechs gegen fünf sagten: „Er muß an den Galgen.“ Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals visitierte, sagt er zu ihm: „Guter Freund, Ihr habt's ziemlich dick da herum sitzen, noch dicker als hinter den Ohren. Fast hätt' ich einen längern Strick nehmen sollen.“ Denn wirklich war dem armen Schelm das Kinn ziemlich stark mit dem Hals verwachsen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeschickt angebracht hatte und den armen Sünder von der Leiter hinabstieß, glitschte dieser mit dem Kopf aus der Schlinge heraus und fiel unversehrt herab auf die Erde. Einige Zuschauer lachten, aber der größte Teil erschrak und tat einen lauten Schrei, als ob sie fürchteten, es möchte dem Malesikanten, den sie doch wollten sterben sehn, etwas am Leben schaden. Aber der Henker stand einige Augenblicke wie versteinert oben auf dem Seigel und sagte endlich: „So etwas ist mir in meinem Leben noch nie passiert.“ Da sagte der Malesikant unten auf der Erde kaltblütig und mit gequetschter Stimme: „Mir auch nicht“, und alle, die es hörten, vergaßen die Ernsthaftigkeit einer Hinrichtung, und daß auf dem Weg über das Hochgericht ein



armes, verschuldetes Gewissen an seinen ewigen Richter abgeliefert wird, und mußten lachen. Der Blutrichter selber hielt das Schnupstuch vor den Mund und sah auf die Seite. Die glimpflichern Ratsherren aber ermahnten die strengern: „Laßt jetzt den armen Keßer laufen. Am Galgen ist er gewesen, und mehr habt ihr nicht verlangt, und Todesangst hat er ausgestanden.“ Also ließen sie den armen Keßer laufen.

Der Schimmel

Was gilt's, der geneigte Leser, wenn er hieneben die Abbildung ansieht, so denkt er: „Das ist eine Geistergeschichte.“ — Nichts nuß! — Der Herr in der weißen Gestalt, den man für den Geist ansieht, hat Fleisch und Blut wie andere Menschen hiezuland. Die Mägdelein lassen sich von ihm küssen, und gern, und reiten kann er im Galopp und Trab trotz einem. Ist er nicht selbigen Abend auf seinem eigenen stattlichen Schimmel vor einem Wirtshaus angeritten, ich will nicht sagen wo, und „Herr Posthalter“, sagte er, „kann ich hier über Nacht bleiben?“ Der Posthalter erwiderte: „Was Euer Gnaden befehlen.“ Also speiste er zu Nacht, verliebte sich in eine Bouteille Klingenberger und ging ins Bett. Während er im ersten Schlaf war, fuhr eine Kutsche nach der andern vorbei und wechselte die Pferde. Endlich weckte der her-



anfahrende Postwagen sein Spitzhündlein zum Bellen, und das Spitzhündlein weckte ihn, und er wollte nicht gleich wieder einschlafen; denn der Vollmond leuchtete freundlich in die Schlafstube hinein, und die Kühle der Nacht kam erquicklich vom Turmberg her durch die offenen Fenster. „Was fangen wir jetzt an?“ sagte der Postknecht zu seinem Kamerad, „es fehlt uns ein Roß, und in der ganzen Stadt liegt alles im Bett.“ Der Kamerad sagte: „Spann den Schimmel ein!“ Der Herr im Bett dachte: „Will's Gott, nicht meinen.“ — „Er merkt's nicht“, fuhr der Kamerad fort. Der Herr im Bett dachte: „Freilich merkt er's“, und fuhr wie eine brennende Rakete aus dem Bett und hinter das Fenster, um im Mondschein zu sehen, was geschehen will. „Bis er aufsteht, bist du schon lang wieder da“, fuhr der Kamerad fort. Der Herr hinter dem Fenster dachte: „Nein, er ist schon auf und kommt, eh du fortgehst.“ Indem ging der Postknecht in den Stall, um den Schimmel zu holen, aber es war nicht der Schimmel des Herrn gemeint, der hinter dem Fenster steht, sondern der Posthalter hatte auch einen im Stall, der aber den Fuß übertreten hatte, und der Posthalter hatte dem Knecht befohlen, ihn ein paar Tage zu schonen, bis er wieder hergestellt sei. Deswegen sagte der Kamerad zum Postknecht: „Er merkt's nicht, und bis er aufsteht, bist du schon lange wieder da.“ Als aber der Herr hinter dem



Fenster sah den Postknecht nach dem Stall gehn, sprang er, wie er war, ohne Kleidung, ohne Schuhe und Strümpfe, bloß in ein Paar leinern Unterhosen, wie er aus dem Bette gekommen war, auf die Straße hinab. „Wie? Was? Wer untersteht sich, den Schimmel anzuspinnen? Wer will totgeschossen sein?“ Der Kamerad des Postknechts sagte: „Guter Herr, Ihr habt den Nachtnebel oder sonst einen, geht Ihr wieder in Euer Bett und laßt uns gewähren.“ Unterdessen brachte der Postknecht den Schimmel angeschirrt und stellte ihn vor die Deichsel, so daß der Herr ganz desperat wurde. „Meinen Gaul sollt ihr nicht anspannen“, und so und so. Der Kamerad des Postknechts sagte endlich: „Himmel Stern Bataillon! Jetzt macht, daß Ihr fortkommt! Was bekümmern wir uns um Euern Gaul!“ – „So! ihr Galgenstricke“, sagte der Herr, „ich will euch zeigen, daß ihr euch um meinen Gaul zu bekümmern habt.“ Das Spitzhündlein nahm auch Anteil an dem Gespräch, und es kam zu ein paar harten Redensarten, die man besser mit den Ellenbogen und Fäusten als mit den Fingern abschreiben und wieder erzählen kann, bis zuletzt der Posthalter herauskam und fragte: „Was gibt's da?“ Da riefen der Herr und die Postknechte fast unverständlich durcheinander, wie die Spitzbuben da den Schimmel vor den Postwagen spannen wollten, und wie der furiose Herr da nicht leiden wolle, daß sie den Schimmel vor den



Postwagen spannen, und es sei doch kein ander Ross mehr da, und alle Leute in der Stadt liegen im Bett. Da konnte der Posthalter das Lachen fast nicht verwehren. „Gnädiger Herr“, sagte der Posthalter, „das ist nicht Ihr Herr Schimmel! Ihr Herr Schimmel wird unangefochten im Stall stehen; es ist mein eigener, und er hat seit ein paar Tagen einen krummen Fuß. Sehen Sie da! Aber aus der Not muß man eine Tugend machen.“ Da sagte der Herr: „Ja so, wenn das ist!“ und ging ganz still und betuchtes wieder in sein Bett. Diesmal, dachte er, bin ich ein kurioser Herr gewesen. Wenn's nur nicht bekannt wird!

Der große Schwimmer

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reisen und in Dover ein Schöppllein trinken oder Zeug kaufen konnte zu einem Westlein, ging wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück. Denn dort ist das Meer zwischen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. Dies schien ein Franzos aus Gasconien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner eintat in Calais, und der Himmel überzog sich



mit Wolken. Soll ich jetzt ein paar Tage hier sitzenbleiben und Maulaffen feilhaben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein Zwölfsousstücklein und fahre dem Postschiff nach. Denn ein kleines Boot fährt geschwinder als das schwere Postschiff und holt es wohl ein. Als er aber in dem offenen Fahrzeuge saß: „Wenn ich daran gedacht hätte“, sagte der Schiffsmann, „so hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen“; denn es fing an zu tröpfeln, aber wie? In kurzer Zeit strömte ein Regenguß aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben mit dem Meer von unten sich vermählen wollte. Aber der Gasconier dachte: „Das gibt einen Spaß.“ – „Gottlob!“ sagte endlich der Schiffsmann, „ich sehe das Postschiff.“ Als er nun an demselben angelegt hatte, und der Gasconier war hinaufgeklettert und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Türlein hinein zu der Reisegesellschaft, die im Schiff saß, wunderte sich jeder, wo er herkomme, so spät, so allein und so naß. Denn in einem solchen Meerschiff sieht man wie in einem Keller und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffleute, vor dem Getöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen nicht, was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus“, sagte einer, „als wenn Ihr wäret gekielholt“ (das heißt unter



dem Schiffe durchgezogen) „worden.“ — „So? Meint Ihr“, sagte der Gasconier, „man könne trocken schwimmen? Wenn das noch einer erfindet, so will ich's auch lernen, denn ich bin der Bote von Oleron und schwimme alle Montage mit Briefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weil's geschwinder geht. Aber jetzt hab' ich etwas in England zu verrichten. Wenn's erlaubt ist“, fuhr er fort, „so will ich nun vollends mitfahren, weil ich euch glücklicherweise angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nimmer weit sein nach Dover.“ — „Landsmann“, sagte einer und stieß eine Wolke von Tabaksrauch aus dem Mund (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer), „wenn Ihr von Calais bis hierher geschwommen seid durch das Meer, so seid Ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London.“ — „Ich gehe keinem aus dem Weg“, sagte der Gasconier. — „Wollt Ihr's mit ihm versuchen“, erwiderte der Engländer, „wenn ich hundert Louisdor auf Euch setze?“ Der Gasconier sagte: „Mir an!“ Reiche Engländer haben im Brauch, auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervortun, große Summen untereinander zu verwetten; deswegen nahm der Engländer im Schiffe den Gasconier auf seine Kosten mit sich nach London und hielt ihm gut zu mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Mylord“, sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer



mitgebracht vom Meer. Gilt's hundert Guineen: er schwimmt besser als Euer Mohr?" Der gute Freund sagte: „Es gilt!“ Den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Platz an dem Themsefluß, und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt und wetteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gaslonier, einen Schilling, sechs Schilling; eine, zwei, fünf, zehn, zwanzig Guineen, und der Mohr schlug den Gaslonier nicht hoch an. Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gaslonier mit einem ledernen Riemen noch ein Kistlein an den Leib und sagte nicht warum, als wenn's so sein müßte. Der Mohr sagte: „Wie kommt Ihr mir vor? Habt Ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleifugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang?“ Der Gaslonier öffnete das Kistlein und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein paar Knackwürste und ein Laiblein Brot. Ich wollte Euch eben fragen, wo Ihr Euere Lebensmittel habt. Denn ich schwimme jetzt geradeswegs den Themsefluß hinab in die Nordsee und durch den Kanal ins Atlantische Meer nach Cadix, und wenn's nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den sechzehnten, muß ich wieder in Oleron sein. Aber in Cadix im Rößlein will ich



morgen früh ein gutes Mittagessen bestellen, daß es fertig ist, bis Ihr nachkommt.“ Der geneigte Leser hätte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus der Affäre herausziehen würde. Aber der Mohr verlor Hören und Sehen. „Mit diesem Enterich“, sagte er zu seinem Herrn, „kann ich nicht in die Wette schwimmen. Tut, was Ihr wollt“, und kleidete sich wieder an. Also war die Wette zu Ende, und der Gasconier bekam von seinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung, der Mohr aber wurde von jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl merken mochte, daß es von dem Franzosen nur Spiegelfechtereie war, so fand doch jedermann Vergnügen an dem kocken Einfall und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirtshäusern und Bierkneipen freigehalten und bekannte, daß er noch sein Leben lang in keinem Wasser gewesen sei.

Kurze Station

Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station anfuhr: „Von hier aus müßt Ihr drei nehmen. Es geht bergauf, und die Straße ist frisch übersüßt. Dafür seid Ihr in drei Stunden an Ort und Stelle.“ Der Jud fragte: „Wie bald bin ich



an Ort und Stelle, wenn ich vier nehme?" — „In zwei Stunden.“ — „Und wenn ich sechs nehme?" — „In einer Stunde.“ — „Wißt Ihr was", sagte endlich der Jude, „spannt acht an, so brauche ich gar nicht abwärtszufahren!"

Mittel gegen Zank und Schläge

Zwei Eheleute nicht weit von Segringen lebten miteinander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß sie bisweilen einen kleinen Wortwechsel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte. Alsdann gab ein Wort das andere. Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke. Zum Beispiel: „Frau", sagte der Mann, „die Suppe ist wieder nicht genug gesalzen, und ich hab' dir's doch schon so oft gesagt." Die Frau sagt: „Mir ist sie so eben recht." Der Mann bekommt etwas Röte im Gesicht. „Du unverständiges Maul, ist das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann? Soll ich mich nach dir richten?" Die Frau erwidert: „Draußen in der Küche ist das Salzfaß. Ein andermal koch' dir selber, oder sieh, wer dir kocht." Der Mann wird flammenrot und wirft der Frau die Suppe samt dem Teller vor die Füße. „Da, friß die Tränke selber!" Jetzt geht's der Frau auf, wie wenn man ein Stellbrett aufzieht und das Wasser fließt in die Läufe und alle Mühlenträder gehn an, und sie



überschüttet ihn mit Schmähungen und Schimpfnamen, die kein Mann gern hört, am wenigsten von einer Frau, am allerwenigsten von seiner eigenen. Der Mann aber sagt: „Ich seh' schon, ich muß dir den Rücken wieder ein wenig blau anstreichen mit dem hegebuchenen Pinsel.“ – Solcher Liebkosungen endlich müde, ging die Frau zu dem Pfarrherrn und klagte ihm ihre Not. Der Herr Pfarrer, der ein feiner und kluger junger Mann war, merkte bald, daß die Frau durch Widersprechen und Schimpfen gegen ihren Mann selber schuld an seinen Mißhandlungen sei. „Hat Euch mein seliger Vorfahr nie von dem geweihten Wasser gegeben?“ sagte er. „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!“ Unterdessen goß er reines, frisches Brunnenwasser in ein Fläschlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, versüßte es mit Zucker und ließ ein Tröpflein Rosenöl darein träufeln, daß es einen lieblichen Geruch gewann. „Dieses Fläschlein“, sagte er zu ihr, „müßt Ihr in Zukunft immer bei Euch tragen, und so Euer Mann wieder aus dem Wirtshaus kommt und will Euch Vorwürfe machen, so nehmt ein Schlüßlein davon und behaltet's im Munde, bis er wieder zufrieden ist. Alsdann wird seine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er wird Euch keine Schläge mehr geben können.“ Die Frau befolgte den Rat; das geweihte Wasser bewährte seine Kraft, und die Nachbarn sagten oft zusammen: „Unsere Nachbarn



sind ganz anders worden. Man hört nichts mehr.“ —
Merke!

Betrachtung über ein Vogelnest

Wenn der geneigte Leser ein Finkenest in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja, er will zugeben: der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen, künstlichen Instrumentlein kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkenest gleichsieht, und alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazukäme, und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Kunstherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge furios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkenest. Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's,



du Pfuscher hast's selber gemacht?" Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Ebenso ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen.

Ebenso ist es mit dem Gespinnst, worin sich ein Raupenwurm sozusagen zu einem Karmeliter oder Franziskaner einkleidet, wenn seine Fasten und seine Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein Raupengespinnst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehn einander gleich, wie fast die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legte ihre Kunst schon in das Ei. Ebenso alle Spinnengewebe, ein jedes nach seiner Art; ebenso jede Franziskanerkutte des Raupengeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja, manches Tierlein braucht sein Gespinnst nur einmal in seinem Leben und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: Für dieses Jahr ist's gut genug, übers Jahr mach' ich's besser.

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelnest ist ganz



vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrplatz, lauter Meisterstücke.

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen, oder ein Paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch und will desertieren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? — Nichts nuß.

Denn erstlich, nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer tut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und sozusagen den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüten und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Mensch kein Vogelnest und keine Spinnenwebe nachmachen. Gottes Werke macht niemand nach.



Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anderst, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfnis recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstand lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Überlegung für mancherlei Zwecke bauen und hantieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenglocke, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Drittens hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Übung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. „Kannst du den Vers“, sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

„Gott, du hast der Freuden Fülle? —“



Das Büblein fuhr fort:

„Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille
ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Du liebest mit stets gleicher Stärke
das Gute nur, und deine Werke
sind Ordnung und Vollkommenheit.
O bilde mich nach dir — —

„Sieh, Kind“, sagte der Hausfreund und kam sich selber fast vor wie ein Pfarrer in der Kinderlehre, so er doch keiner ist und möschene Knöpfe auf dem Rocke trägt, „sieh“, sagte er, „das ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Leben lang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Beruf zu erwerben und zu erhasen hat. Gesezt“, sagte er, „du lernst ein Handwerk oder wirst ein Schreiber oder ein Pfarrer, oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all deinem Werk und Tun das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das nämliche in seiner Art so gut machen kann als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern obenweg aus dem Armel. Denn Gott liebt mit stets gleicher



Stärke das Gute nur. — Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn jedermann gestehn und bekennen muß und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude kann nicht anders sein als die Vollkommenheit seiner Werke.

Da hielt das Büblein die Hände gegen den Himmel und sagte:

„D bilde mich nach dir —“

Aus einem solchen Kind kann etwas werden.

Wie einmal ein schönes Ross um fünf Prügel
feil gewesen ist

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hat's schriftlich.

Ein Kavallerieoffizier, ein Rittmeister, kam in ein Wirtshaus. Einer, der schon drin war und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehn, ein Hebräer, sagte: „Daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Thro Gnaden drauf hergeritten sind.“

„Gefällt er Euch, Sohn Jakobs?“ fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre“, erwiderte der Hebräer.



Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. „Was braucht's hundert“, sagte er, „Ihr könnt ihn um fünfzig haben.“

Der Hebräer sagte: „Tun's fünfundzwanzig nicht auch?“ — „Auch fünfundzwanzig“, erwiderte der Rittmeister, „auch fünfzehn, auch fünf, wenn Ihr daran genug habt.“

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte: „Meinetwegen auch fünf“, dachte der Hebräer: Hab' ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amtshaus in Günzburg ausgehalten und bin doch noch koscher? — „Herr“, sagte er, „Sie sind ein Offizier. Offiziersparole?“ Der Rittmeister sprach: „Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihr's schriftlich?“

„Lieber wär's mir“, sagte der Hebräer.

Also beschied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung alsogleich als Eigentum zustellen. So geschehen da und da, den und den.“

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel und der Offizier hieb ihm



mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hinterteil dergestalt, daß der Hebräer bei sich selbst dachte: der kann's noch besser als der Gerichtsdienner in Günzburg, und lautauf Au weih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöppllein. „Wie tut's, Sohn Jakobs?“ Der Hebräer sagte: „Na, wie tut's, gebt mir die andern auch, so bin ich absolviert.“

„Das kann geschehen“, sprach der Offizier und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockspeise dagegen zu sein schien; darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöppllein.

Also tat er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht, soll ich's Euer Gnaden Dank wissen oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat.“

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs, auf den fünften könnt Ihr lange warten“, und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus



unterstützen mußte, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekessen, was tu' ich damit? Wenn's der Herr Baron nicht freiwillig tut, in der Verschreibung steht nichts davon, daß er muß.“ Kurz, der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt' diesen Mutwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergibt um Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

Die nasse Schlittenfahrt

Der Hausfreund hat viel gute Freunde am Rhein auf und ab, zwischen Friedlingen und Andernach, unter andern ein paar lose. Einer davon versteht sich gut darauf, Rissen und Säcke auszustopfen, um weich darauf zu sitzen, und man darf ihn rekommandieren. Zwei andere gute Freunde von ihm sagten zueinander an einem schönen, kalten Wintertag: „Wollen wir nicht auf dem Schlitten fahren?“ — „Wohin?“ — „Zum Theodor.“ Sie nannten ihn nur mit dem Vornamen. Theodor heißt er mit dem Vornamen. Also spannten sie den Rappen an



den Rennschlitten und legten einen Sack voll Spreu darauf, der Länge nach, um weicher zu sitzen. Als sie bei dem guten Freund angelangt waren, wurde lustig getrunken — der Wein lag ihm nie überzwerch im Faß —; Schliengener, Böllinger, Steinenstatter Vierundachtziger, Achtziger, Vierundsiebentziger. Beim Vierundsiebentziger blieben sie sitzen, bis der Abendstern über dem Wasgau funkelte und die Betglocken laut wurden in den Dörfern. Als die Betglocken laut wurden, sagte einer von ihnen: „Jetzt will ich anspannen, unser Weg ist der weiteste.“ Der Theodor sagte: „Wahrscheinlich auch der krümmste. Hüft um! Dort links ist die Stubentür.“ Denn der Gast taumelte nach der Türe eines Milchschrankes, in der Meinung, es sei die Stubentür. Als sie auf dem Schlitten noch eins genommen hatten zu St. Johannes' Segen und ungefähr an die Tannen gekommen waren, wurde es beiden naß zwischen den Beinen. Der Vordere dachte: Soll mir etwas passiert sein, oder ist mein Kamerad dahinten nicht wasserfest? Der andere dachte: Schmelzen die Spreu im Spreuersack, oder ist meinem Kameraden etwas passiert? — „Gevatter“, stammelte endlich der Vordere, „es scheint mir, Ihr habt's Euch kommod gemacht. Ich hätt' Euch wohl ein paar Minuten lang das Leitseil halten mögen.“ — „Gevatter“, erwiderte der andere, „mir kommt's vor, Ihr solltet nicht mehr saufen, als Ihr bei Euch behalten könnt.“ Während sie



aber so Wortwechsel treiben und jeder die Schuld auf den andern warf, wurden sie immer nasser, und der Sack unter ihnen gab immer mehr nach, bis sie auf dem harten Brette saßen. „Mordsapperment, Ihr schwemmt mich noch über den Schlitten hinunter“, fuhr der zweite fort. — „Oder Ihr mich“, erwiderte der erste. — „Wenn ich nicht da säße wie einer, der zwischen den zwei Buckeln eines Trampeltiers reitet, ich läge schon lange auf dem Boden, und die Stiefel sind mir bereits mitsamt den Füßen angefroren am Schlittenkufen.“ — „Drum eben“, erwiderte der erste. „Woher kommt's, daß Euch das Wasser an den Beinen herabläuft?“ Als sie aber halbsteif nach Hause gekommen waren und die Spreu aus dem Sacke ausleeren wollten, schoß etwas ganz anderes als Spreu heraus. Da sagte der eine: „Ich glaube gar, der Schalk, der Theodor, hat uns den Sack mit Schnee angefüllt. Drum sind wir so naß geworden.“ Der andere sagte: „Es kömmt mir auch so vor.“ — Es war auch so.

Der Bauersmann und der Bisitator

Der Bisitator an der Grenzstätte, wenn man verbotene Waren ins Land bringen will, merkt's gleich und sieht's dem Reisenden oder dem Fuhrmann oder dem Landmann im Gesicht an, ob er ihm trauen darf oder nicht. Er läßt zehn Unschuldige durchpassieren und nimmt's nicht ge-



nau. Den ersten, der etwas hat, hält er an und visitiert ihm alle Säcke und Nähte aus, bis er's findet. Ehrlich währt immer am längsten. Manchmal aber hält er doch auch einen Unschuldigen ohne Not auf, weil man gleichwohl nicht wissen kann. Bisweilen tut auch ein loser Vogel dem Visitor einen Schabernack an und macht ihm vergebliche Mühe. Einer führte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke. Jenseits der Brücke schoß der Visitor aus dem Häuslein heraus: „Halt! Was habt Ihr in Euern Säcken?“ Der Bauersmann sagte halbleise und mit verzagter Stimme „Haber“ und schaute mit einem ängstlichen Blick nach den Pferden. Der Visitor meinte, er blicke nach den Säcken und dachte: Holla! — „Ist sonst nichts darin, als was Ihr sagt?“ — „Nein, sonst nichts.“ Der Eigentümer einer Ware ist nicht schuldig, daß er sie selber abladet und auseinanderlegt und wieder zusammenpackt, sondern das ist des Visitors Schuldigkeit, und er ist dafür bezahlt. Also rief der Visitor seinen Gehilfen heraus. „Hier sind verdächtige Säcke zu visitieren.“ Man tastete daran herum. Man stach mit spitzigen Visitorstäben hinein. Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab und leerte ihn aus. Im ersten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts als lauter Haber und Haber. Zuletzt reiterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelsteine oder Pfefferkörner darunter seien. Es



war auch nichts Heimliches darunter. Also faßten die Visitatoren den Haber wieder in die Säcke, banden sie zusammen und warfen ihn auf den Wagen und schwißten dazu wie ein Präzeptor. Weil sie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, sagte der Visitator zu dem Bauersmann: „Guter Freund, Ihr seid ein ehrlicher Mann. Aber warum seid Ihr dann so verzagt und ängstlich gewesen? Daran erkennen wir sonst das böse Gewissen und haben ganz gewiß geglaubt, einen guten Fang an Euch zu machen.“ Da nahm den Visitator der Bauersmann auf die Seite und sagte wieder halbleise, aber mit schalkhafter Miene: „Ich hab's müssen, damit die Pferde nicht erfahren sollten, daß ich noch mit Haber versehen bin. Ich hab' ihnen schon seit vier Monaten keinen mehr gegeben.“ Da fuhr der Visitator auf: „Daß Euch, Ihr dieser und jener — — Ich hätte den besten Lust“ — Aber er konnte nicht viel machen. Denn er hatte nichts als seine Schuldigkeit getan, und auch das hatte der Bauersmann ihn nicht geheißt. „Es ist mir leid genug“, sagte dieser, „daß Ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt.“

Dankbarkeit

In der Seeschlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Ma-



trose noch Zeit zu fragen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab und ließ ein armes Tierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, pass, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Tierlein gebückt hätte, hob er es schonend von dem Boden auf und setzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet hast“, sagte er; „aber laß dich nicht zum zweitenmal attrappieren, denn ich kenne dich nimmer.“

Tod vor Schrecken

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Brasenheim an dem Kirchhof vorbeiging, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert.“

Im Wirtshaus, wo die Schreiber beisammensaßen bei einem lebhaften Disputat, schlug einer von ihnen auf den Tisch. „Und es gibt doch keine!“ sagte er, — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen. — „Und ein altes



Weib“, fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt.“ Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht; gilt's sechs Flaschen Burgunderwein, ich vergelt's dich und sag' dir's noch vorher.“ Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt.“

Jetzt ging der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Land-Chirurgus, wenn Ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem Ihr mir einen Vorderarm aus dem Ellenbogengelenk lösen könntet, so sagt mir's.“ Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen toten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen“, und brachte dem Schreiber den Vorderarm. — „Gibt's noch keine Erscheinungen, Buchhalter?“ — „Nein, es gibt noch keine.“ Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte, dann er wirklich ein besonnener und beherzter Mann war: „Was sind das für Possen? Meinst du, ich merke dich nicht, daß du die Wette gewinnen willst?“ Der Schreiber war mausstill. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug sein, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir



geht.“ Zum drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht; und als er schnell nach ihm haschte, und als er sagen wollte: „Hab' ich dich?“, blieb ihm eine kalte, tote Hand und ein abgelöster Armstümmel in den Händen, und der kalte, tötende Schrecken fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ihr habt, Gott sei es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiderte: „Ich trink' ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh“, sagte der Doktor zum Hausfreund, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grab liegt er, das ich Euch gezeigt habe.“

Franziska

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer, junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl und dachte während der Arbeit unter andern an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch schon von der Spule abgelaufen war, hernach an den Großvater selig, dem er einst auch noch auf den Knien gefessen und an das Grab gefolgt war, und war



so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr und stillehielt. Als aber etwas an der Türfalle druckte, und ein holdes, jugendliches Wesen trat herein von weiblichem Ansehen mit wallenden, schönen Haarlocken und in einem langen, himmelblauen Gewand, und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: „Kennst du mich, Heinrich?“, da war es, als ob er aus einem tiefen Schlaf aufwäre, und war so erschrocken, daß er nichts reden konnte. Denn er meinte, es sei ihm ein Engel erschienen, und es war auch so etwas von der Art, nämlich seine Schwester Franziska, aber sie lebte noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz barfuß miteinander aufgelesen, manches Binsenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag miteinander gepflückt und in die Stadt getragen und auf dem Heimweg ein Stücklein Brot miteinander gegessen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armut und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten, gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, also daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienst ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen, schlaflosen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten, zerrissenen Buch



von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggerbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber, früh um zwei Uhr, sagte die Mutter: „Bete mit mir, meine Tochter! Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich und sei“ — und nahm die letzte Hälfte ihres Muttersegens „und sei dein Bergelster!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war und betete und weinte und dachte, was jetzt aus ihr werden solle, sagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh nach Holland!“ Und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Träne für diesmal blieb ihr in dem blauen Auge stehen. Als sie von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf betend und bittend und Gott vertrauend nach Holland gekommen war und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleidlein kaufen konnte, in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster!“ Als sie aber durch den Ausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen



war, denn sie hoffte, zuerst jemand anzutreffen, ehe sie an einer Stubentür anpochte, da stand eine betagte, freundliche Frau von vornehmen Ansehen in dem Hofe und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willst du hier, mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen, freundlichen Frau und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein, das Eures Brotes bedarf“, sagte Franziska und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Vertrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens und sagte: „Sei zufrieden, mein Kind! Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist.“ Denn die Frau dachte: Wer kann wissen, ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Bergelsterin zu sein, und sie war eines reichen Rotterdamer Kaufmanns Witwe, von Geburt aber eine Engländerin. Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird. Im Frühling, als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer, zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast



alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins und das andere hinüber und herüber redeten und der Better erzählte, wie es aussah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bocchetta standen und die Oesterreicher davor, trat heiter und lächelnd, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen oder zurechtzulegen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich um das Herz, und die Franzosen und Oesterreicher verschwanden ihm aus den Sinnen. „Tante“, sagte er zu seiner Base, „Ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es ist schade, daß sie nicht mehr ist als das.“ Die Tante sagte: „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft und ist mir lieb geworden als mein Kind.“ Der Better dachte: Das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante in dem Garten spazierte: „Wie gefällt dir dieser Rosenstock?“ fragte die Tante; der Better sagte: „Sie ist schön, sehr schön.“ Die Tante sagte: „Better, du redest irr. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock.“ Der Better erwiderte: „Die Rose“ – „oder vielmehr die Franziska?“ fragte die Tante. „Ich hab's schon gemerkt“, sagte sie. Der Better gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen, und daß er es heiraten möchte. Die Tante sagte: „Better, du



bleibst noch drei Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts dawider. Das Mädchen ist eines braven Mannes wert.“ Nach drei Wochen aber sagte er: „Es ist mir nimmer wie vor drei Wochen. Es ist noch viel ärger, und ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben soll.“ Also geschah der Verspruch. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demut der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die französische, das Klavierspielen: „Wenn wir in höchsten Nöten sein“ usw., „Der Herr, der aller Enden“ usw., „Auf dich, mein lieber Gott, ich traue“ usw. — und was sonst noch ein Kammermädchen nicht zu wissen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte sie alles. Nach einem Jahr kam der Bräutigam, noch ein paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer armen Heimat einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen



Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage: „Kennst du mich, Heinrich?“ keine Antwort gab, sagte sie: „Ich bin Franziska, deine Schwester.“ Da ließ er vor Bestürzung das Schifflein aus den Händen fallen, und seine Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armut und der Reichtum so geschwisterlich umarmen und zueinander sagen sollen du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armut nicht die Demut ausgezogen und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua, und beide leben vermutlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbte.

Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber an dieser Geschichte am meisten rührt. Am meisten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die sterbende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland und einen braven, reichen Engländer am welschen Meere bestellt hat, den Segen einer armen, sterbenden Witwe an ihrem frommen Kinde gültig zu machen.

Weg' hat er aller Wege,
an Mitteln fehlt's ihm nicht.



An den Better! Patriotisches Mahnwort

(Januar 1814)

Als wir, Better, das lehtemal miteinander sprachen, sprachen wir noch von allerlei, wie der Tag und die Laune es brachten, von den herzigen Kindlein, wie sie wachsen und brav werden, von dem Feldbau und Gewerbe, von dem Krieg im unglücklichen Sachsenland und von den deutschen Siegen. Jetzt, Better, gilt ein anderes Wort: nicht bloß Weib und Kind versorgen und Gut und Nahrung bessern, sondern auch als Mann und Held beschützen; nicht mehr an den Grenzen stehn und hinüberschauen mit Hoffnung und Furcht, sondern das Vaterhaus helfen verteidigen wie einen heiligen Boden, wie ein Gelobtes Land, das Gott uns und unsern Vorfahren anvertraut hat, und zwar ohne Furcht; nicht mehr uns erzählen lassen, was andere deutsche Männer zum Heil der Völker wagen und ausführen, sondern selber etwas zu loben und zu preisen geben den Bekannten und Freunden, allen Menschen, welche Mut und Tugend zu schätzen wissen, und der dankbaren Nachwelt.

Du hast den Ruf zum großen deutschen Werk vernommen. Deutschlands erlauchte Retter sind da: Alexander, der Beherrscher einer halben Welt, Franz, der deutsche Mann und Kaiser, Friedrich Wilhelm, der König einer



Nation von Helden, jeder ein Retter und Schutzengel der Bedrängten.

Hat nicht im glücklichen Einverständnis mit ihnen und allen deutschen Fürsten und Ständen der Landesherr den Ausspruch getan, daß alle badischen Jünglinge und Männer, wer sie sind und wie sie heißen, sich waffnen sollen und aufstehn, wenn das Zeichen gegeben wird, ein furchtbarer Landsturm, eine eiserne Mauer zum Schutze des Vaterlandes und seines Rechtes, das von Gott ist?

Better, es ist ein Wort, das Respekt hat, und dein frommer Sinn versteht es, wenn ich sage, der Landesherr hat es ausgesprochen: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn alle Obrigkeit ist von Gott verordnet.“ Item: „Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem König als dem Kaiser, oder den Hauptleuten als den Gesandten von ihnen zur Rache über die Übeltäter und zum Lobe den Frommen.“

Sieh nicht krumm dazu, Kind des Friedens! Wisse, was du sollst, und erkenne in deinem Inwendigen die Pflicht dazu! Nicht ausrücken in das entscheidende Schlachtfeld für fremde Siege, Rechte und Annahmen, auch für deine eigenen Rechte und Vorteile; nicht auf fremdem Boden, nicht vor fremden Festungen, das tun für dich deine tapfern Brüder, die Soldaten und Wehrmänner unter dem Kommando der großen Helden und



Sieger, sondern in der Heimat die Heimat schützen, wenn's Not wird, gegen entlaufenes, herumtreibendes Raubgesindel, das jeder Krieg ausstößt und zurückläßt. Wer soll es tun, wenn wir es unterlassen? Wie kann es einer, wenn nicht alle zusammenstehn unter Leitung und Aufsicht von einsichtsvollen und geübten Obmännern? Oder: Die siegreichen Heere der Bundesgenossen stehn schon tief in dem Lande, das vor ihnen zittert, aber ein feindliches Streiskorps findet da oder dort einen Umweg oder eine Öffnung und will herüberbrechen über die Grenzen, um als Feind zu brandschäßen, zu plündern, zu sengen und zu brennen. Dann sollst du, als ein mannhafter Streiter des Herrn und Gideons, dich an die Grenze stellen und den Feind büßen lassen seinen Frevel.

Dann bist du ein großer, achtungsvoller Mensch und stehst oder fällst nicht mehr im Dienste eines Menschen, sondern Gottes, und in einem himmlischen Beruf, denn du beschirmt, den himmlischen Heerscharen und heiligen Engeln gleich, den hilflosen Säugling in der Wiege, die Unschuld und Ehre der Jungfrau, die einsame Witwe, das kraftlose Alter, die Kranken, die Sterbenden, daß sie ruhig sterben können, mit einem Wort: das heilige, das Gelobte Land, das dir der Herr dein Gott gegeben hat; und kein weltlicher Fluch soll mehr die Altäre entweihen, vor denen wir Gott dienen, oder die Kirchhöfe, in welchen die Gebeine unserer frommen Voreltern ruhen. Das



Ist die Rache über die Übeltäter und das Lob der Frommen, und kein achtungswerter Mann, der es nicht mit Mut und Willen tut.

Sieh, Better, so steht auf, und ist schon aufgestanden, ja bewaffnet ganz Deutschland vom Meer bis ans Gebirge. Alle edlen Stämme deutschen Bluts, der Preuße, der Sachse, die Hessen, die Franken, die Bayern, die Schwaben, was am langen Rhein und an der weitentfernten Donau deutsch spricht und ist, alles ist Ein Mann, Ein Mut, Ein Bund und Ein Schwur: Deutschland soll frei sein von der Fremden Joch und Schimpf. Denn die deutsche Nation, in ihren Fürsten und Häuptern vereinigt, steht unter Gott allein, sonst unter niemand, und unsre Fürsten sind von Gottes Gnaden und nicht von eines Menschen Gnaden. Es kann einem Land und einem Volk kein größeres Unglück und keine tiefere Schmach und Schande widerfahren, als wenn seine Fürsten und Väter von eines Menschen Gnade sein müssen, sozusagen, Better, als wenn unsre Gemeinde, die doch ihren eigenen Bogt hat, einem fremden Bogt gehorchen, einer andern Gemeinde Fronden leisten und ihre Gemeindelasten tragen müßte für Schimpf und Hubelei zum Dank.

Better, zuckt es dir nicht im starken deutschen Arm? Steigt es dir nicht hoch hinauf im stolzen deutschen Herzen? Hast du noch nicht das Gewehr in der Hand und die furchtbare Streitart zur Seite?



Ich lese etwas auf deiner Stirne. Du sagst: Unsere Kräfte sind erschöpft, unser Wohlstand ist zugrunde gerichtet. Gleichwohl hat uns der Feind in zehn Jahren nicht so hart angemutet und nicht so arm gemacht, als der Freund in zwei Monaten — und jetzt noch ein Landsturm! — Welchem teilnehmenderen Freunde als mir kannst du diese Leiden klagen? Wem hat mehr das Herz geblutet, und noch, wenn ich an euch denke. Aber so fallen die Würfel des Schicksals. Seit mehr als 20 Jahren haben wir, wiewohl nicht ohne manches teure Opfer, gleichwohl in Ruhe unsere Felder gepflügt und Gottes Segen mit Dank und mit Undank genossen. Unterdessen ist kein anderes Land verschont und von dem Herrn unheimig gesucht geblieben für manche Erkaltung der Frömmigkeit der Väter, für manchen Leichtsinn, auch für die Leichtfertigkeit mancher und für das Mißtrauen gegen Gott und gegen sich selbst. Millionen deutscher Brüder mußten huldigen dem Schwert des Überwinders und über sich richten lassen ein Gesetz in fremder Sprache. Bayern, Osterreich sah seine Vorräte aufgezehrt, weggeführt, verwüstet; blutig flossen ihre Ströme. An allen Kriegsstraßen, weit um alle Schlachtfelder herum rauchten ihre friedlichen Dörfer, ihre arbeitsamen Städte. Ganz Preußen, unsern Vätern einst ein hochgepriesener Name, war sieben Jahre lang unterdrückt, ausgesogen, entehrt. Das blühende Sachsenland nicht sechs Wochen, sondern viele



Monate lang der Sammelplatz aller Heere von Europa, Freund und Feind zu gleicher Zeit, fast von einer Grenze zur andern: Ein aneinanderhängendes Schlachtfeld, Eine Brandstätte, Ein Kirchhof für die Toten und für die Lebendigen. Mehr oder weniger arm gemacht, weinend über ihre erschlagenen Söhne oder Gatten oder Brüder, trauernd über die Trümmer ihres Glücks und über die Brandstätten ihrer Wohnungen, bieten diese alle ihre letzten Reste und Kräfte freiwillig dar und ziehen in endlosen Scharen über den Rhein oder waffnen sich zum großen deutschen Landsturm, daß sie kämpfen für das Kostlichste, nämlich für ihre und unsere Rechte, für ihren und unsern Frieden, und für das Letzte, nämlich für die Zukunft. Wetter, schlage mit Demut den Blick zur Erde nieder! Haben wir die einzigen sein wollen, auf welche kein Stein von dem Turm zu Siloah fallen sollte, die einzigen Gerechten, die ohne Entschuldigung die schwere, die blutige Wiedergeburt der Völker überstehen? Oder wollen wir uns verdrüßten lassen, daß nicht statt des Freundes oder mit ihm der Feind ist kommen mit allen Geißeln und Schrecken und Greueln des Krieges, die wir noch gar nicht kennen? Wollten wir lieber auch warten, bis er kommt und bis das Schwert gefressen hat, was noch übrig ist, und das Feuer, was dem Schwert entrann? Wetter, das wäre artig, wenn es uns einfiel, die Löschanstalten anzusetzen zu lassen, bis das Städtlein verbrannt ist.



Sagst du aber: „Der Landsturm wird's nicht zwingen, wenn's die Armee nicht zwingt im Felde“, so sprichst du ein verständiges Wort, und es geht dir ein Licht auf. Nein, der Landsturm zwingt's nicht ohne die Armee, aber die Armee zwingt's mit dem Landsturm. Großes kann nur durch Großes erlangt werden. Die Unabhängigkeit, das Glück, die Ehre einer ganzen Nation kann nur erobert und bewacht werden durch die vereinte Kraft der ganzen Nation, wenn sie auf einen Zweck geleitet wird und jeder seinen Arm, seinen Mut und sein Blut weihet dem Vaterland und der lieben Heimat. Weißt du, daß wir unbezwinglich sind, wenn wir wollen?

Dem Landsturm und dem Vorschub, den er den Armeen tat, verdankt Spanien seine Befreiung, Preußen seine Befreiung, seine Siege, seinen wieder aufstrebenden Ruhm und der Feind seine Flucht und die Zertrümmerung seiner Kräfte. Wenn erst durch ganz Deutschland fünf Millionen Flinten, Arke, Speiße und Sensen blißen, meinst du, Pharao werde es noch einmal wagen, in das Rote Meer zu gehen?

Auf also, Vetter, Bruder, Landsmann, deutscher Sturmgenosse, in die Reihe der Vaterlandsverteidiger und unter das Heil Gottes! Die ihren Mut und ihren Arm der guten Sache leihen, an deren Spitze steht mit flammendem Schild und siegendem Schwert der mächtige Held, der dem Landsturm unter Gideon den Sieg über



die Medianiter verlieh und den Seba und Zalmuna in ihre Hände gab, der seine Blitze leuchten macht in den Wolken und seine Donner hören läßt an aller Welt Enden: Herr der Heerscharen ist sein Name.

Better, es gleicht in meinen Augen schon jede vaterländische Stadt, jedes Dorf der heiligen Stätte, von welcher gesagt ist: „Ich will Wächter auf deine Mauern bestellen, welche den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht schweigen sollen, und die des Herrn gedenken sollen — der Herr hat geschworen bei seiner Rechten und bei dem Arme seiner Macht: Ich will dein Getreide nicht mehr deinen Feinden zu essen geben, noch deinen Most die Feinde trinken lassen, sondern die es einsammeln, sollen es auch essen und den Herrn rühmen, und die ihn einbringen, sollen ihn trinken in den Vorhöfen meines Heiligtums. Siehe, der Herr läßt sich hören bis an der Welt Ende. Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein Heil kommt! Siehe, dein Lohn ist bei ihm, und seine Vergeltung ist vor ihm!“

Oder hättest du es lieber so gehört: „Daß man fort nicht mehr da wohne; und niemand da bleibe für und für, und die Hirten keine Hütten da aufschlagen, sondern Rohrdommel und Igel werden es innehaben. Denn er wird eine Meßschnur über sie ziehen, daß sie wüste werde, und ein Senkblei, daß sie öde sei, daß ihre Herren heißen müssen Herren ohne Land und alle ihre Fürsten ein



Ende haben, und werden Dornen wachsen in ihren Palästen, Nesseln und Disteln in ihren Schlössern.“

Siehe, das sind zwei Spiegel, in welchen die heilige Weissagung jedem Volk seine Zukunft vorherzeigt in den Tagen der Gefahr, dem tapfern und frommen, dem leichtfertigen und feigen. Denn was zuvor geschrieben ist, ist uns zur Lehre geschrieben.

Auf denn mit vereinter Kraft zum großen Werk! Laßt das Feldzeichen ein wenig flott wehen. Wenn's gilt, so finden wir uns, und wer mit uns nicht gleichen deutschen Mutes und Sinnes ist, der braucht uns nimmer zu grüßen, denn wir danken ihm nicht.

Der böse Winter

Mancher, der nicht gern die Stube und den Ofen hütet, zumal wenn kein Feuer darin ist, denkt noch an den langen Winter von 1812 auf 1813. Mancher aber denkt auch nimmer daran und weiß nichts mehr davon. Ist nicht der Boden und alles, was noch darin war, eingefroren schon im frühen November und verschlossen geblieben, wie der Himmel zur Zeit Eliä, bis hinaus in den Februar?

Der Hausfreund aber erinnert sich jetzt wieder, was die Alten von dem Winter des Jahrs 1740 erzählt und geschrieben haben, und wie es aussah, nicht nur in Mos-



kau oder Smolensko, nicht nur am Fluß Borystheneß oder an der Düna, nicht nur an der Weichsel, sondern auch am Rheinstrom und an dem Neckar. Die Stuben waren nicht zur Wärme zu bringen. Während der Ofen glühte, gefror zu gleicher Zeit das Wasser an den Fenstern zu Eis, so daß jedes Stüblein, auch noch so klein, gleich der Erde eine heiße Weltgegend hatte und eine kalte, nur keine gemäßigte. Wenn man langsam Wasser von einem hohen Fenster herabgoß, es kam kein Wasser auf den Boden, sondern Eis. Nicht immer war es gleich. Aber in den kältesten Tagen, wenn einer aus dem warmen Zimmer gegen den Wind ging, er kam nicht tausend Schritte weit, so bekam er Beulen im Gesicht, und die Haut an den Händen sprang ihm auf. Die Erde war drei Ellen tief gefroren. Wollte der Totengräber einem sein Grab auf dem Kirchhof zurechtmachen, er mußte zuerst einen Holzhaufen auf dem Platz anzünden und abbrennen lassen, damit er mit der Schaufel in die Erde kommen könnte. Das Wild erfror in dem Walde, die Vögel in der Luft, das arme Vieh in den Ställen.

In Schweden kamen 300 Menschen um das Leben, die doch dort daheim und der Kälte von Kindesbeinen an gewohnt und nicht auf dem Heimweg aus einem russischen Feldzug waren. In Ungarn aber erfroren achtzigtausend Ochsen.

Aber das kühne und mutwillige Menschengeschlecht



weiß fast alle Schwierigkeiten und Anfechtungen zu besiegen, welche die Natur seinem Beginnen entgegenstellt. Es hat sich nicht zweimal sagen lassen: „Machet sie euch untertan.“ Denn die Küfer in Mainz verfertigten damals zum Andenken mitten auf dem Rhein ein Faß von sieben Fuder und zwei Ohm, trotz der Kälte. Aber die Heidelberger Bäcker meinten, das sei noch nicht das Höchste, was man tun könne. Denn der Pfälzer will alles noch ein wenig weiterbringen als andere Leute. Also setzten sie mitten auf den Neckar, wo nach wenig Monaten wieder die Schiffe fuhren, einen Backofen auf, und es ist manches Laiblein Weißbrot und Schwarzbrot aus demselben gezogen und zum Wunder und Andenken gegessen worden. — Dies ist geschehen im Winter des Jahrs 1740.

Hochzeit auf der Schildwache

Ein Regiment, das sechs Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonnierung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um 2 Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Also war um 3 Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehenblieb. Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zuerst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an und dachte: Glizert ihr, solange ihr wollt, ihr seid doch nicht so



schön als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der untern Mühle. Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: Es könnte jetzt bald drei sein. Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krächte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit ging ins Feld, aber noch stand unser Musketier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der auf seinen Acker wandelte, das ganze Bataillon sei ausmarschirt schon um drei Uhr, kein Gamaschenknoyf sei mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Also ging der Musketier unabgelöst selber ins Dorf zurück. Des Hausfreunds Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelschritt anschlagen und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musketier dachte: Brauchen sie mich nimmer, so brauch' ich sie auch nimmer. Zudem dachte er: Es ist nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kann's spanische Muedeln absetzen; er meinte Röhrlein. Zudem dachte er: Der untere Müller hat ein hübsches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Küsse, und ob sonst schon etwas mochte geschehen sein, geht den Hausfreund nichts an. Also zog er das blaue Röcklein aus und verdingte sich in dem Dorf als Bauernknecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er wie jener Hüninger Deserteur, es sei ihm ein



Unglück begegnet, sein Regiment sei ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, hübsch war er auch, und die Arbeit ging ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Bazen. Kurz, die Heirat kam zustande. Also lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heimkam, schaute ihn seine Frau bedenklich an: „Fridolin, es ist jemand dagewesen, der dich nicht freuen wird.“ — „Wer?“ — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde sind sie wieder da.“ Der alte Vater lamentierte, die Tochter lamentierte und sah mit nassen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräter. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obrist.“ Also zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er tun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und ging wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch ein Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permissiert, eine Schildwache ein geschlagenes Jahr lang



stehen zu lassen auf dem nämlichen Fleck und nicht abzulösen?" Da schaut der Obrist den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompanie, alte gute Bekannte des Vermißten, liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen und wie der arme Mensch müsse zusammengesmoret sein, gleich einem Borstdorfer Apfelein, das schon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreite, der nämliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten geführt hatte, und löste ihn ab: „Präsentiert das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, marsch“, nach soldatischem Herkommen und Gesetz. Hernach mußte er vor dem Obristen erscheinen, und seine junge, hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn und mußten ihm alles erzählen. Der Obrist aber, der ein gütiger Herr war, schenkte ihm einen Federntaler und half ihm hernach zu seinem Abschied.

Das Seewunder

Vorzeiten sprach man viel vom Vogel Greif, von wilden Männern, Basilisken und Meerwundern. Heutzutage sieht man sie fast nur noch auf den Wirtshauschilden. Der Hausfreund kennt auch etliche. Aber seit vielen Jahren ist gleichwohl wieder das erste Meerwunder erschienen an den Küsten von Schottland vor noch nicht langer



Zeit. Der Kopf war länglich rund, als ein menschliches Antlitz, und hinten mit Haaren besetzt. Die Brust war mit einem rotlichten Flaum gekleidet, auf dem Rücken aber sah er aus wie kleine, runde Federn. Die Hände hatten nur vier Finger, die durch eine feine Haut verwachsen waren. Die untere Hälfte des Körpers aber, soviel man durch das Wasser sehen konnte, war Fisch mit glänzenden Schuppen. Die ganze Länge betrug ungefähr fünf Fuß. So zeigte sich dieses Geschöpf auf der Oberfläche des Meeres, tauchte mehrmal unter und kam wieder herauf, gleichsam zur Kurzweil oder seine Kunst an den Tag zu legen. Man redete es in schottländischer, hernach auch in französischer Sprache an, weil dieses die bekannteste ist. Allein es antwortete in Tönen, die ähnlich sind dem Glockenton, wenn er in der Ferne verhallt, also daß man nicht verstehen konnte, was es sagte.

Es haben schon Leute daran gedacht, ob nicht in der Grundtiefe des Meeres solche Meerwunder in zahlreicher Menge beisammen sitzen und gleichsam ein menschliches Seeleben miteinander führen, also daß sie auch ihre Schulmeister, Nachtwächter und Wögte haben. Das Wasser über ihnen ist gleichsam ihre Luft, und die Fische, die über ihren Köpfen herumschwimmen, sind sozusagen ihre Vögel. Aber gleicherweise, als wir unsere höchsten Berge, z. B. in der Schweiz, nur selten besteigen und nicht lange ausdauern können in der Lauterkeit und Kälte der



obersten Luft, also kommt auch selten ein solcher Waghals aus der Tiefe des Meeres, etwa ein Naturforscher, durch das Wasser bis an die schottländischen Küsten herauf, und der Hausfreund will nicht dafür schwören, daß nicht von dem nämlichen, von welchem hier die Rede ist, auch in dem See-Hausfreund auf Anno 1814 stehen wird, er sei hinaufgekommen, bis wo kein Wasser mehr ist, aber das Land gehe noch über das Wasser hinaus, und es leben daselbst Erdwunder, zweibeinige Fische ohne Schuppen und Flossfedern, die ganz zahm scheinen, wenn ihnen anders zu trauen sei. Er habe sie vieles fragen wollen, aber ihre Sprache sei ihm unverständlich vorgekommen, und soviel er merken konnte, hätten sie es in der Redekunst noch nicht weit gebracht und überhaupt noch nicht weit.

Der gläserne Jude

Im letzten Krieg floh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammenhauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager, der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Kornsack und legte ihn auf den Boden. „Mausel, rühr dich nicht, sonst sind wir beide kapores.“ — „Doved, ich rühr' mich nicht.“ Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Säbel zur Tür herein, und: „Wo ist der Spitzbub?“ schrie er mit



grimmiger Gebärde; der Schwager erwiderte: „Na, gestrenger Herr Unteroffizier! Daß mein Haus keine Spitzbubenherberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd?“ Der Husar erwiderte: „Wo der Spitzbub ist, will ich wissen, der mich um vier Taler betrogen hat“, und visitierte in allen Winkeln herum. „Was habt Ihr in diesem Sack da“, fuhr er den Schwager an und hielt ihm den blanken Säbel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd' ich haben in dem Sack do? Glas.“ Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Säbel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. So viel Hiebe, so viel Schwielen. Der Jude aber, der darin steckte, dachte: Ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger, und machte unaufhörlich mit reiner Stimme kling, kling, daß der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jüd inwendig tönte immer schneller kling, kling, kling. Als aber der Husar fort war und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder“, sagte er, „mein Leben lang will ich um vier Taler kein Glas mehr werden.“



Einer oder der andere

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmütigen Spaß.

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer, gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?“ — „Da und da her.“ — „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?“ — „Das und das; auch möchte ich gerne unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ — Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann Euch heute Gelegenheit werden.“ — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!“ — Der König sagte: „Dafür ist Rat. Ihr dürft nur achtgeben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behaltet, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen.“ Also ritten sie miteinander in Paris hinein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeschicktes tun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das tut sie. Aber ein gerader und unverkünstelter Bauersmann, was



er tut und sagt, das tut und sagt er mit ganzer Seele und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nichts angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen mit Leuten sich füllten und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr“, sagte er und schaute seinen unbekanntem Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid Ihr der König, oder ich bin's. Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf.“ Da lächelte der König und sagte: „Ich bin's. Wenn Ihr Euer Kößlein eingestellt und Euer Geschäft versorgt habt“, sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will Euch alsdann mit einem Mittagsfüpplein aufwarten und Euch auch meinen Ludwig zeigen.“

Von dieser Geschichte her rührt das Sprichwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seid Ihr der König oder der Bauer?“



Die Probe

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatschiere, ging ein neu angenommener Hatschier in ein verdächtiges Wirtshäuslein hinein und hatte einen braunen Ueberrock an. Denn er dachte: Weil ich noch nicht lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in acht; vielleicht gibt's etwas zu fischen. Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgte ihm nach und geht auch in das Wirtshäuslein. Der neue Hatschier fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den nämlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen. Unter ihnen und ober ihnen und an andern Tischen saßen mehrere Leute und sprachen in Friede und Eintracht von allerlei, von dem Elefant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch und sagte: „Zum Exempel, dies wäre die Donau.“ Drauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Jetzt, das wär' Ulm.“ Ein anderer, als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann: „Ich bin von Ulm und hätte Haus und Gewerbe daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr.“ Der betagte Mann sagte: „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr“, und fing an zu hadern und sich zu vermessen über die Zeit und



über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatschier im braunen Überrock aufmerksam und stille und sagte endlich: „Guter Freund, ich warne Euch.“ Der betagte Mann aber sagte: „Was habt Ihr mich zu warnen?“ und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus und schimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatschier sagte: „Guter Freund, ich kenn' Euch nicht. Aber ich will Euch noch einmal gewarnt haben.“ Der Betagte erwiderte: „Warnen hin und warnen her! Was wahr ist, muß man reden dürfen. Was bleibt einem noch übrig als die freie Rede?“, und so und so. Da schlug der verkleidete Hatschier den braunen Überrock zurück und zeigte sich, wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit roten Aufschlägen und einem Bandelier. „Jetzt, guter Freund“, sagte er, „jetzt kommt mit mir!“ Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatschier erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund“, sagte er, „Ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen sein. Ich sehe schon“, sagte er, „wir müssen eine Bouteille miteinander trinken, daß Ihr mich besser kennenlernt“, und forderte noch eine Bouteille und winkte der Wirtin: „Vom Guten.“ Allein der Hatschier sagte: „Ich habe keinen Wein mit Euch zu trinken“, und faßte ihn wohl oben am Arm, und fort zur Türe hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant



fort zu reden: „Ihr meint zum Beispiel, ich sei ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will Euch das Gegenteil beweisen, denn Ihr seid auch eine obrigkeitliche Person, und ich habe vor Euersegleichen Respekt.“ Also zog er einen Kronentaler aus der Tasche und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatschier sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen.“ Eine Gasse weiter fuhr der Arrestant fort: „Was gilt's, Ihr seid noch nicht verheiratet und habt für keine Frau noch Kinder zu sorgen, weil Ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will Euch zu einem schönen Weibsbild führen.“ Der Hatschier erwiderte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich Euch zu einem Mannsbild.“ Als sie aber miteinander in den Polizeihof und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fing der Stadtvogt an laut zu lachen, dann er gar ein lustiger Mann ist, und sagte: „Welcher von euch zweien bringt den andern?“ Denn es ist jetzt Zeit, dem geneigten Leser zu sagen, daß der Arrestant selber ein alter Hatschier war, und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht tut. Deswegen sagte der Stadtvogt: „Welcher von euch zweien bringt den andern.“ Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arrestant, schaute ihn gebieterisch an und sagte: „Es ist an mir zu reden, ich bin älter im Dienst. Ihro Gnaden, Herr



Stadtvogt“, sagte er, „dieser junge Mann ist probat, und wir können uns verlassen auf ihn, denn er hat mich arretiert mit Manier und in der Art und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, noch mit Wein, noch mit Geld, noch mit Weibsleuten.“ Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm solches wohlgefalle, und schenkte jedem einen Kleinen Taler.

Item, an einem solchen Ort mag es nicht gut sein, ein Spitzbube zu sein, wo ein Hatschier selber dem andern nicht trauen darf.

Die Besatzung von Oggersheim

Zu Oggersheim, gegenüber von Mannheim, um die Wahl etwas weiter oben oder unten, je nachdem man sich stellt, als im Dreißigjährigen Krieg unversehens die Spaniolen vor Oggersheim anrückten, flohen fast alle Einwohner nach Mannheim. Nur zwanzig Hausväter blieben zurück und hatten das Herz, die Zugbrücke aufzuziehen und die Tore zu schließen. Es gehört nicht viel Herz zum Schließen, aber zum Öffnen. Denn als der spanische Feldhauptmann Don Gonsalva hineintrompeten ließ: „Wenn ihr bis morgen um diese Zeit den Platz nicht übergebt“, ließ er hineintrompeten, „alsdenn gebt acht, wer am Leben bleibt, wenn ich den spanischen Sturmarsch schlagen lasse und doch hineinkomme“, da



sahen die Helden einander an und sagten: „Der Weg nach Mannheim ist doch der sicherste.“ Nur einer dachte: Was soll ich tun? Meine Frau steht an ihrem Ziel. Soll sie unterwegs oder gar auf dem Rhein ins Kindbett kommen? In Gottes Namen, ich bleibe da. — Als nun die andern alle sich geflüchtet hatten und er noch allein in dem Städtlein war, trat er mit einem weißen Fähnlein auf die Stadtmauer und rief in das spanische Lager: „Kund und zu wissen sei euch im Namen des Herrn Kommandanten von Oggersheim, der Garnison und der ehrsamten Bürgerschaft! Ihr sollt uns versprechen, das Eigentum zu schonen und die protestantische Religion unangefochten zu lassen. Wenn ihr dieses tut und halten wollt, so sollen euch in einer Stunde die Stadttore geöffnet werden. Ich, der Trompeter.“ — Da sahen der Feldhauptmann und seine Leute einander an. Ja, nein — nein, ja. „Was sollen wir katholisches Blut vergießen lassen“, sagte endlich der Feldhauptmann, „um einen feyerischen Altar umzuwerfen, oder was werden wir in diesem Bauernstädtlein für Schätze finden?“ und rief mit lauter Stimme: „Akkordiert!“ Nach einer Stunde, als der Feind mit geschlossenen Reihen und Gliedern, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einzog, am äußern Tor war niemand. — „Sie werden am innern sein.“ Am innern Tor war auch niemand. — „Sie werden auf dem Platz sein.“ Auf dem Platz stand



mutterseelenallein mit dem weißen Fähnlein der herzhafte Bürgermann. — „Was soll das heißen? Wo ist der Kommandant und die Besatzung, wo ist der Bürgermeister und der Rat?“ Da fiel der Bürgermann vor dem Feldhauptmann auf die Knie nieder: „Gnädiger Herr, ich bin der einzige, der sich Euerer Großmut anvertraut hat. Die andern sind nach Euerer Aufforderung alle nach Mannheim geflohen. Nur meine Frau ist noch bei mir im Städtlein, aber ein ellenlanger Rekrut wird nächster Tagen eintreffen. Unterdessen bin ich mein eigener Kommandant und mein Trompeter, mein Gemeiner und mein Profos. Wenn ich seit gestern hätte desertieren wollen, ich hätte mich selber wieder einfangen und Spießruten jagen müssen.“ Da lächelte der Feldhauptmann und hieß ihn aufstehn, und obgleich die Spanier zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs keinen Spaß verstanden, so leistete er doch, was er versprochen hatte, und noch mehr. Denn als den andern Morgen der brave Bürgermann wieder zu dem Feldhauptmann kam: „Ihre Gnaden“, sagte er, „wolltet Ihr mir nicht auf eine Viertelstunde Euern Feldpater leihen, wenn er evangelisch taufen kann? Der ellenlange Rekrut ist angekommen und schon einquartiert“, da sagte der Feldhauptmann: „Ja, braver Kamerad, und ich will Gevattermann sein und dein Kind zur Taufe halten.“ Also hielt der General das Kind zur Taufe und schenkte ihm ein spanisches



Goldstück zum Andenken. Den folgenden Tag zogen die Spaniolen wieder weiters.

Die Schlafkameraden

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirtshaus zu der goldenen Linden in Brassenheim an und ließ sich bei dem Nachtesen beiderlei wohl schmecken, nämlich das Essen selbst und das köstliche Getränk. Denn der Lindenvirt hat Guten. Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte: Ich will meinem Herrn keine Schande machen, und trank wie im Zorn ein Glas und eine Bouteille nach der andern aus, sagend zu sich selbst: „Der Wirt soll nicht meinen, daß wir Knicker sind.“ Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindenvirt: „Herr Wirt, ich hab' an Eurem Roten sozusagen eine gefährliche Entdeckung gemacht. Bringt mir noch eine Flasche voll in das Schlafstüblein.“ Der Bediente hinter dem Rücken des Herrn winkte dem Wirt: „Mir auch eine!“ Denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war und immer mit ihm in der nämlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zuviel Freiheit herausnahm, war der Herr billig und dachte: Ich will nicht wunderlich sein. Es ist ja nicht das erstemal, daß er's tut. Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und



am andern Tisch dachte der Bediente: Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen, zumal so starken. Gleichwohl, als er dem Herrn die zweite Flasche holen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom nämlichen. Der Herr fing endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwischen der Türe und dem Fenster auch Anteil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammutsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für sich: „Soll leben der Mohammedsknochen.“ Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas, und „Bravo“, sagte er, „wackerer Seminarist!“ Der Bediente aber stammelte für sich: „Soll leben der wackere Seeminister“ und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab. „Hast du's gehört, Anton? So eine Tat wiegt viele Meriten auf“, fuhr der Herr fort. — „Sollen auch leben die Minoriten“, erwiderte der Diener. Und sooft jener z. B. sich räusperte oder gähnte, räusperte sich und gähnte der Anton auch. Endlich sagte der Herr: „Anton, jetzt wollen wir ins Bett.“ Der Anton sah seine Flasche an und erwiderte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf sein in der Wirtschaft.“ Denn seine Flasche war leer. Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein.



Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restlein in der Flasche des Herrn sei. Also stand er auf und trank es aus. Sonst verriecht es, dachte er. Als er aber sich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn. Denn beide Betten standen an der nämlichen Wand mit den Fußstätten gegeneinander. Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meinte, er liege wieder in seinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte selbst nicht recht, wie. Soll ich denn gestern abend haben Backensteinfäs herauskommen lassen? dachte er. Als er aber sich umbdrehen wollte, ob ein Schränklein in der Wand sei, fühlte er auf einmal neben sich etwas Lebendiges und Warmes, und das Warme und Lebendige bewegte sich auch. Jetzt rief er: „Anton, Anton!“ mit ängstlicher und leiser Stimme, daß der unsichere Schlaffkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige, den er wecken wollte, war doch der Schlaffkamerad. „Anton“, schrie er endlich in der Herzensangst, so laut er konnte. — „Was befehlen Ihre Hochwürden“, erwiderte endlich der Anton. — „Komm mir zu Hilfe! Es liegt einer neben mir.“ — „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer“, erwiderte der Bediente und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam. — „Anton,



Anton“, rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab“, und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung. — „Meiner will mir die Nase aufschlien“, schrie noch viel rger der Anton. — „Wirf deinen heraus“, schrie der Herr, „und komm mir zu Hilfe.“ — Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser, als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die beiden miteinander, daß keiner dem andern konnte zu Hilfe kommen. Und der Bediente fluchte wie ein Türk, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mchte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hätte geschehen können; denn auf einmal hörte unten der Wirt, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten und der Perpendikel an der Wanduhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind mit dem Licht und dem Hauptschlüssel hinaufgeeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Rote, lagen beide miteinander ringend auf dem Boden und schrien zetermordio um Hilfe. Da lächelte der Wirt in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Rote hat gut gewirkt, die gefährliche Entdeckung. Die beiden aber schauten einander mit Bewunderung und Staunen an. „Ich glaube gar, du bist es selbst, Anton“, sagte der Herr. — „So, seid nur Ihr es gewesen“, erwiderte der Diener, und legten sich wieder ein jeder in sein Bett, worein er gehörte.



Der Herr Wunderlich

Nicht nur wird die Einfalt von dem Mutwillen irreführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Mutwillens. Wie erging es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger namens Wunderlich einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktplatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus“, sagte der Bürger, „bis zum Eisenladen, hernach links in die Gasse, hernach beim ersten Brunnen wieder rechts, hernach beim Roten Löwen wieder links. Numero 428 ist mein Haus, Jakob Wunderlich.“ Und bis soweit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Ist's nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerst noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da?“ und repetierte für sich: „Eisenladen, — links — rechts — links — Numero 428.“ Aber in der Kneipe saßen bei einem Saueressen auch schon ein paar lustige Gesellen, und als sie ihn sahen hereinkommen, stieß einer den andern mit den Ellenbogen, und der andere fing an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's selber gesehen haben“, sagte er, „und bei den Russen gewesen sein, wenn man's glauben soll, wo der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügelmann nicht reden, zwanzig Ellen mißt, auch weniger. Jeder Finger ist eine Pistole, die Zähne sind



Palisaden mit Feldschlangen dazwischen, die Nase ein Bollwerk, die Augen Bombenfugeln. Jedes Barthaar ist ein Bajonett, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel läßt sich auseinanderziehen wie ein Perspektiv, für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser oder auf dem Land. Der Mann schultert seinen Achtundvierzigpfünder. Jeder hat sieben Leben. Tötet ihr ihm eins, so hat er noch sechs. Jeder Gemeine hat Majorstrang.“ Der geneigte Leser wird an diesem Musterlein genug haben. Unserm Bauersmann aber verging Hören und Sehen, und soweit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links, die Gasse rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtnis heraus verschwunden, und wen er fragte: „Guter Freund, wißt Ihr mir nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich das Holz verkauft habe, so und so sieht er aus?“, der gab ihm keine Antwort oder eine falsche. Der eine sagte: „Am obern Tore Numero 1.“ Dort sagte ein anderer: „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der untern Vorstadt Numero 916.“ Glücklicherweise führte ihn sein Weg nach der untern Vorstadt durch die Schulgasse, und einige Schüler standen vor der Türe. Die Bürschlein, dachte er, wissen sonst den Be-



Aheid in der Stadt herum am besten, weil sie der Wind aus allen Gassen zusammenweht. „Junger Herr“, sagte er zu einem, „wolltet Ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der mir dieses Holz abgekauft hat“, und so und so. Der Schüler, ein durchtriebener Kopf, erwiderte: „Guter Freund, ich bin noch nicht in der Schwarzen Kunst, ich bin noch in der Philosophie (so hieß die Klasse, worin er saß). Wenn Ihr aber“, sagte er, „zu dem Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis drin steht: Tunkus, Blemsum, Schalelei, Itmack und Norma, der schlägt's Euch auf für zwei Schillinge.“ In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tisch. „Herr Magister, ich habe vergessen, wie der Herr heißt und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet Ihr nicht so gut sein und es mir aus Euerm Gribis-Grabis-Buch dort sagen.“ Der Schulherr aber schaute diese Zumutung mit ungemainem Staunen an, also daß er zuletzt die Brille abhob und den baumwollenen Schlafrock übereinandernahm. „Guter Freund“, wollte er sagen, „das ist wohl wunderbarlich von Euch, daß Ihr meint, ich könne Euch aus meinen Büchern sagen, was Euch im Kopf fehlt.“ Als er aber angefangen hatte: „Guter Freund, das ist wohl wunderbarlich“, fiel ihm der Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede. „Ganz richtig“, sagte er, „es ist Herr Wunderlich. Sapperment“, sagte er, „das



heiß' ich ins Schwarze getroffen gleich auf den ersten Schuß und ohne Buch", und entsetzte sich jetzt noch viel mehr über die allwissende Gelehrsamkeit des Schulherrn als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm seine zwei Schillinge wieder und ließ ihm hernach durch ein Bublein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Also hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er war abgeleitet worden durch den Mutwillen.

Merkwürdiges Rechnungsexempel aus der regula societatis

Zwei Schäfer auf dem Felde wollten miteinander ihr Abendessen verzehren; der eine hatte fünf kleine Ziegenkäse, der andere drei. Kommt zu ihnen ein dritter Mann von der Straße herüber. „Laßt mich mithalten für Geld und gute Worte!“ Also aßen sie selbdrift fünf und drei, sind acht Käselein, jeder gleichviel. Hierauf dankt ihnen der dritte Mann und schenkt ihnen acht Dublonen.

Der eine wollte nach der Anzahl seiner Käse fünf davon behalten und dem andern geben drei. Der andere sagte: „So? Der Herr hat uns das Geld miteinander geschenkt, also gehören jedem vier. Was deine fünf Stücke mehr wert sind, will ich dir herausbezahlen.“ Da sie



nicht einig werden konnten, brachten sie den Handel vor den Richter. Der geneigte Leser sinnt nach: Welchem von beiden hat der Richter recht gegeben? Antwort: Keinem von beiden, sondern er sagt: „Demnach, und wie ihr mir beide die Sache vorgetragen habt, gehören dem ersten sieben Dublonen und dem andern eine, und das von Rechts wegen. Punktum.“

Man meint nicht, daß der Urteilspruch richtig sei, aber es kann sich nicht fehlen. Denn wenn man jedes Käselein in drei gleiche Teile zerschneidet, so viel als Personen waren, so gaben dem ersten seine 5 Käselein 15 Stücke, dem andern seine 3 gaben 9 Stücke, zusammen 24; davon bekam also ein jeder 8. Folglich bekam der dritte Mann von den 15 Stücken des ersten 7. Denn 8 von 15 bleibt 7. Von den 9 Stücken des andern aber bekam er nur noch eins. 7 und 1 tut 8. Also gehörten auch dem ersten sieben Dublonen von Rechts wegen und dem andern nur eine.

Der geneigte Leser wird ersucht, hieraus abzunehmen: erstlich, wie man manchmal meinen kann, ein Richterspruch sei unrecht, weil man selber nicht weiß, was recht ist; zweitens, wie mißlich es sei, einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben.



Die Weizenblüte

Nie muß sich einer über fremdes Unglück freuen, weil es ihm Nutzen bringt, sonst kommt die Zeit, es freuen sich andere wieder.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder Vorteil zu hoffen habe — sagt man: „Mein Weizen blüht.“ Als daher der Chirurgus und ein Zimmermann in der Nacht miteinander auf der Straße gingen und in einiger Entfernung ein bekanntes Dörflein brannte, deutete der Zimmermann hinüber und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Weizen blüht.“ Nämlich, weil es neue Häuser aufzuschlagen gibt, wenn die alten verbrennen. Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nämlichen Augenblick in einen Graben und brach einen Arm entzwei. Da sagte zu ihm der Chirurgus: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Weizen sei zeitig.“ — Der geneigte Leser versteht's.

Berouika Hafmann

Der geneigte Leser hat viel gute Gedanken gehabt, als er in dem Kalender des Jahres 1813 die Geschichte von jenen zehn frommen alten Dienstboten las, und kennt noch alle, wie sie heißen und aussehen. Dem Hausfreund



aber ist es in diesem Augenblick zumute, wie wenn er im Spätherbst seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat und meint, jetzt sei nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unvermutet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweiglein und heimst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier so große Freude als die andern alle.

Im Jahr 1744, als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim Veronika Hafmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Söhnlein zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertusburger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren war und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern sozusagen als ein wertgewordenes Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele ging, kam es sie wie ein Sehnen an, und „Du“, sagte sie zu ihrem Brotherrn, „gib mir dein Kind ein wenig“, denn sie machte nicht viel Komplimente mit ihm, und die Magd



nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und vor ihrer Frömmigkeit und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd Ihr. „Warum verlangt Ihr das“, fragte er sie, „so doch Eure Arme nicht mehr imstande sind, etwas zu tragen, und Eure Knie kaum Euch selber halten können.“ Sie erwiderte: „Ich habe dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe.“ Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Tränen in die Augen, und er hieß die alte, treue Greisin niedersitzen und legte ihr das Kind auf den Schoß. „Gott lohne Euch“, sagte er zu ihr, „alles, was Ihr an mir und an meinen Vätern getan habt.“ Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen.“ Einundsechzig Jahr war sie im Dienst und Brot des nämlichen Hauses und starb Anno 1805 im achtzigsten Jahr ihres Lebens.

Morgengespräch

des Hausfreunds und seines Adjunkts

Als einst an einem schönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war so heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an



den Hut, gleichsam ihn fragend, ob er auch wieder da sei, auf einmal, unterhalb Seefelds, dehnte sich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund“, sagte er, „mir ist so wohl. Examiniert mich ein wenig über das Sprüchlein: ‚Du machest fröhlich alles, was da webet, beide, des Morgens und des Abends.‘“

Der Hausfreund sagte: „Ich will's probieren. Was heißt das: Du machest fröhlich?“

Sagt darauf der Adjunkt: „Das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muß man selber wissen. Täglich Heute. — Niemals Gestern — Morgen kommt selber.“

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich versteh' Euch nicht recht.“

Da wollte der Adjunkt fast kurlos werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat“, sagte er, „daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemüt hineintrinkt und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war oder auch besser, und ob es morgen besser sein werde oder auch schlimmer. — Wenn ich an das denken wollte, ich hab's auch schon besser gehabt als bei Euch.“

„Nichts für ungut“, sagte der Hausfreund. „Was folgt nun daraus?“

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe.“



nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und vor ihrer Frömmigkeit und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd Ihr. „Warum verlangt Ihr das“, fragte er sie, „so doch Eure Arme nicht mehr imstande sind, etwas zu tragen, und Eure Knie kaum Euch selber halten können.“ Sie erwiderte: „Ich habe dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe.“ Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Tränen in die Augen, und er hieß die alte, treue Greisin niedersitzen und legte ihr das Kind auf den Schoß. „Gott lohne Euch“, sagte er zu ihr, „alles, was Ihr an mir und an meinen Vätern getan habt.“ Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen.“ Einundsechzig Jahr war sie im Dienst und Brot des nämlichen Hauses und starb Anno 1805 im achtzigsten Jahr ihres Lebens.

Morgengespräch

des Hausfreunds und seines Adjunkts

Als einst an einem schönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war so heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an



den Hut, gleichsam ihn fragend, ob er auch wieder da sei, auf einmal, unterhalb Seefelds, dehnte sich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund“, sagte er, „mir ist so wohl. Examiniert mich ein wenig über das Sprüchlein: ‚Du machest fröhlich alles, was da webet, beide, des Morgens und des Abends.‘“

Der Hausfreund sagte: „Ich will's probieren. Was heißt das: Du machest fröhlich?“

Sagt darauf der Adjunkt: „Das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muß man selber wissen. Täglich Heute. — Niemals Gestern — Morgen kommt selber.“

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich versteh' Euch nicht recht.“

Da wollte der Adjunkt fast kurios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat“, sagte er, „daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemüt hineintrinkt und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war oder auch besser, und ob es morgen besser sein werde oder auch schlimmer. — Wenn ich an das denken wollte, ich hab's auch schon besser gehabt als bei Euch.“

„Nichts für ungut“, sagte der Hausfreund. „Was folgt nun daraus?“

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe.“



Denn das böse Gewissen kann Gestern und Morgen nie vergessen.“

„Fragt sich nun, Adjunkt, was macht er fröhlich?“

Antwort: „Alles, was webet.“

„Was versteht Ihr darunter?“

„Erstlich und vordersamst“, sagt er, „die Spinnen. Denn die Spinne webt ihr Netz und schlägt gleichsam wie ein Krämer auf dem Jahrmarkt ihren Stand auf, so sie doch nichts feil hat, sondern sie wiegt sich hin und her in der lustigen Morgenluft und zwischen den Rosensträuchen im Garten und betet in ihrer Art auch das Sprüchlein: Aller Augen warten auf dich, sonst wär' das Sprüchlein nicht wahr. Hernach ist sie eine Fliege und, wenn's sein kann, zwei, weiß nimmer, daß sie gestern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt. Also macht er jedes Tierlein fröhlich in den kurzen Tagen seines Daseins.

Zweitens versteh' ich darunter“, sagt er, „den Weber. Denn ob er schon in einer dunkeln Kammer sitzt und sich viel rühren und einen dünnen Faden nach dem andern einschließen muß in den langen Zettel, so sieht er doch, wie sein Tun gedeiht. Das Tuch wird glatt und fest, das Werk lobt den Meister, und wenn er innehaltet und eine Prise nimmt, denkt er: Du nährest dich deiner Hände Arbeit, wohl dir! Du hast es gut.

Drittens“, sagt er, „versteh' ich darunter mich, den



Adjunkt. Denn nach allem andern webe ich noch lustige Liedlein, Brechrätsel, ja Standreden in Euern Kalender, und alle Euere Leser haben mich gern. Seht, hier ist nichts“, sagte er, indem er die Taschen umkehrte, — „hier ist nicht viel — hier ist die Maultrommel und vier neue weltliche Lieder, die will ich drucken lassen in Neutlingen. Wenn wir fertig sind, sing' ich Euch eines davon.

Viertens und endlich“, sagt er, „versteh' ich darunter alles, was webet, das heißt: alle Menschen. Denn Weben oder Webern heißt so viel als sich bewegen. In ihm leben, weben und sind wir. Weben heißt rührig sein mit den Gliedmaßen, schaffen und arbeiten mit den Händen etwas Gutes.“

„Folgt daraus, Adjunkt?“

„Folgt daraus: Wer die Hände in den Schoß legt und nicht rührig und emsig ist an seiner Arbeit, der kann auch nie recht fröhlich sein, wenn er schon so aussieht. Denn es heißt: Du machest fröhlich alles, was webet.“

„Fragt sich nun drittens, Adjunkt: Warum heißt es: Beide, des Morgens und des Abends?“

Sagt der Adjunkt: „Weil nicht alle Tageszeiten gleich sind. Habt Ihr noch nie geachtet, wann die Schnitter am lustigsten sind? Morgens, wann sie hinausgehen, und abends, wann sie heimkommen. Oder wann stimmt Euer Nachbar, der Schuhmacher, seine Lieder an: Süßer



Christ, du, du bist meine Wonne? Am Morgen freut er sich, daß es an die lustige Arbeit geht. Er schneidet das Leder zu und zwingt es über den Leist, und die Morgensonne grüßt ihn zwischen dem Kirchturm hinein und zwischen der Zehntscheuer. Am Abend freut er sich, daß die Arbeit ein Ende hat und die Ruhe kommt. Der Schuh ist fertig, nett und ohne Tadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenster hinein, und die Löffel und Gabeln rühren sich schon in der Schublade."

„Gut gegeben, Adjunkt; was folgt daraus?“

„Folgt daraus: Wer sein Geschäft nicht in der Ordnung treibt, heute alles tun will, morgen nichts, vormittags sitzt er im Wirtshaus, nachmittags muß das Geschäft doch fertig sein, also bleibt er daran bis Mitternacht — einen solchen Menschen kann er nicht fröhlich machen, denn ein solcher respektiert die Tageszeiten nicht.“

„Adjunkt“, sagte der Hausfreund, „wenn Ihr alle Sprüchlein also auszudeuten wißt, so ist an Euch ein Pfarrer verlorengegangen. Singt mir jetzt Euer Liedlein!“

Da sang der Adjunkt durch Seefeld den hinauf das Liedlein vom König Högne. Es war hübsch.



Weltbegebenheiten

Der Brand von Moskau

Als im Jahr 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, standen in Europa die Verhältnisse so:

Auf der Seite des Kaisers von Frankreich waren Haus Osterreich mit einem Hilfskorps, alle rheinischen Bundesfürsten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, fast ganz Europa. Auf der Seite von Rußland war allein der Engländer, später auch der Winter. Neutral waren der Däne, der Schwed, der Türk. — Spanien und Portugal hatten ihr Apartes.

Schon hatte die furchtbare Armee des französischen Kaisers nach manchem harten, aber siegreichen Kampf die russische Hauptstadt Moskau erreicht. Am 14. September zog er als Sieger durch ihre Tore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder herausgetrieben.

So etwas ist nun geschwind gesagt: „Moskau ist verbrannt.“ Aber der geneigte Leser wird fast die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich von dieser Stadt einen Begriff machen läßt.

Moskau, die uneins größte Stadt der Welt, bestand aus vier großen, aneinander gebauten Städten. Die erste



und innerste, der Kreml, welcher fest war und hernach von den Franzosen selbst gesprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um diese herum die Stadt Bielgorod oder die weiße Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund Russisch), um Bielgorod herum war gebaut Semlanoigorod.

Bier solche Städte aneinander gebaut wären zum Verbrennen groß genug. Aber Moskau hatte auch dreißig Vorstädte, in allem aber 20 000 Häuser und Paläste, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirtshäuser, und wieviel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort: 400 000 Einwohner und zwölf Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, soweit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen als Himmel und Moskau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flamme schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Teil derselben in Schutt und Asche, und wer seitdem vorüberging, sah nichts mehr als Himmel und Elend.

Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen steht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Röthe am Himmel von ferne, der mag sich vorstellen, wie es aussieht, wenn in einem Umkreis



von zwölf Stunden 20 000 Häuser teils in Flammen, teils in Gefahr stehen, und so viel Kirchen und Schlösser auf einmal brennen, und 400 000 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gebrechliche, Kranke, Fürsten, Bettler, fliehen oder verbrennen müssen und niemand retten, niemand mehr löschen kann. Alle Feuerspritzen waren weggeschafft mit Fleiß. Tagereisen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Gesunde, Kranke, Sterbende, hochschwängere Frauen, säugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tisch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort segneten die Söhne ihren sterbenden Vater ein, dort begruben andere den ihrigen, alles nur so unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hilfe in Kindesnöten und gebar ihren Benoni, ihren Schmerzenssohn, auch nur so unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern über zusammengerasteten Reisern ein ärmliches Mittagmahl und seufzte dazu: „Ach, wie unglücklich bin ich.“ Eine andere mit ihrem armen Kindlein sah ihr zu und weinte, als ob sie sagen wollte: „Ach, wie glücklich bist du, daß du etwas zu kochen hast.“ Wie viele umgekommen sind, will der Hausfreund nicht zählen.

Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist ein anderer Mensch als er schuld daran, daß die siegreiche Armee des französischen Kaisers sich mitten



im Winter und in der fürchterlichsten Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verlust zurückziehen mußte, zuerst aus Rußland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen, bis nach Deutschland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäck mußte zurückgelassen und den nachschwärmenden Kosaken preisgegeben werden. Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonett und Sturm marsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbschlegel leisten da ganz andere Dienste als eine Brust voll Heldenmut. Aber der letzte hat noch nicht geschossen.

Fortsetzung der Weltbegebenheiten

Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts und mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn. Wiewohl viel Köpfe, viel Sinne. Jeder meint, er wolle es gewiß am besten machen. Wenn aber einmal der oberste Weltregent, der den Königen die Krone aufsetzt und dem Schwerte den Sieg verleiht, die Hand aus der Sache ziehen wollte, so würde bald eine Verwirrung und ein Elend werden, daß wir andere unglückliche Weltregenten



alle die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und ihn bitten mußten, sich der Menschheit wieder anzunehmen, wie er es bisher getan hat, obgleich noch niemand in sein geheimes Kabinett hineingeschaut und seinen verborgenen Ratschluß erspäht hat.

Als nämlich die französische Armee sich aus dem russischen Winter herausgezogen hatte und die Russen in das deutsche Frühjahr hineintrückten, änderte sich die Gestalt der Sache so, daß die Preußen dem französischen Kaiser und seinen Bundesgenossen aufkündeten und mit ihren bisherigen Feinden gemeinsame Sache machten. Auch erwartete man selbigerseits die Schweden und den Beitritt der Dänen. Am 18. März waren die Russen schon in Hamburg an der Elbe und brachten diese unglückliche Stadt zum Abfall. Gleichermassen zogen sie in Dresden, der Hauptstadt von Sachsen, ein, nachdem die Franzosen abgezogen waren und die schöne Elbbrücke gesprengt hatten, die mancher weltkundige geneigte Leser auf seiner Wanderschaft wird gesehen und bewundert haben, und viele Leute fürchteten, die Feinde würden am Rhein sein, ehe man Zeit hätte, in der Geschwindigkeit etwas Russisch zu lernen. Der französische Kaiser aber sagte unterdessen kein Wort. Hat er nicht in der kurzen Winterruhe, als wenn sonst nichts zu tun wäre, die französische Thronfolge festgesetzt auf ewige Zeiten und mit dem Papst nach mehrjährigen Mißthelligkeiten eine neue



Eintracht abgeschlossen, also daß sich mitten zwischen zwei blutigen Feldzügen der Staat und die Kirche miteinander ausöhnten? So etwas weiß der Hausfreund zu loben; denn zum Glück und Wohl der Völker gehört nicht nur die weltliche Macht und Klugheit, sondern auch der geistliche Segen. Nicht alle Leute glauben's.

Als aber die Schlehcn blühten, am 15. April, als noch viele Leute im Kleinmut dachten (gesagt hat man's ja nicht): Diesmal bringt er keine Armee mehr zusammen, die den siegenden Feinden Stich halten kann, da war der Kaiser schon wieder in Mainz, und vor ihm und hinter ihm, wie aus dem Boden gewachsen, ein neues Kriegsheer, so jung und frisch, so zahlreich, so ausgerüstet und kampflustig, daß man billig hätte sagen mögen, es sei in Frankreich wahr geworden, was man einst die Russen glauben ließ, nämlich die Ertöteten im Feld seien wieder auferstanden daheim. Aber am 25. war der Kaiser schon in Erfurt, am 28. in Weimar, am 29. in Naumburg, am 2. Mai vor den Augen des Feindes auf dem alten, berühmten Schlachtfeld von Lützen; denn auf diesem Felde war schon im Dreißigjährigen Krieg, am 6. November 1632, zwischen dem schwedischen König Gustav Adolf und dem kaiserlichen General Wallenstein eine der merkwürdigsten Schlachten geliefert worden. Der große König Gustav Adolf verlor in derselben durch einen Büchschuß das Leben. Aber seine tapfern Schweden



behaupteten das Feld und den Sieg und kamen hernachmals heraus bis an den Rhein zu des geneigten Lesers Ultvordern. Sonst geschieht es selten, daß im Lauf der Zeiten in dem nämlichen Revier zum zweitenmal eine Schlacht geliefert wird; gleichsam als wenn die Geister der Erschlagenen das Feld behüteten und, wie es an manchen Orten der Brauch ist, nicht leiden wollten, daß Fremde auf ihrem Kirchhof begraben werden. Aber wenn der fromme Landmann den Pflug darüber führt und die Knaben und Mägdlein den Erntetanz dort halten, dagegen haben sie nichts, was jedoch im Jahr 1813 bei Lützen nicht geschehen ist. Denn der Russe, als wenn er nach 181 Jahren dem König Gustav Adolf und den Erschlagenen auf diesem Feld noch ein blutiges Seelenamt halten wollte, tat den ersten Schuß und begann damit eine der hartnäckigsten und blutigsten Schlachten, die je gehalten worden. Man rechnete in Leipzig die Zahl der Verwundeten und Getöteten, gering geschätzt, auf vier- unddreißigtausend. Viele umliegende Ortschaften wurden an diesem Tage ausgeleert und zerstört. Lützen selbst verlor zweihundert Häuser durch den Brand. Die ganze Gegend ward zur Verwüstung.

Wer gern allen Leuten Glauben beimißt, konnte zwar aus den damaligen Zeitungen nicht klug werden, welche Partei in dieser mörderischen Schlacht das Feld behauptet und den Sieg davongetragen habe. Mit gleicher



lobenswerter Tapferkeit focht der Franzos, der Ruß und der Preuß. Der Musketier stand dem Reiter, der Reiter der Kanone. Aber am 6. Mai erging in Berlin, der preußischen Hauptstadt, ein Befehl, als wenn es nicht gut stünde, alle Männer bis zum 60. Jahr sollten sich schleunig bewaffnen, und wo der Feind sich zeigen wolle, sollen alle Frauen und Kinder, alle obrigkeitlichen Personen, alle Ärzte, Wundärzte und Apotheker, alle Postherrschaften mit ihren Pferden, alles Vieh, alle Vorräte weggeschafft werden. Alle Früchte auf dem Felde, alle Schiffe und Brücken, alle Dörfer und Mühlen sollten verbrannt, alle Brunnen verschüttet werden, damit nirgends der Feind einen Aufenthalt oder Vorschub finden sollte. Noch nie ist eine solche schauerliche Maßregel zur Zerstörung des eigenen Landes ergriffen worden. Die Franzosen selbst aber rückten unterdessen vorwärts. Am 8. Mai hielt der Kaiser seinen Einzug in Dresden. Am 12. gingen die Franzosen über den Elbstrom. Aber Meilen weit und lang waren viele Gegenden des schönen und volkreichen Sachsenlandes zerstört und alle Dörfer an der Militärstraße verlassen. Brannte nicht am 12. die Stadt Bischofswerda mit Kirche, Rathhaus und 318 Bürgerhäusern also nieder, daß nur noch drei Firsten übrig sind? Aber am 18. brach der Kaiser selbst von Dresden auf und lieferte am 20. eine neue Schlacht bei Bautzen, weit drinnen in der Lausitz im Sachsenreich, nicht weit



von der schlesischen Grenze. Der geneigte Leser wird gar nicht fragen, wer gesiegt hat. In wenig Stunden war der Feind geworfen und die Stadt in den Händen der Franzosen. Der 21. vollendete bei Wurschen, was dem Sieg vom 20. noch fehlte. Einundzwanzig Dörfer wurden an diesen zwei Tagen ein Raub der Flammen. Meilenweit alle Vorräte aufgezehrt oder vernichtet, alle Mühlen von den Feinden zerstört, alle Saatsfelder abgeweidet und zertreten. Keine Sichel ging dort im Jahr 1813 in die Ernte. Aber am 23. rückte der Kaiser in Preussisch-Schlesien ein, am 1. Juni in Breslau. Viel getan in einem Monat von Lützen bis nach Breslau. Viele tausend Franzosen waren von Anno 1812 her in einer Reihe von Kriegsstädten, von Polen heraus bis an die Elbe, durch die Russen eingeschlossen. Ezenstochow und Thorn und Spandau mußten sich ergeben. Aber Torgau, Wittenberg, wo Doktor Martin Luther gelebt und gelehrt hat, und Glogau in Schlesien wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers freigemacht. Am 30. Mai kam auch Hamburg wieder in die Hände der Franzosen und sollte für seinen Abfall eine Buße von 48 Millionen Franken entrichten, also daß diese unglückliche Stadt, wenn sie alle Tage, die Gott gibt, 1000 Gulden an dieser Summe abbezahlen wollte, doch erst in einer Zeit von 88 Jahren damit fertig würde. Der Hausfreund wüßt's nicht aufzutreiben.



Vom 4. Juni an war Waffenstillstand, aber es war schwer zu erraten, ob zur Wiederherstellung des Friedens oder zu einer fürchterlichen Fortsetzung des Kriegs. In ganz Europa wurde rekrutiert, die ganze Elbe befestigt. Am 10. August kündeten die Russen und Preußen den Waffenstillstand auf. Zu gleicher Zeit erklärte Osterreich dem französischen Kaiser den Krieg. Auf der einen Seite standen jetzt Rußland, Preußen, Osterreich, Schweden, auf der andern Frankreich, der Rheinische Bund, Italien, Schweiz und Dänemark: eine Hälfte des Weltteils gegen die andere, und kein Sternlein der Hoffnung schaute durch die Wolken der Gewitter.

Der Friedensstifter

Wer die rechten Mittel zu wählen weiß, der kommt zum Zweck, zum Exempel der Herr Theodor. Zwei junge Bürgermänner in seiner Nachbarschaft hatten sich gegenseitig im Wirtshaus beleidigt und waren doch zu honett, einander anzugreifen, und zu eigensinnig, einander zu vergeben. Also nährten sie den Unfrieden im Herzen. Das klagte jemand dem Herrn Theodor, und wie alle Mittel vergeblich seien, sie miteinander zu versöhnen. Der Herr Theodor sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne sie. Bis morgen sind sie gute Freunde.“ Also bat er jeden insbesondere, ob er nicht heute bei ihm zu Nacht



essen wollte, und setzte sie an den Tisch nebeneinander. Keiner gönnte dem andern ein Wort oder einen Blick. Beide tupften fleißig mit dem Herrn Theodor an, aber keiner mit dem andern. Da löschte der Herr Theodor das Licht aus, als wenn er die Kerze hätte puken wollen, und sagte: „Nichts für ungut! Ich will's gleich wieder anzünden.“ Indem er aber hinausging, gab er dem einen von der Seite her, wo der andere saß, im Dunkeln eine Ohrfeige. Also gab dieser dem andern zwei, und also setzten sie das Multiplikationserempel miteinander fort und zerschlugen sich, wo jeder im Finstern hintraf, bis der Herr Theodor wiederkam, der etwas lange ausblieb. Als der Herr Theodor mit dem Licht wiederkam und traf sie an im wilden Kampf und Handgemeng, sagte er: „Das ist recht gut und löblich, ehrenwerte Nachbarn und Gäste, daß ihr euch gegeneinander expliziert, und ich hab's schon den ganzen Abend gemerkt, daß ihr etwas gegeneinander auf dem Herzen habt. Ich sehe, daß es euch aufrichtig um Ausöhnung zu tun ist, weil jeder dem andern seine Meinung unverhohlen zu verstehen gibt.“ — „Ihr hättet nicht sagen sollen, daß ich Trumpf verleugne“, sagte der eine, „so ich doch Farbe angegeben habe.“ — Der andere sagte: „Ihr hättet nur nicht gleich schimpfen dürfen. Ein Herz ist bald für einen Eckstein angesehen. Ihr wißt, wie schmutzig die Karten sind.“ Drauf ließ sich der Herr Theodor den Handel von ihnen



erzählen und schlichtete ihn vollends aus; des andern Tag waren sie wieder gut Freund.

Glück und Unglück

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor gesagt? „Ihr Landleute“, sagte er, „habt's doch immer gut. Wenn des Getreides wenig gewachsen ist, so verkauft ihr es um einen teuern Preis. Ist es wohlfeil, so habt ihr viel zu verkaufen und löset auch viel Geld.“ — „Umgekehrt, Herr Doktor“, sagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig. Denn wenn das Getreide teuer ist, so haben wir nicht viel zu verkaufen. Wenn wir aber viel haben, so ist es wohlfeil und macht uns doch nicht reich.“ — Auch gut gegeben.

Verloren oder gefunden

An einem schönen Sommerabend fuhr der Herr Bogt von Trudenberg in seinem Kaleschlein noch spät vom Brassener Markt zurück, und das Kößlein hatte zwei zu ziehen, nämlich den Herrn Bogt und seinen Kausch. Unterwegs am Straßwirthshaus schauten noch ein paar lustige Köpfe zum Fenster heraus, ob der Herr Bogt nicht noch ein wenig einkehren und eines Bescheid tun wolle; die Nacht sei mondhell. Der Herr Bogt



scheute sich weniger vor dem Bescheid als vor dem Ab- und Aufsteigen in das Kaleschlein, maßen es ihm schon am Morgen schwer wird, aber am Abend fast unmöglich. Der Herr Theodor meinte zwar: „Wir wollen das Kaleschlein auf die Seite umlegen und ihn abladen“, aber kürzer war es doch, man ging mit der Flasche zu ihm hinaus. Aus einer Flasche wurden vier, und die Redensarten mankierten ihm immer mehr, bis ihm der Schlaf die Zunge und die letzte Besinnung band. Als er aber eingeschlafen war, führten die lustigen Köpfe das Rößlein in den Stall und ließen ihn auf der Straße sitzen. Früh aber, als ihn vor dem Fenster des Wirts die Wachstel weckte, kam er sich furios vor und wußte lange nicht, wo er sei und wo er sich befinde. Denn nachdem er sich eine Zeitlang umgesehen und die Augen ausgerieben hatte, sagte er endlich: „Jetzt kommt alles darauf an, ob ich der Bogt von Trudenberg bin oder nicht. Denn bin ich's, so hab' ich ein Rößlein verloren, bin ich's aber nicht, so hab' ich ein Kaleschlein gefunden.“

Nützliche Lehren V

1.

Alles geht leichter, wenn man einen Gehlfen hat. Aber eine Heimlichkeit verschweigen kann man besser allein als selbender.



Der Mensch ist an drei Proben zu erkennen. Erstlich: Erzürne ihn. Zweitens: Berausche ihn. Drittens: Teile mit ihm ein Erbe. Wenn er in der letzten Probe nicht mankiert, so ist er probat.

Worin besteht der Unterschied zwischen einem ehrlichen Mann und einem unehrlichen? Antwort: Der ehrliche Mann findet nichts eher, als bis es der Eigentümer verloren hat. Im andern Fall verliert es der Eigentümer erst, wenn es der Unehrlliche findet. Item, der Ehrliche gibt es dem Eigentümer zurück, wenn er kann. Der Unehrlliche findet noch mehr dazu, wenn er kann.

List gegen List

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Taler kostbare Kleinode abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm tausend Taler bar, legten alles, was sie ausgesucht hatten, in ein Schächtelein zusammen, siegelten das Schächtelein zu und gaben es dem Goldschmied gleichsam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung; wenigstens kam es dem Gold-



schmied so vor, als wenn es das nämliche wäre. „In vierzehn Tagen“, sagten sie, „bringen wir Euch die fehlende Summe und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang.“ Alles wurde schriftlich gemacht. Allein es vergehen drei Wochen, niemand meldet sich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: „Was soll ich euch euer Eigentum hüten auf meine Gefahr und mein Kapital tot drinnen liegen haben?“ Also wollte er das Schächtelein im Beisein einer obrigkeitlichen Person eröffnen und die bereits empfangenen 1000 Taler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „Lieber, guter Goldschmied“, sagte der Aktuarus, „wie seid Ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert.“ Nämlich in dem Schächtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied“, sagte der Aktuarus, „hier ist guter Rat teuer. Ihr seid ein unglücklicher Mann.“ Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zur Türs herein und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einsechtige Schnallen verkaufen und sah den Spektakel. „Goldschmied“, sagte er, als der Aktuarus fort war,



„Euer lebelang müßt Ihr Euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet Euch an praktische Männer. Habt Ihr das Herz, eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, Euch ist zu helfen. Wenn Euer Schächtelein oder der Wert dafür noch in der Welt ist: ich schaff' Euch die Spitzbuben wieder ins Haus.“ — „Wer seid Ihr, um Vergebung?“ fragte der Goldschmied. — „Ich bin der Zundelfrieder“, erwiderte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht lebenswürdig freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmütig er sich anstellen und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann wie das Geld. Auch ist er in der That so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdies an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am besten mit Spitzbuben fangen könne, oder ob er an ein anderes Sprichwort dachte, daß, wer das Roß geholt hat, der hole auch den Zaum (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen), kurz, der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an. „Aber ich bitte Euch“, sagte er, „betrügt mich nicht.“ — „Verlaßt Euch auf mich“, sagte der Frieder, „und erschreckt nicht allzusehr, wenn Ihr morgen früh wieder um etwas klüger geworden seid!“ Vielleicht ist der Frie-



der auf einer Spur? Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch vier Duzend silberne Löffel, sechs silberne Salzbüchselein, sechs goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Frieder. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „Das geschah dir recht.“ Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nämlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangsschein, daß er obige Artikel richtig erhalten habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nämlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebstahl beim Amt an und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekanntzumachen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schächtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichnis zu setzen, um etwas. Der Amtmann sah ins Klare und verwilligte ihm den Wunsch. Einem honetten Goldschmied, dachte er, kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen tun. Also verläuft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sei gestohlen worden das und das; unter andern ein Schächtelein so und so mit vielen kostbaren Edelgesteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb“, schmunzelte dort ein böhmischer Jud dem andern zu, „der Goldschmied



wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, daß es ihm gestohlen ist?" — „Desto besser“, sagte der Løb, „so muß er uns auch unser Geld zurückgeben und hat gar nichts.“ Kurz, die Betrüger gehn dem Frieder in die Falle und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seid so gut und gebt uns iht das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben Euch ein wenig lange warten lassen?“ — „Liebe Herren“, erwiderte der Goldschmied, „euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das Schächtelein ist euch gestohlen. Habt ihr's noch in keiner Zeitung gelesen?“ Der Løb erwiderte mit ruhiger Stimme: „Das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf Eurer Seite sein. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wir's Euch in die Hände gegeben haben, oder Ihr gebt uns unser vorausbezahltes Geld zurück. Die Krönung ist ohnehin vorüber.“ — Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf Eurer Seite sein“, nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nämlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatschiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spizbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldeswert, als nötig war, den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangschein des Frieders. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder und verlangte nichts für seinen guten



Nat. „Wenn ich einmal etwa von Euerer Ware benötiget bin“, sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in Euern Laden und zu Euerm Kästlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zugrunde richten könnte“, sagte er, „daß ich der einzige wäre.“ Denn eifersüchtig ist er.

Hilfe in der Not

Als im verwichenen Spätjahr der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte — schon seit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein hatte sich ausquartiert —, da schickte ihm, wie gerufen, der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß als manches Säulein, was noch ganz ist, und drei Würste dazu, so lang wie Glockenseiler, und der Zirkelschmied wußte nicht warum; der geneigte Leser weiß es auch nicht. Aber er erfahrt's.

Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirtshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied saß damals auch schon drin, etwa beim dritten Schöpplein oder beim vierten. Als der Fremde eine Zeitlang da war und dem Zirkelschmied weniger pfiffig als ehrlich aussah, dachte der Zirkelschmied: Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er sich über den Löffel balbieren. „Ihr



seid wohl auch zum erstenmal hier, seitdem der Rosen-
 wirt dies schöne Haus gebaut hat, weil Ihr so lange
 an einem Nagel gesucht habt für Euern Kaputrock?"
 Der Fremde sagte: „Ich bin auch ein Wirt, aber ich
 tauschte mein Haus noch nicht gegen dieses, wenn eins
 nicht wäre.“ – „Habt Ihr noch namhafte Schulden
 darauf?“ – „Das nicht.“ – „Oder riecht der Ab-
 tritt?“ – „Das auch nicht.“ – „Oder habt Ihr ein
 böses Weib im Haus?“ – „Das auch nicht, aber sonst
 nichts Gutes.“ Endlich erfuhr der Zirkelschmied nach
 einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er
 das Unglück habe in seinem Haus mit einem grausamen
 Gespenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache
 und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und
 an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leser des
 Rheinländischen Hausfreundes ist darüber im klaren, ehe
 man ihm sagt, daß dieses Gespenst nur ein boshafter
 Mensch, ein Feind des Hausbesizers könne gewesen sein.
 Nämlich es war sein eigener Schwager, der ihm das
 Haus verleiden und feilmachen wollte. Der Zirkelschmied
 sagte: „Wenn Ihr mit Wissen noch kein Menschenfleisch
 gegessen und noch keinem Roß das Einmaleins abgehört
 habt, so ist Rat, wenn's Euch auf zwei Große Taler
 nicht ankommt, einen sogleich, den andern, wenn Euch
 geholfen ist.“ Der Fremde griff sogleich in die Tasche.
 „Jetzt geht zum Herr Barbier“, sagte der Zirkelschmied



halb leise, obgleich sonst niemand in der Stube war, „und klagt ihm Eure Not. Anfänglich wird er Euch kein Gehör geben, denn es ist ihm bei Strafe verboten. Wenn Ihr aber nicht nachlaßt, so bekommt Ihr das Mittel“ (oder den Buckel voll Schläge, dachte für sich der Zirkelschmied). Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar vernünftiger Mann ist, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat Euch zu mir geschickt?“ — „Einer in einem abgeschabenen Röcklein und in einer schwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten, messingernen Schnalle, drei Finger hoch über dem Rockkragen, hinten auf dem Kopf hat er noch vierundzwanzig bis dreißig Härlein und doch ein Kamm drin.“ Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf und sagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelschmied, hab' ich dich einmal ausgekundschaftet?“ Der Fremde aber fiel ihm ins Wort: „Stellt Euch nicht so kurios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helfst mir von meinem Ziegelfresser, von meinem Gespenst.“ Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelschmied ausgekundschaftet hatte. „Ich will Euch ein stinkendes Rauchpulver geben“, sagte er, „mit dem geht dem Geist auf den Leib und schlägt ihn, Ihr seid ein handfester Mann, mit einem braven Weidenstumpen lederweich, bis er vor Euch zur Erde fällt, nur nicht zu Tod, denn die Geister halten nichts darauf, wenn man sie zu Tod schlägt. Hernach geht Ihr Eures



Weges, damit der Geist auch unbeschrien nach Hause kann."

Solchen Rat gab dem fremden Mann der Barbier und dachte nicht daran, was die Sache für ein schlimmes Ende nehmen könnte. Aber sie nimmt ein gutes Ende. Der Hausfreund weiß es schon.

Denn, wie gesagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, sechs Stunden von Brassenheim, wohin sonst sein Weg nicht war, kehrt er unterwegs ein in einem Wirtshaus, wie es einem einfallen kann, wenn man einen Schild sieht. Als er aber in der Stube war und den Wirt erblickte, erschrak er gar sehr und dachte: „O weh, wie werd' ich wieder da herauskommen“, und machte in der Geschwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn niemand kennen sollte, denn der Wirt war der nämliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte, und er wußte nicht, wie der Handel ausgegangen war. Der Wirt aber, während er ihm ein Schöpplein holte, sann hin und her. „Den Mann sollt' ich kennen. Wenn er nicht das Maul so verdammt krumm im Gesicht hätte, so wär's der Barbier von Brassenheim, der brave Mann, der mich vom Gespenst erlöst hat. Ich will nur sehen, wie er den Wein hineinbringt.“ Und als er hernach die ersten Ehrenfragen an ihn getan hatte: „Woher des Landes und wohin?“, sagte er: „Herr Landsmann, nehmt mir meine Neugierde



nicht zum Vorwitz auf! Wenn Euer Mund besser im Blei läge, so wollt' ich glauben, Ihr seid der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassenheim." Dem Barbier ging der Angstschweiß aus. „Wenn Euch mein frummes Maul irremacht“, sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein gerades haben, und folglich kann ich nicht der nämliche sein. Zudem, so bin ich der Papiermüller von Neuhausen.“ Jetzt erzählte ihm der Wirt die ganze Geschichte, und unmerklich, wie sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie. „Und Ihr seid es doch“, rief endlich der Wirt. — „Freilich bin ich's“, erwiderte der Barbier, „ich habe Euch nur ein wenig verieren wollen, ob Ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr“, sagte er, „das Mittel hat geholfen?“ — „Gleich aufs erstemal“, erwiderte der Wirt und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein und bestellte ein gutes Mittagessen für seinen ehrenwerten Gast, sinnend, ob er ihm nicht sonst noch eine Ehre antun könne. Als daher der Barbier sich entschuldigte, daß er nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Säulein kaufen wolle, da ging eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirtes, und sagte er zu ihm: „Ei, steht Euch keine von meinen an?“ Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere, in den Hof herauspringen. „Da sucht Euch eine heraus, Herr Doktor.“ Der Barbier kam



in Verlegenheit, so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewältigen in seiner kleinen Haushaltung. Aber der Wirt faßte kurzweg eine am Bein. „Die ist Euer.“ Also blieben sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirt dem Knecht, das Wägelein anzuspinnen und den Herrn Doktor und die Sau nach Brassenheim zu führen. — Deswegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied tags darauf den Schinken und die Würste, weil sein Mutwillen ihm dazu verholten hatte. „Sich, Bärbel“, sagte hernachmals der Zirkelschmied zu seiner Frau, „du hast mich schon oft erkannt. Mit einem Mann, wie ich bin, ist eine Frau versorgt.“

Der Bock

Einst im strengen Winter, an einem Sonntag, abends, fuhr eine fremde, wunderschöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als auf einmal die Pferde stillstanden, waren sie auch klüger als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im Schnee lag und schlief. Denn die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Branntwein und kam von unten herauf, wollte nach Kandern gehen, verfehlte aber in Schliengen den Rank. Die wunderschöne Frau ließ ihn wecken. „Fehlt Euch etwas, guter Mann, oder seid Ihr sonst in



den Schnee gefallen?“ — „Nein“, stammelte der Bauersmann, „da ist mir eine schwarze Kaze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgefackelt und hat mich irregeführt und schlastrunken gemacht, und wenn ich weiß, wo ich bin, so weiß es“ — das Kind im Mutterleib, wollte er etwa sagen, aber er brachte es nicht heraus. — „Ihr seid betrunken, guter Mann, und wenn Ihr hier liegenbleibt, müßt Ihr erfrieren.“ — „Wenn ich betrunken bin“, fragte er, „habt Ihr mir den Rausch bezahlt, oder hab' ich ihn bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch schuldig?“ Als aber die Frau, so freundlich sie ist und sein kann, ihm zuredete, vornen auf den Bock zu sitzen bis zum nächsten Ort: — „Bock sitzen?“ dachte er in seinem erschrecklichen Rausch und fing auf einmal an, aus einem andern Ton zu sprechen. „Ihr seid die schwarze Kaze und habt Euch in eine heidnische Prinzessin verwandelt. Um Gottes willen, verschont mich nur diesmal!“ Denn er dachte an einen andern Bock, auf dem die Hexen reiten, und jetzt geh' es zum Pech- und Schwefelbrünnlein, und nicht zur Kaltenherberge, die auf dem Schliengener Berg steht, sondern zur heißen. In seinem Leben wolle er keinen Rausch mehr trinken. Allein das half alles nichts, sondern der Kutscher, der Postillion von Müllheim, band ihn auf den Bock. Und so fuhr er mausstill und in ängstlicher Erwartung seines Schicksals mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf



Kaltenherberge, legten ihn die Postknechte in einen warmen Kuhstall und ließen ihn seinen Rausch dort ausschlafen. Aber noch bis auf diese Stunde glaubt der Mann, er sei verhert und bezaubert gewesen, und hat seitdem keinen Rausch mehr getrunken, ausgenommen an den Werktagen.

Dies Geschichtlein ist wahr, wenn's auch nicht zwischen Schliengen und Kaltenherberge sollte geschehen sein, und der Hausfreund kennt die schöne Frau. Hat sie's ihm nicht selber geschrieben von Freiburg aus im Achtland?

Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813

Im Spätherbst 1813 erfuhren wir Brassenheimer von dem Krieg in Sachsen auch lange nichts anders als lauter Liebes und Gutes, wer nämlich französisch gesinnt war, und niemand hatte bei Turmstrafe das Herz, etwas anderes zu wissen, noch viel weniger zu sagen, ausgenommen ein lustiger Kumpan, der Spielmann in der untern Gasse, hat's gemerkt. Was tut der Spielmann? Er geht ins Amthaus. „Herr Amtmann, die Hochzeiten- und Kirchweih Tänze wollen heuer gar nicht geraten. Wolltet Ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag abends im Roten Lö-



wen eine Komödie zu spielen für ein Geringes?" Der Amtmann erwiderte: „Reichenauer, das lob' ich an Euch, daß Ihr Euch lieber auf eine geziemliche Art forthelfen und Euern Mitbürgern einen lustigen Abend dafür machen wollt, als daß Ihr wieder Schulden macht oder stehlt.“ Also kündeten sie auf den nächsten Sonntag eine nagelneue Komödie an. Es sei die neueste, sagten sie, die es gibt. In derselben Komödie mußte einer mitspielen, der hieß Franz und hatte eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar stattliches, handfestes Weibsbild. Im Verlauf der Komödie mußte es sich schicken, daß der Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam. Der Zank gebar Schimpf, der Schimpf gebar Schläge, und wer die meisten bekam, war nicht der fremde Mann, sondern der Franz, also daß er zuletzt seine Frau zu Hilfe rief. Weil sie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Apollonia oder Kunigunda rufen, und also fügete es sich, daß je mehr er Schläge bekam und je besser sie auffassen, desto lauter rief er: „Viktoria! Viktoria!“ Daran haben wir Brassenhaimer, was verständige Leute unter uns sind, zum erstenmal gemerkt, wie es damals in Sachsen stehen mochte, und was es zu bedeuten hatte, wenn man schrie: „Viktoria! Viktoria!“ Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt.



Willige Rechtspflege

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erstemal zu Recht saß, trat vor die Schranken seines Richterstuhls der untere Müller, vortragend seine Beschwerden gegen den obern in Sachen der Wasserbaukosten. Als er fertig war, erkannte der Richter: „Die Sache ist ganz klar. Ihr habt recht.“ Es verging eine Nacht und ein Räuschlein, kam der obere Müller und trug sein Recht und seine Verteidigung auch vor, noch mundfertiger als der untere. Als er ausgeredet hatte, erkannte der Richter: „Die Sache ist so klar als möglich. Ihr habt vollkommen recht.“ Hierauf, als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der Amtsdienner. „Gestrenger Herr“, sagte der Amtsdienner, „also hat Euer Herr Vorfahrer nie gesprochen, solange wir Urteil und Recht erteilten. Auch werden wir dabei nicht bestehen. Es können nicht beide Parteien den Prozeß gewinnen, sonst müssen ihn auch beide verlieren, welches nicht gehn will.“ Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du hast auch recht.“

Weltbegebenheiten

Der Rheinländische Hausfreund hat zwar schon seit dem 19. Oktober 1813 bis zum 31. März 1814 wieder



an seiner guten, alten deutschen Pelzkappe gebürstet und Schleifen abgelesen, und wiewohl die schönen, goldenen Schnüre dran und das goldene Quästlein schon lange herabgetrennt und mitgegangen sind in den großen Abschlund, hat er sich doch herzlich gefreut, wie er zum erstenmal nach so viel Jahren wieder darin erscheinen will, und wie ihn seine geneigten Freunde und Landsleute fast nicht kennen werden, bis sie ihn hören reden. Gleichwohl hat er den besten Lust und setzt das leichte fremde Hütlein noch einmal auf und ein lustiges Federlein drauf, weil alles so gut gegangen ist. Eine Kokarde hat er nie getragen, trägt auch keine, sie sei denn deutsch. Denn auch das Hütlein trägt er nicht von Herzen, sondern bald aus Mutwillen, bald aus Unmut, bald aus Klugheit, oder weil's Mode ist und nobel aussieht. Diesmal hauptsächlich, weil er mit seinen geneigten Lesern und den Allwärtigen eine Reise nach Paris anstellen will.

Reise nach Paris. Erste Station

Ob wir gleich im Kalender 1814 die Weltbegebenheiten in Schlesien verlassen haben, so wollen wir doch jetzt nicht mehr mit der Neuigkeit groß tun, daß der Kaiser Napoleon noch im August desselben Jahres genötiget worden ist, seine Lorbeeren in Schlesien ins Wasser zu stellen und Not zu wehren in Sachsen. Das französische



Heer wurde damals geschätzt auf 350 000 Mann, ebenso groß das alliierte. Am 26. und 27. August war die Schlacht bei Dresden. In derselben erschien auch russischerseits, wie ein Auferstandener von den Toten und wie ein Geist Samuels, der berühmte General Moreau, welchen der Kaiser Napoleon hatte nach Amerika verwiesen, und ließ sich gleich anfangs im Treffen zwei Beine abschließen. Hernach ist er unter großen Schmerzen nach Böhmen hineingeführt worden und dort unterweges gestorben, denn die Geister und ihresgleichen erscheinen selten auf lange Zeit.

In der Schlacht selbst behauptete die Geschwindigkeit und Gegenwart Napoleons und die Tapferkeit seiner Truppen den Besiztum von Dresden und die Linie an der Elbe. Gleichwohl muß nicht viel an dem gewesen sein, daß nach dieser Schlacht die Feinde eiligst durch die Gebirgsschluchten nach Böhmen hinein geflohen seien und der Krieg soviel als aus war. Denn von dieser Zeit an zog der Kaiser wie einer, der dem überall eindringenden Wasser allein wehren soll, unsichern Planes von einem Ort zum andern hin und her und wurde von den Alliierten immer mehr eingewickelt, aber nicht in Baumwolle. General Vandamme fand den Weg nach Prag in Böhmerland schlecht und verirrte bis nach Sibirien hinein, — der Kronprinz von Schweden fand bei Jüterbog den Paß des Generals Ney nach Berlin auch nicht gültig. Schon



streiften die Alliierten im Rücken der französischen Armee. Schon gegen Ende September erschien ein Korps Alliierte in Kassel, der Hauptstadt des Königreichs Westfalen. Am 30. reiste der Großherzog von Frankfurt in kirchlichen Angelegenheiten nach Konstanz ab. Den 14. Oktober schälte sich Bayern vom rheinischen Bündnis ab; 75 000 Oesterreicher und Bayern, welche vorher an ihren Grenzen feindselig gegeneinander standen, zogen jetzt unter verschwisterten Fahnen mit dem General Wrede gegen Frankfurt hinaus. Am 15. war die französische Armee in und um Leipzig von allen Seiten umringt. Napoleon soll damals noch 200 000 Mann und 500 Kanonen beisammen gehabt haben, nicht dazu gerechnet 36 000 Mann, die er in Dresden zurückgelassen hatte, und was noch in so vielen Festungen zurück war. Mit jener Heereskraft wollte er am 17. angreifen und sich Luft machen, nein, er wurde am 16. von den Alliierten angegriffen und befand sich nicht wohl dabei; 15 000 Tote und Verwundete, 2000 Gefangene soll ihn dieser Tag gekostet haben. 45 Kanonen soll der Fürst Schwarzenberg, 55 der Kronprinz von Schweden und General Blücher genommen haben. Am 18. ging die Schlacht von neuem an. Viel gutes alliirtes Blut floß auch an diesem Tag, französisches noch besser; 1200 Kanonen sollen in dieser Schlacht gewesen sein, 30 000 Tote und Verwundete sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. Ganze



Regimenter rheinischer Bundestruppen und Polen gingen während der Schlacht zu den Alliierten über. Aber welche Verwirrung herrschte an diesen Tagen in Leipzig, der schönen deutschen Handelsstadt, welche bebende Angst zwischen Hoffnung und Furcht. Noch mußte man abends den Ausgang dieses Treffens nicht, so nahe es war. Aber was die Nacht verbirgt, entdeckt der Tag. Am 19. früh wurde noch französisch Viktoria geläutet. Aber die Glocken wollten nimmer recht klingen. Um halb zehn Uhr verließ der französische Kaiser die Stadt, und als wenn er bald wieder zurückkommen wollte, ließ er 10 000 Mann zur Verteidigung zurück. Bald waren die Alliierten vor den Mauern. Um halb elf begann der Sturm, man focht bis in die brennenden Vorstädte hinein. Um 12 Uhr zogen die hohen Alliierten, der Kaiser Alexander, der Kaiser Franz, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden mit türkischer Musik siegreich und hochbegrüßt in der Stadt ein. Die ganze Besatzung, und was sich sonst verspätet hatte, wurde in russische Gefangenschaft abgeführt.

Die Leipziger Schlacht ist anzusehen wie ein Abweiser, der den Weltbegebenheiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Register in einer Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, ist auf einmal ein anderes Stücklein und eine andere Melodie los. Viele schimpften jetzt, denen vorher alles recht schien. Das muß



man nie tun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang französisch zu sein, und wie sie sich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten. Der Hausfreund nicht. Auf einen Kalendermacher schauen viele Augen. Deswegen muß er sich immer gleichbleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Partei halten. Es ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegsführende Macht, wenn die Kalendermacher des Landes auf ihrer Seite sind.

Die Franzosen selbst konnten nach dieser Schlacht kein rechtes Wohlgefallen mehr an Deutschland und an der Aufführung der Alliierten finden und nahmen auf dem Heimweg die Begleitung derselben und ihre Bewirtung bei Weisensels und Erfurt nicht gerne an. Denn sie zogen sich nicht mehr ganz in Reih und Gliedern zurück. Man kann's nicht sagen. Viele Gewehre präsentierten sich unterweges von selbst, auch andere Sachen und Leichname, und wer kein Federlein auf dem Hut hätte, könnte sich deutlicher ausdrücken. Allein bei aller Geschwindigkeit gelang es ihnen doch nicht, früher als der tapfere General Brede mit seiner Armee den Rhein zu erreichen. Hielten sie nicht am 29. Oktober miteinander noch ein blutiges Abschiedsmahl bei Hanau, drei Stunden hinwärts Frankfurt, elf Stunden von der französischen Grenze? Am 31. war Napoleon noch in Frankfurt, am 9. wurde Hochheim genommen, drei Stunden vom Rhein.



Am 12. November standen die Vorposten der Alliierten in der Schußweite von Kassel bei Mainz.

Man sagt, die Franzosen seien noch 60 000—80 000 Mann stark bei Hanau angekommen. Man sagt, ihre Armee habe sich in diesem Feldzug um 200 000 Mann, 800 Kanonen und 3000 Munitionswagen gesäubert, ohne was sie als Besatzung in Dresden und so vielen andern festen Städten zurückließen. Man sagt, der Rest dieser Armee, die im Frühjahr so schön und zahlreich über die Mainzer Brücke ausgerückt war, sei, von Mangel an Lebensbedürfnissen und von Strapazen ermattet, in einem klagenswerten Zustand in diese Stadt zurückgekommen. 30 000 Verwundete und Kranke lagen in allen Lazaretten, in Kirchen; was auf der Straße umfiel, blieb liegen; was sterben konnte, starb, ohne Verband, ohne Pflege, ohne den letzten Tropfen Wassers, ohne den letzten Trost und Zuspruch einer mitleidigen Seele. Es waren zuviel. Man konnte nicht. Unterdessen kam unter dem tapfern Fürsten und Heerführer Schwarzenberg das Hauptquartier der großen Armee in Frankfurt an. Am 5. zog unter allgemeinem Jubel Kaiser Alexander von Rußland, am 6. Kaiser Franz von Osterreich, nach ihnen der König von Preußen ein, in furchtbare Gewitterwolken eines großen Weltgerichts eingehüllt, aber lauter Sonnen des Friedens. „Wir wollen Frankreich nicht erobern“, sagten sie, „sondern den Frie-



den. Frankreich“, sagten sie, „soll groß und mächtig bleiben und glücklich werden.“ Viele Leute glaubten's damals nicht. Jetzt glauben sie's. Die Stadt Frankfurt selbst aber sah damals etwas gleich. Könige und Fürsten aus allen Gegenden versammelten sich, um die hohen alliierten Monarchen zu bewillkommen. Der Rheinische Bund, gestiftet den 12. Juli 1806, wurde stückleinweise zerrissen. Aus allen deutschen Ländern, auf allen Straßen, besonders aus dem Lande der hochherzigen Preußen, zogen waffenlustige Männer, Linientruppen, Landwehren, Studenten, Advokaten, Staatsräte, Prinzen, Kalendarmacher zum heiligen Krieg — so nannten sie es — an den Rhein. Was will der Hausfreund sagen? Kamen nicht um diese Zeit die Weltbegebenheiten dem guten rheinländischen Leser selber bis ins Haus und auf den Speicher, und blieben manchen Abend bei ihm über Nacht?

Die gesamte Heeresmacht aber, die damals gegen den Kaiser Napoleon rings um Frankreich herum auf den Beinen stand oder noch darauf kommen sollte, war:

Die große Hauptarmee unter General Schwarzenberg am Oberrhein . 250 000 Mann.

Die Schlesische Armee unter General Blücher am linken Rhein 115 000 "

Die Nordarmee unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden im nördlichen Deutschland 130 000 "



Die deutschen Truppen, Liniensolda- ten und Landwehr	295 000	Mann
Die italienische Armee unter Ge- neral Bellegarde	60 000	"
Die englische, portugiesische und spa- nische Armee unter General Wellington	100 000	"
Die neapolitanische unter ihrem Könige	30 000	"

Reise nach Paris. Zweite Station

Es war der Anfang einer herben und klemmen Zeit, als die Völker von Europa und halb Asien wie ein Schneegestöber, nein, wie ein Wolkenbruch in die ehemals rheinischen Bundeslande hineinregneten und nicht der kleinste Teil derselben zwischen dem Schwarzwald und Rhein sozusagen sich einklemmte und fast nimmer flott werden wollte, und es war dem Trost, daß man für eine gute Sache aufopfere, was man kann, nicht übelzunehmen, wenn er zuletzt nimmer recht an den geschlagenen Gemütern anfassen wollte. Oesterreicher, Bayern, Donische und Grebinskische Kosaken, Württemberger, russische Kaisergarde, Frankfurter, Baskiren, Preußen, preußische Garden, Darmstädter, Zekler Husaren und Fußvolk, Kirgisen, Sachsen, Kalmücken und Würzburger mit- und neben- und nacheinander tranken damals



Kriegskameradschaft am Rhein, und gutenteils aus des rheinländischen Lesers Gläsern und Kannen. Die Großväter in fünfzig Jahren werden den Enkeln etwas zu erzählen wissen, wie man einst uns erzählt hat von den paar Barasdinern und Panduren, die zu seiner Zeit im Lande waren, zum Beispiel vom Trenk. Endlich aber und um Weihnachten 1813 geschah es, daß die Weltbegebenheiten wieder anfangen laut zu werden und über den Rhein zu gehen in die Schweizer Neutralität hinein und in die Departementer. Stand nicht auf einmal von Schaffhausen bis nach Mannheim eine Brücke an der andern im Rhein, wiewohl mit gehörigen Zwischenräumen? Am 21. Dezember brach am Oberrhein die große Schwarzenbergische Armee auf und bezog die Straße von Altkirch, Mömpelgard, Arcy, Besoul gegen Paris zu. Bald waren alle französische Grenzfestungen eingewickelt, zum Teil von geneigten Lesern. Mit Hüningen sprach man noch ein Wörtlein mehr. Am 30. stand schon ein österreichisches Feldpikett von 40 000 Mann bei Genf, das Angesicht wendend nach Lyon. Am 31. ging General Bormwärts, der geneigte Leser versteht's schon, General Blücher, mit der Schlesischen Armee über den Niederrhein. Am 15. Jänner 1814 vereinigte er sich mit der großen Schwarzenbergischen Armee. Am 18. war das große Hauptquartier schon in Langres. Bald darauf wurde Chaumont, bald darauf Bar sur Aube



besezt. Unter diesen Umständen löste und schnellte sich von Frankreich ab, was nicht niets und nagelfest war, und fehrte feindlichen Spitzen entgegen. An Spanien war nimmer zu denken. Schon am 7. Oktober 1813 stand General Wellington auf französischem Boden. Im November erklärte sich Holland für frei. Im Jänner ging der König von Neapel, Prinz Murat, des Kaisers Napoleon vieljähriger Waffengenosse, mit 40 000 Mann zu den Alliierten über. Allen Gefangenen, die in Frankreich gefangen waren, allen Ehrengardisten, die in den losgeschälten Ländern daheim sind, fuhr das Sprüchlein des Propheten Jesaias in die Beine, Jesaiâ am 13ten: „daß ein jeglicher zu seinem Volk umkehren und ein jeglicher in sein Land fliehen wird“. Endlich traten auch die Dänen über. Ganz Europa war jetzt gegen Frankreich verbündet. Niemand vermochte in dem großen Kampf um das Schicksal des Welttheils und um die Zukunft neutral zu bleiben, außer die Schweizer und der Türk. Mancher geneigte Leser dachte auch wieder einmal: „Jetzt bringt's der Napoleon nimmer auf. Jetzt darf man nur nach Paris hineinspazieren und ein Wort mit ihnen reden, und es ist gut, daß man den Sorn des heiligen Krieges schon im Blut hat, damit man nicht zu glimpflich gegen sie verfare, wenn sich keiner wehrt.“ – Fehlgeschossen! Der Franzos, wiewohl er im Notfall Beine hat und Gelenke drin so gut als einer, will doch nie den



Namen haben, daß er besiegt sei, wenn er nicht muß, nicht einmal, wenn er es ist. Der Franzos ist stolz auf seinen Namen und eifersüchtig auf die Ehre seiner Nation, und nie mehr, als wenn es den andern vorkommt, daß er's am wenigsten Ursache habe. Das Unglück beugt ihn nicht, es macht ihn wagh. Er ist gleich einem Bergbach, dem man den Lauf verbauen will. Desto brausender überläuft er oder bohrt sich ein anderes Minnsal, ja wie ein Feuerstein: je besser man ihn trifft, je besser sprühen die Funken. Das Dörflein darf verbrennen, Arm und Bein darf zerschmettert werden. Wenn's nur halbwegs aussteht, daß man gesiegt habe oder daß man wenigstens nur verraten, aber nicht überwunden sei, oder daß ein einziger ungeschickter Korporal einen dummen Streich gemacht habe. Also vermehrten sich jetzt täglich von allen Straßen her Napoleons Streitkräfte, und aus allen Häusern heraus wuchs junge Mannschaft, wie der Rhein durch so viele Bäche aus allen Tälern anschwillt im Frühjahr und immer voll bleibt, so er doch immer abläuft. Galt es nicht schon den 1. und 2. Februar bei Brienne und Rothière in ernsthaften Meinungen? Das ist das nämliche Brienne, wo die Kriegsschule war, wo Napoleon das Metier gelernt hat. Hernach hat er sich eine gute Kundschaft gemacht und viel Arbeit geliefert bis zu den Jahren 1812–1814. Im Jahr aber 1814 lagen seine Feinde in dem nämlichen Brienne und in



seiner eigenen Lehrstube, und der nämliche Napoleon mußte den Ort beschießen und anzünden, trotz daß er ein eigenes Haus darin hat, wo die Obsthändlerin wohnt. — Der gelehrsame Leser des Hausfreunds ist durch ihn mit der halben Welt bekannt. — Nichtsdestoweniger war seine Seide soviel als ausgesponnen, und das Heer der Alliierten rückte tapfer nach Troyes vor. Von dieser Zeit aber gingen gleichwohl gar seltsame Märsche und Stellungen zwischen den Armeen vor, und es begann auf allen Punkten eine Reihe blutiger und fruchtloser Gefechte, mit denen der Hausfreund den geneigten Leser nicht aufhalten will, weil doch die Sache bleibt, wie sie ist. Nicht alle Siegesboten kamen an Ort und Stelle an. Auch ward nicht alle Tag frisch gebacken. Eher noch wurden von Zeit zu Zeit die Better wieder angezogen — frischer Schnee. Indessen ging es doch immer näher zum Ende, und die Schweden setzten sich auch in Bewegung. Sollte Napoleon den Zepher verlieren und Paris, die stolze Stadt, dem Feinde die Tore öffnen, so mußte er wenigstens noch mit einem kühnen Unternehmen seine Laufbahn beschließen. Ist er nicht auf einmal mit 50 000 Mann zwischen den Stellungen der Schwarzenbergischen und Blücherschen Armee herausmarschiert und stand ungewarnter Weise dem Feinde im Rücken? Es war ein bedenklicher Augenblick. Das Landvolk auf der ganzen Linie vom Wasgau bis nach Lyon hinab stand im



Begriff, sich für Napoleon zu bewaffnen. Alle Garnisonen in den eingeschlossenen Festungen warteten nur auf Bericht, um durchzubrechen und sich mit ihm in ein furchtbares feindseliges Heer zu vereinigen, und vorne an waren auch noch Leute, z. B. der Marschall Marmont. Man kann nicht sagen, was in den nächsten vierzehn Tagen hätte geschehen können, aber desto herzhafter, was geschehen ist. Das Stündlein hatte geschlagen. War Napoleon kühn, war der Alliierte schlau. Am 24. März vereinigte sich die große Schwarzenbergische und die Blüchersche Armee zwischen den getrennten Korps des Feindes, und statt dem Kaiser Napoleon nachzufolgen, was er gerne gesehen hätte, gingen sie schnell auf den Marschall Marmont los und schlugen ihn mit kräftigem Schwert bis unter die Mauern von Paris. Der furchtbare Donner der alliierten Kanonen ertönte schon in allen Häusern und Palästen und Gemütern der großen Stadt voll Menschen und erobeter Schätze. Zwei Jahre früher wäre einer ins Irrenhaus gekommen, und das noch glimpflich. Aber es ist noch nicht aus. Soldaten und Bürger, Invaliden und Knaben aus der Kriegsschule eilten auf die Anhöhen, die vor Paris liegen; eine Kanone stand an der andern und wartete auf den Feind. Es hätte unterbleiben können. Denn am 30. gelang es der tapfern preussischen Garde und einem braven Korps geneigter rheinländischer Leser, diese letzte Schutzwehr von



dem Montmartre bis in die Vorstädte von Paris herabzuwerfen. Das ist der Berg Montmartre, von welchem einige Monate vorher Napoleon gesagt hat, daß wenn auch die Feinde auf dem Montmartre stünden, so wolle er kein Dorf von Frankreich hergeben. Er hat es auch gehalten. Ein anderer brachte noch selbigen Abend um vier Uhr die Kapitulation zustande. Damals hatte auf dem Pariser Weg der letzte geschossen, vielleicht gar ein Lantzenkircher, vielleicht gar der Herr Stephan, ein guter Bekannter des Hausfreundes. Zog nicht am 31. vormittags um 11 Uhr Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preußen an der Spitze ihrer schönen, zahlreichen Garden in der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs ein? Es ist nicht anders, das Federlein mag sich diesmal krausen, wie es will.

Reise nach Paris. Dritter Teil. Aufenthalt und Ende

Als nun die beiden hohen Monarchen an der Spitze ihrer schönen und zahlreichen Garden in der Hauptstadt von Frankreich einzogen, damals war auch auf einmal ein anderes Liedlein los und eine andere Melodie. Auf allen Hüten schimmerte die weiße Königskofarbe. Aus allen Kehlen, aus allen Fenstern rief es: „Friede! Friede! Es



lebe Alexander! Es leben die Alliierten! Es leben die Bourbonen! Es lebe der König!" Der Hausfreund hat fast ein wenig wollen erschrecken, daß der Zeiger der großen Weltuhr wieder so auf einmal auf das Jahr 1789 zurückschnellte, wie man erschrecken mag, wenn man auf einem Kirchturm neben dem Uhrenhaus steht und denkt an nichts. Auf einmal schießt es wie ein Zorn in das Räderwerk, als wenn das Jüngste Gericht und der Welt Ende durch den Kirchturm fahren wollte. Wenn es aber geschlagen hat, eins oder zwei, wird's auf einmal wieder stille, daß man fast vor der Stille erschrecken möchte, und nur der alte Perpendikel geht wieder fort, als wenn nichts geschehen wäre. Und das hätten die Franzosen nicht nötig gehabt, einst vor allen Gemeindegäusern Freiheitsbäume und Guillotinen aufzuschlagen. Ein und der andere geneigte Leser hätte auch nicht nötig gehabt, sich auf das Morgenrot des goldenen Zeitalters zu freuen, wiewohl das Zeitalter war unterdessen rot genug. — Am folgenden Tag aber nach dem Einzug, als war der 1. April, ward schon eine neue Regierung im Namen des Königs aufgerichtet. Am 4. ward von dem Senat der Kaiser Napoleon des Throns für verlustig erklärt, das Erbrecht in seiner Familie aufgehoben und Frankreich von dem Eid der Treue gegen ihn losgebunden. Der Kaiser Napoleon aber, als er die Begebenheiten in den letzten Tagen des Monats März erfuhr, wie ein Blitz



sich wendet, stand er wieder mit 70 000 Mann bei Fontainebleau, zehn Stunden von Paris. Er wollte die Stadt noch retten. Zu spät! Sie war übergeben. Er wollte sie angreifen und zertrümmern. Vergebens! Seine Marschälle überzeugten ihn, daß er's nicht ausführen werde. Er entsagte der Regierung für seine Person mit Vorbehalt des Regentenrechtes für seinen Sohn. „Wie steht es?“ rief er dem Marschall Ney entgegen, als dieser mit der Antwort zurückkam. — „Nicht schlimm insofern“, erwiderte der Marschall, „aber mit dem Regierungsrecht geht's nicht.“ — „Wo werde ich wohnen?“ — „Wo es Euer Majestät belieben wird, zum Beispiel auf der Insel Elba.“ — In Paris aber nahmen unterdessen die Freudenfeste und Gottesdienste und spitzigen Mißverständnisse unter den Truppen, die sich bisher immer nur mit Feindesaugen gesehen hatten, fast kein Ende. Am 7., als war der Grüne Donnerstag, ging mitten in Paris der König von Preußen zum deutschen Nachtmahl. Am 10. veranstaltete der Kaiser Alexander einen großen griechischen Kirchgang. Am 13. kam auch Seine Majestät der Kaiser von Osterreich in Paris an. Am 20. reiste Kaiser Napoleon von Fontainebleau ab. Am 27. wurde Waffenstillstand geschlossen, daß, da man zusammengekommen sei, um künftig in Freundschaft zu leben, so wolle man lieber gleich anfangen. Am 3. Mai kam der neue König Ludwig der 18. in Paris an. Er ist der Bruder Ludwigs



des 16., den im Jahr 1793 die Revolution enthauptet hat. Einundzwanzig Jahre lang waren die Bourbonen des Thrones ihrer Väter und der Heimat in Frankreich verlustig. Am 4. landete der Kaiser Napoleon auf der Insel Elba. Sie liegt im Mittelländischen Meere nahe bei Livorno, hat 7 bis 8 Meilen ins Geviert, zwei Städte und 12000–15000 Einwohner, so viel als ein wohl-gemessenes Oberamt. Dieses Landgütlein, man kann's so nennen, und das inwendige Vermögen, seinem Schicksal mit dem Leben zu troßen, ließ das Jahr 1814 einem Manne übrig, der so manches Jahr die Kaiserkrone von Frankreich auf dem Haupte und die Königskrone von Neapel, von Westfalen, von Holland und Spanien in den Händen getragen hatte, nicht zu reden von Italien, vom Schuz des Rheinischen Bundes bis an die böhmischen und polnischen Grenzen hinein, und von dem guten Einverständnis der 19 Kantone mit ihrem Vermittler oder von andern Dingen. Seine Gemahlin aber bekam für ihren Sohn die Herzogtümer Parma und Piacenza in Oberitalien. Seine Brüder begaben sich auf mancherlei Reisen. Es ist ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann.

Endlich, als alles in Ordnung war, am 31. Mai, wurde der Frieden verkündet, der dem gegenwärtigen heiligen und allen vorhergegangenen unheiligen Kriegen ein Ende macht. Nämlich die französische Monarchie



wurde wiederhergestellt im Umfange des Gebietes, wie sie gewesen war im Jahr 1792, und etwas Anständiges dazu. Die Staaten Deutschlands sollen unabhängig sein und in einem Bund miteinander stehen. Die Franzosen behalten bis auf etwas weniges, was in den vorigen Kriegen mitgegangen ist, zum Andenken. Der heilige Krieg verlangt keinen Nutzen, auch keine Wiedervergeltung, sonst wär's ein unheiliger. Das übrige wird auf einem Kongreß in Wien gefügt.

Das war ein merkwürdiger und unerwarteter Friedensschluß, der viele Menschen glücklich und froh gemacht hat. Denn es ging ein schönes Stücklein Europa auf einmal von Frankreich los, gleich als im Frühjahr, wenn das Tauwetter da ist, die Eistafeln von dem Ufer losgehen, die keine menschliche Kraft imstande wäre, also zu lösen, daß sie nicht brechen, nämlich: das jenseitige Deutschland, die hanseatischen Gebiete, ganz Holland, österreichisch Niederland, etwas Schweiz, viel Italien, Illyrien, und aus mancher deutschen, holländischen, italienischen Festung, aus Mainz, aus Luxemburg, aus Mantua, zog unbesleckt von Blut die weiße Kofarde aus.

Ubrigens nähme mancher geneigte Leser und andere Europäer auch wieder an, was er im Jahr 1792 gehabt hat, und etwas Anständiges dazu, ob er auch zurücklassen müßt', was er unterdessen am Kriege profitiert hat.

Auf das so gingen die Weltbegebenheiten bis auf ein



weiteres wieder auseinander. Es war aus. Elsaß und Lothringen hat nicht wollen losgehen.

Noch nie ist ein solcher Feldzug mit einer solchen Heeresmacht, angeführt von der Gegenwart und Eintracht dreier erhabener Monarchen, in einer solchen Jahreszeit so glorreich unternommen und vollendet worden. Sind nicht die Heerscharen unter den Schneewolken des Dezembers und Jäners ins Feld gezogen und zur Kirchenszeit wieder dagewesen? Auch ist noch nie ein solcher Friede geschlossen worden, nicht mit dem Feind, sondern mit dem Freund.

Wunderlichkeit

Es gibt so wunderliche Herrschaften, daß es niemand bei ihnen aushalten könnte, wenn es nicht ebenso schlaues Gesinde gäbe.

Einer verlangte früh im Bette ein Glas voll Wasser von seinem Bedienten. Das Wasser war nicht frisch genug. „Geschwind ein anderes!“ Der Bediente stellte das Glas draußen auf den Tisch und holte dem Herrn ein zweites. Das Glas war noch nicht sauber genug. „Geschwind ein anderes!“ Der Bediente stellte es draußen auf den Tisch und holte ein drittes. Das Wasser war nicht rein genug. „Geschwind ein anderes!“ Der Bediente stellte das dritte auf den Tisch und brachte das



erste wieder. Das trank sein Herr mit großem Gelust. „Hättest du mir dieses nicht gleich zuerst bringen können? Geschwind noch so eins!“ Da brachte ihm der Bediente das zweite wieder und also auch das dritte und gestand nachgehends seinem Herrn, daß es immer das nämliche gewesen sei.

Ein anderer, ein junger Edelmann, hätte fürs Leben gern Freude gehabt am Morgenrot und am frischen Maienduft und Vogelsang untereinander, wenn er nicht noch größeres Vergnügen gefunden hätte am Schlafen. Deswegen befahl er seinem Bedienten, daß er ihn jeden Morgen um fünf Uhr wecken und ihm keine Ruhe lassen sollte, bis er aufstünde. „Und sollt's bis zu Schlägen kommen“, sagte er; „aber es bleibt unter uns.“ Item, zu Schlägen kam es fast allemal, aber wer sie davontrug, war der Bediente, und war's nicht früh um fünf, wenn er den Herrn weckte, so war es Vormittag um zehn oder elf Uhr, wenn er ihn schlafen ließ, ausgenommen denn, der Bediente gebrauchte eine List. Eines Morgens, als der Herr noch so ganz fest zu schlafen schien, strich er ihm die Achsel und den Rücken, so weit er zukommen konnte, mit roter und blauer Farbe an, und deckte ihn wieder zu. Um zehn Uhr, als der Herr erwachte und die Sonne schon hoch über das Kirchendach herabschaute, fuhr er zornig aus dem Bette heraus und auf den Bedienten los. „Warum hast du mich heute nicht ge-



weckt?“ — „Hab' ich Euch nicht geweckt? Warum seid Ihr nicht aufgestanden?“ — „Warum hast du nicht Gewalt gebraucht?“ — „Hab' ich Euch nicht braun und blau geschlagen? Beseht nur Eure Achsel in dem Spiegel!“ Als aber der Herr in dem Spiegel die blauen und roten Striemen sah, ward sein Zorn zufrieden und legte sich. „Das laß dir gut sein“, sagte er zu dem Bedienten, „daß du mich so zerschlagen hast.“

Der fromme Rat

Ein achtzehnjähriger Jüngling ging, noch unerfahren, katholisch und fromm, zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seien wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demütig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm



vorbeizugehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dorthier. Da mußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu raten. Als er aber den einen Pater mit Bekümmernis anschaute und ihn gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er tun sollte, lächelte der Pater wie ein Engel freundlich die fromme Seele an und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknien und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat; sonst schrieb' er den lutherischen Kalender nicht.

Ein Hausmittel

Ein fremder Mann in einem Wirtshause bemerkte lange bei seinem Schöppllein, wie die Frau Bogtin (der Bogt führte die Wirtschafft) unaufhörlich am Stricken gehindert wurde durch etwas anderes. Endlich sagte er: „Es scheint, Ihr wollt ander Wetter prophezeien, Frau Bogtin. Euere braunen Tierlein machen Euch viel Zeitvertreib.“ Die Wirtin ward dessen fast verschämt und sagte: „Ihr habt mir nicht sollen zusehen.“ Darauf erwiderte der Fremde: „Ein Floh ist doch auch ein Geschöpflein,



und ich weiß nicht, warum man nicht davon reden soll. Wenn sie Euch aber zur Plage sind und es kommt Euch auf einen Bierundzwanziger nicht an, ich wollte Euch wohl sagen, was Ihr tun müßtet, damit Ihr nie in Euerm Leben einen Floh bekämet.“ Die Wirtin sagte: „Einen Bierundzwanziger wär' es wohl noch wert“, und als er sich denselben voraus hatte bezahlen lassen, sagte er mit schelmischem Lächeln: „Nämlich, wenn Euch ein Floh am rechten Arm beißt, müßt Ihr ihn am linken suchen. Beißt er Euch aber am linken, so sucht ihn am rechten. Alsdann bekommt Ihr gewiß keinen. Ich hab's von der Polizei in Brassenheim gelernt“, sagte er. Es war der Zirkelschmied.

Zwei Weissagungen

Die erste ist sehr merkwürdig, wenn sie wahr ist, und man behauptet's. Als vor Jahr und Tag viele vornehme polnische Herren bei Spiel und Tanz sich erlusteten, trat ein leichtes, wegfertiges Weibsbild, eine Zigeunerin, in den lustigen Saal und bot ihnen ihre Weissagungen an. Da kam auch ein feines, junges Herrlein, der nachmalige Fürst Poniatowsky, der nach der Leipziger Schlacht am 19. Oktober 1813 das Leben verloren hat, und streckte ihr die zarte Hand entgegen: „Weissage mir auch etwas Gutes, Mütterlein! Was, meinst du, will aus mir



werden?“ Da sah die Here den jungen Fürsten freudig und wieder mitleidig an. „Ei, du schmuckes Herrlein, sagte sie, „du gelangst einst zu seltsamem Stand und Ehren! Möchte die Freude daran nur auch länger währen! Nimm vor den Elstern dich wohl in acht! Eine Elster dir den Garaus macht.“ Darob und ob andern Weissagungen dieses Weibes lachten sie lange, und wie eine Elster daherslog, sagten zu Poniatowsky seine Freunde: „Nehmt Euch in acht, Prinz! Seht Ihr, was dort fliegt?“ Aber Poniatowsky erwiderte: „Seltsam Amt und Ehre ist noch nicht da.“ Als aber Polen von den drei Adlern zernichtet war, richteten die Polen ihre Augen und ihre Hoffnungen auf Frankreich, und viele nahmen französische Dienste, hoffend, daß durch Frankreich ihre königliche Republik wieder sollte zu Leben kommen. Also hatte auch Poniatowsky diese Wahl ergriffen und kämpfte in den Tagen der Leipziger Schlacht unter den Augen Napoleons, ein achtbarer Streitgenosse, mit Tapferkeit und Glück, soviel der 16. Oktober erleiden mochte, also daß ihn der Kaiser Napoleon selbiges Tages zum Marschall von Frankreich ernannte. Das war seltsam Stand und Würde. Aber schon am 19. auf der Flucht, als alles drunter und drüber ging, ertrank der neue Marschall in der Elster. Elster heißt der Fluß, in welchem er ertrank. Mancher wohlbewanderte Leser wird sie kennen. Also ward auf eine unerwartete Weise die Prophezeiung der



Zigeunerin erfüllt. Den Leichnam des Ertrunkenen hat nachher mit allen seinen goldenen Ringen und Kostbarkeiten ein Fischer im Wasser gefunden und um Geld gezeigt, aber von allen Kostbarkeiten an seinen Fingern und in seinen Taschen hat er nichts entwendet, sondern ein Angehöriger des Prinzen hat ihn nachher in Empfang genommen und den Fischer mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

Die zweite Weissagung läßt sich zwar ganz natürlich erklären. Nicht minder aber ist sie merkwürdig.

Bekanntlich konnte man dem großen König Friedrich von Preußen nicht nachreden, daß er leichtgläubig gewesen sei in Ansehung der übernatürlichen Dinge. Vielmehr hatte er manchmal gern seinen Spaß mit solchen, die es waren, aber nicht immer gelang es ihm. Eines Tages versicherte man ihn von einem Prediger, daß er weisagen könnte. Alles, was er vorhersage, treffe ein. Der König befahl, den neuen Propheten vor ihn zu bringen. Unterdessen erkundigte sich der König, ob kein Soldat im Arrest sei, der das Leben verwirkt habe. Ja, es war einer drinnen. Also befahl er, den Delinquenten auf die bestimmte Stunde vor sein königliches Wohnzimmer auf die Schilbwache zu stellen. Als aber der Prediger kam: „Habt Ihr den Heiligen Geist empfangen?“ fragte ihn der König. — „Ihro Majestät“, sagte der Prediger, „es wäre gut, wenn ihn alle hätten.“ — „Besitzt Ihr die



Gabe der Weissagung?" — „Etwas davon, wie die Leute sagen.“ — „Zum Exempel“ — fuhr der König fort — „was soll ich geschwind fragen? — Man bringe den Burschen herein, der draußen Schildwache steht! Wie alt wird dieser Mensch werden“, fragte er den Prediger, „woran wird er sterben?“ Der Prediger erwiderte, dieser Mensch werde nach vielen Jahren in einem hohen Alter sterben. — „Ihr seid in Eurer Probe schlecht bestanden“, versetzte hinwiederum der König. „Wißt Ihr“, sagte er, „daß ich morgenden Tages diesen Burschen henken lasse? Er ist ein Delinquent.“ — Der Prediger sagte: „Es wäre der erste, der meiner Weissagung entliefe.“ Item, der Delinquent wurde den andern Morgen zur Hinrichtung aus Potsdam hinausgeführt. Item, die Schwestern des Königs, die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin Amalia, fuhren desselbigen Morgens nach Potsdam hinein, daß sie dem König einen guten Morgen sagen und ihm mit ihrem Besuch eine unvermutete Freude machen wollten. Denn derselbige Morgen war schön, fast zu schön zum Henken. Als sie aber an dem Zug vorbeifuhren und den armen Menschen auf seinem schweren Todesgang erblickten, zuckte durch ihre fürstlichen Seelen ein zarter Schmerz. „Was soll mit diesem armen Menschen werden?“ — „Ihre Hoheit, nimmer viel. Er wird gehenkt.“ — „Was hat er begangen?“ — „Das und das.“ — Es war zum Henken und zum Lau-



fenlassen, wie man wollte. Die Prinzessin befahl, mit der Hinrichtung noch innezuhalten, bis neue Ordre käme. Der König aber empfing seine Schwestern mit brüderlicher Freude. „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder“, sagten sie, „die Ihr uns wohl gewähren möget, so Ihr wollt. Gebt uns darauf Euer königliches Wort!“ Der König war in guter Laune und tat's. „Wenn's möglich ist“, sagte er, „so soll's nicht Nein sein.“ Denn er meinte, sie seien deswegen gekommen und wollten etwas verlangen für sich. Sie baten aber zu seinem Erstaunen um die Begnadigung des Delinquenten. — Was war zu tun? Das Wort war gegeben. Also schickte er einen Adjutanten mit einem weißen Tüchlein hinaus, daß man den Delinquenten wieder zurückbrächte. Der König segnete das Zeitliche den 17. August 1786.

Der Musketier kann in diesem Augenblicke noch leben.

Eine seltsame, jedoch wahrhafte Geschichte

Zwei Schiffer fuhren frühmorgens den Strom herab, und der Tag war schon ins enge, stille Tal gekommen, als sie an der hohen Felsenwand, genannt die Riesensmauer, vorbeifahren wollten. Es steigen nämlich daselbst die Felsen fast senkrecht in die Höhe. Weit oben ist's wie abgeschnitten, und der heilige Nepomuk, ob er gleich von Stein ist, meint man doch, es müsse ihm schwindlig



werden, und es wird's einem für ihn, wenn man hinaufschaut. Keine Ziege weidet an dieser Halde, kein Fußpfad führt den Wanderer hinauf oder hinab. Nur einzelne arme Tannen oder Eichen sind aus den Felspalten da und dort herausgewachsen, mehr hangend als stehend, und nähren sich, so gut sie können, vom Wasserdunst und Sonnenschein. Als aber die Schiffer gegen die Felswand kamen, hörten sie ein klägliches Notgeschrei, und um einen Bucl herumfahrend, sahen sie mit Entsetzen, daß ein lebendiger Mensch in einsamer Todesnot und Angst auf einem solchen Eichstämmlein saß und sich mit den Händen an einem schwachen Astlein festhielt wie ein furchtsamer Reiter am Kammhaar, und sah auch wirklich aus, als wenn er in die Luft hinausreiten wollte, unten Wasser, oben Himmel, vor ihm nichts. Aber der eine Schiffer verwunderte sich noch viel mehr, als er den Mann ins Auge faßte und erkannte. „Seid Ihr es, Herr Schulmeister, oder trügt mich ein Blendwerk?“ Ja, es war der Herr Schulmeister, ein braver, unbescholtener Mann, den der Hausfreund so gut kennt als sich selbst oder seinen Adjunkt, ein Vater von drei Kindern.

Der Hausfreund mußte sich sehr an dem geneigten Leser oder an seiner eigenen Beschreibung irren, wenn derselbe früher fragen sollte, was er doch nicht erfahren wird, wie der Mann auf diesen Baum hinaufgekommen, als vielmehr, wie er wieder herabgebracht und aus des



Todes Angst und Not gerettet worden sei. Man holte die längste Feuerleiter im Dorf und stellte sie an dem schmalen Bort zwischen dem Strom und den Felsen auf. Sie reichte nicht hinan. Man band die zwei längsten aneinander und richtete sie mit unsäglicher Mühe und eigener Todesgefahr auf. Sie reichten nicht hinan. Es war schon 10 Uhr, und die Sonne schwamm über das Tal, als ob sie das seltsame Schauspiel auch sehen oder Mut und Hoffnung machen wollte zur Rettung. Man erstieg auf der andern Seite die Anhöhe, schlang das längste Seil, das zu haben war, um den heiligen Nepomuk und ließ es hinab, daß er es um den Leib binden, sich alsdann mit den Händen und Füßen gegen die Felsenwand stemmen und seine Auffahrt regieren sollte. Aber der arme Mann durfte mit den Händen den Ast nicht verlassen, weil er sonst keine Habung hatte auf dem schwachen Stamm und unvermeidlich das Gleichgewicht und das Leben hätte verlieren müssen. Endlich ließ man auf die nämliche Art noch einen Mann von Mut und Kraft zu ihm hinab, der ihm das eine Seil um den Leib befestigte, und zog alsdann unversehrt einen nach dem andern herauf. Der Herr Schulmeister aber, als er wieder Boden erfaßt und sozusagen gelandet hatte, küßte er zuerst mit Dank und Gebet die Füße des Schutzheiligen, der ihm gleichsam in der Gestalt des Seils seine hilfreiche Hand hinabgereicht hatte und absichtlich um seiner Rettung willen da zu



stehen schien, und dankte seinen Mitbürgern. Hernach winkte er seiner zagenden Frau und seinen weinenden Kindern, die am jenseitigen Ufer standen, daß es jetzt nichts mehr zu sagen habe. Aber auf die Frage, wie er auf den Baum herabgekommen sei, konnte er keine Antwort geben, sondern er bewies hernach als ein Mann, dem an seiner Reputation viel gelegen ist, daß er in dem Dorf auf dem Berge ein einziges Schöppllein getrunken habe und nüchtern fortgegangen sei, um nach Hause zu kommen. Was sich aber weiter mit ihm zugetragen habe, wisse er nicht, sondern als er aufgewacht sei, sei er auf dem Baum gesessen.

Dem Hausfreund aber ist es insofern lieb für seine Leser, daß die Sache im dunkeln bleibt. Denn ob es gleich muß natürlich zugegangen sein, so sieht es doch wunderbarer aus und greift besser an, wenn man nicht weiß, wie. So viel ist klar auf alle Fälle: „Er hat seinen Engeln über dir Befehl getan, daß sie dich behüten auf deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen.“

Gleiches mit Gleichem

Der geistliche Herr von Trudenberg stand eines Nachmittags am Fenster. Da ging mit seinem Zwerchsaß der Jud von Brassenheim vorbei. „Mausel“, rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen gu-



ten Käufer weißt, 20 Dublonen ist es wert, so bekommst du ...“ — „Na, was bekomm' ich?“ — „Einen Sack Haber.“ — Es vergingen aber drei Wochen, bis der Jude den rechten Liebhaber fand, der nämlich 6 Dublonen mehr dafür bezahlte, als es wert war, und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften; damals kauften sie noch. Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll einen halben. Vielleicht bekehr' ich ihn, dachte er, wenn er sieht, daß wir auch gerecht sind in Handel und Wandel.

Das war nun zu nehmen, wie man wollte. Der Jude nahm's aber für recht und billig. Wart nur, Gallech, dachte er, du kommst mir wieder.

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster, und der Jude von Brassenheim ging durch das Dorf. „Nausel“, rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen...“ — „Na, was bekomm' ich, wenn ich Euch einen guten Käufer schaffe?“ — „Zwei Große Taler.“

Jetzt ging der Jude zu einem verunglückten Metzger, der schon lange kein Messer mehr führt, weil alles guttut nur solange es mag, z. B. das Schuldigbleiben. Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmütig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann“, und schloß die Metzgerei zu.



Seitdem heißt er zum Übernamen der Meßger Blutscheu und nährte sich wie der Zirkelschmied von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Werk ist. Denn an ihm suchte und fand der Jude seinen Mann und sagte ihm, was zu fangen sei und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beiden zu dem geistlichen Herrn. Aber wie war der Meßger ausgestattet? In einem halbneuen, brauntüchernen Rock, in langen, schön gestreiften Bein Kleidern von Barchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lotschweren silbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Bürgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen als das rote Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen und wie mit einer Klafterschnur gemessen. — „Na, wie jauker?“ — „Zwanzig Dublonen.“ — „Siebenzehn!“ — „Herr Adlerwirt“, sagte der Jude, „macht neunzehn draus, Ihr verkauft Euch nicht.“ — „Die Ochsen sind brav“, sagte der Blutscheu; „wenn ich's zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich sie alsogleich fassen könnte, so wären sie mir ein paar Dublonen mehr wert. Aber am Freitag hol' ich sie für achtzehn“, und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas draufgeben wollte. Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn etwas in das Ohr, und „Wenn Ihr für die



Jungfer Köchin zwei Große Taler in den Kauf geben wollten“, sprach er dem Metzger zu, „so könnt Ihr die Ochsen alsogleich mitnehmen für neunzehn. Ihr seid ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer. Am Freitag bringt Ihr ihm das Geld.“ Der Kauf war richtig, zwei Große Taler gingen auf die Hand. „Herr Adlerwirt“, sagte der Jud, „Ihr habt einen guten Handel gemacht.“

Also trieb der Blutscheu die schöne, fette Beute fort. Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch nicht bekam. Eines Nachmittags, nach vier Wochen oder nach sechs, stand der geistliche Herr von Trudenberg am Fenster, und der Jud ging durch das Dorf. „Mausel“, rief der geistliche Herr ihm zu: „wo bleibt der Adlerwirt? Ich habe mein Geld noch nicht.“ – „Na, wo wird er bleiben“, sagte der Mausel. „Er wird warten, bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er Euch statt neunzehn neun und eine halbe. Verliert Ihr etwas dabei? Hab’ ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verloren?“

Da ging dem Herrn Dechant ein Licht auf.

Das Artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm geteilt habe. „Was er getan hat“, sagte



er, „den schönsten hat er für sich behalten und mir den geringeren gegeben.“

Einer Schildwache lächerlicher Irrtum

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn keiner schießt; sondern was man meint und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf und hält auf die Minute ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Was braucht man seinem verständigen Leser so etwas noch lange zu sagen? Ein gewisser Soldat aber auf der Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingetan hatte, bald verfertigte er in Gedanken ein Brieflein an die Herzallerliebste sein: „Zito, Zito, durch das Land.“ Bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuser und die Türme im Mondschein des letzten Viertels, unter andern auch den Sternthurm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten und achthaben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit



sie's wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv, und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr? Denn er sah das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: Der zielt aber lang. Endlich schoß ein Stern, wie man's nennt. Da geriet der Soldat in Vermunderung und Staunen. „Heiden Gallee“, sagte er überlaut, „der kann's.“ Nämlich er meinte, der Sternseher habe nach einem Sterne gezielt und ihn vom Himmel heruntergeschossen, wie man einen Sperling vom Dach schießt. „Der hat sein Teil“, sagte er, „der kommt nimmer.“ Also gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden von den Sternsehern.

Geschwinde Fertigung

Mancher geneigte Leser, der Weber, der Färber, der Schneider, wird nicht glauben, daß am nämlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug und der Mensch den Rock. Mancher wird denken, es steckt etwas hinter den Worten zum Verieren. „Ganz richtig“, sagt der eine, „das Schaf trug die Wolle und der Mensch den Rock, aber der Rock war nicht von der nämlichen



Wolle, vielleicht gar nur ein leinener.“ – „Nichts nuß“, sagt ein anderer, „es war die nämliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, so trug es auch die Wolle. Haben nicht im letzten Krieg die russischen Kavalleriepferde Stiefel getragen? Aber wie? An des Reiters Beinen.“ – „Nichts nuß“, sagt der Hausfreund, „das Schaf trug am nämlichen Tage seine eigene natürliche Wolle, wie sie ihm aus der Haut herausgewachsen war, und der Mensch den Rock funkelneuen von der nämlichen Wolle.“ Viele Leute in der Stadt Meinungen in Sachsenland wollten auch nicht glauben, daß es möglich sei. „Es gilt das und das“, sagte der eine. – „Es soll gelten“, sagte der Tuchfabrikant Herr Georg Wagner alldort. Also machte er zuerst alle nötigen Anstalten. Als die Anstalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geschoren, dann die Wolle gewolft und mit Baumöl eingefettet. Der Hausfreund versteht's, wie man kunst- und handwerksmäßig spricht. Jetzt war es vier Uhr. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maschinenhaus gebracht, auf der Krempelmaschine verlegt, dann auf die Lockmaschine gebracht, dann auf der Spinnmaschine vorgespunnen und feingespunnen, dann abgeweift. Es war erst halb sechs Uhr, weil auf der Maschine alles gar vielfach und geschwind geht. Jetzt wurde die gesponnene Wolle in die Webstube gebracht, zum Zettel gespult, fett gemacht und



gestärkt. Alles war in einer halben Stunde getan. Aber bis sie herausgebracht, trocken gemacht und auf den Stuhl gezogen werden konnte, kam acht Uhr ins Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchscherer, wo es durchgerauht und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgekühlt wurde, konnte es doch schon um zwei Uhr auf den Rahmen gespannt, getrocknet und verstrichen werden. Schon wartete der Schneidermeister mit der Schere in der Hand, und sechs Gesellen mit eingefädelten Nadeln. Das Maß war schon genommen, das Futter schon zugeschnitten. Um sechs Uhr war der Rock gemacht und auf dem Leib. Diktum Faktum.

Vielleicht will's noch nicht jedermann recht glauben. Aber:

Merke. Erstlich: Alles, was durch Maschinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geschwinder als durch des Menschen Hände. Eben das wollte der Herr Wagner recht ins Licht setzen.

Zweitens: Alles war vorher bestellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens: An jeder Arbeit schafften so viele Hände, als möglich war und Platz hatten.

Viertens: Wenig Ware ist geschwinder verarbeitet als



viele. Keine Hand ist so flink und keine Maschine so künstlich, daß sie in der nämlichen Zeit hundert Ellen fertigen und verarbeiten könnte, welche sie zu einer nötig hat.

Fünftens: Es ging alles bedächtig und mit der gehörigen Langsamkeit vonstatten. Man darf nie weniger geschwind tun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will.

Merke: Es ist bei allem dem doch ein teures Nöcklein geworden.

Der verachtete Rat

Man darf nie weniger geschwind tun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. Ein Fußgänger auf der Basler Straße drehte sich um und sah einen wohlbeladenen Wagen schnell hinter sich hereilen. Dem muß es nicht arg pressieren, dachte er. — „Kann ich vor Torschluß noch in die Stadt kommen?“ fragte ihn der Fuhrmann. — „Schwerlich“, sagte der Fußgänger, „doch wenn Ihr recht langsam fahrt, vielleicht. Ich will auch noch hinein.“ — „Wie weit ist's noch?“ — „Noch zwei Stunden.“ — Ei, dachte der Fuhrmann, das ist einfältig geantwortet. Was gilt's, es ist ein Spaßvogel. Wenn ich mit Langsamkeit in zwei Stunden hineinkomme, dachte er, so zwing' ich's



mit Geschwindigkeit in anderthalber und hab's desto gewisser. Also trieb er die Pferde an, daß die Steine davonflogen und die Pferde die Eisen verloren. Der Leser merkt etwas. Was gilt's, denkt er, es fuhr ein Rad vom Wagen? Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu sagen, brach die hintere Achse. Kurz, der Fuhrmann mußte schon im nächsten Dorf über Nacht bleiben. An Basel war nimmer zu denken. Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf ging und ihn vor der Schmiede erblickte, hob er den Zeigefinger in die Höhe. „Hab' ich Euch nicht gewarnt“, sagte er, „hab' ich nicht gesagt: Wenn Ihr langsam fahrt!“

Der Talhauser Galgen

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand“, sagte zu dem Bogt von Gilmannshofen endlich der Obmann. Nämlich der Bogt war Tages vorher in der Stadt gewesen und hatte sich bei dem Herrn Amtmann Rates erholt in irgendeiner Sache. „Es ist ganz gut“, sagte der Amtmann, „daß Ihr da seid: hier sind vier Oberamtsbefehle an Euch, die könnt Ihr nun selber mitnehmen.“ Als der Bogt in den roten Löwen zurückgekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war stehengeblieben, nämlich am fünften Schöpplein, zog er die vier Befehle



aus der Tasche, ob er ihnen nicht vorderhand außen ansehen könne, was inwendig stehen möchte, wie man bisweilen seltsamerweise tut. Hernach schob er die Befehle wieder in die Rocktasche. Hernach bei dem sechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme und schief ein. Lustige Herren saßen an einem andern Tisch, und der durchtriebenste von ihnen, einer wie der Herr Theodor, sagte: „Ich will einen Spaß machen.“ Nämlich er schrieb einen falschen Befehl, daß, da morgen den 15ten drei Juden sollen gehenkt werden, so habe sich der Vogt von Gillmannshofen mit vierundzwanzig Mann und einem Obmann, nicht minder sämtlichen Schulkindern bei dem Talhauser Galgen früh um 9 Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Tasche und schob an dessen Stelle den falschen hinein. Auf dem Heimwege nach Gillmannshofen fing doch der Vogt an die Befehle aufzutun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er ansah, den falschen Befehl zu lesen: „Das muß ein Irrtum sein“, sagte er zu sich selber und ging in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und seine Frau und der Herr Oberrevisor und seine Frau ergöhten sich nach des Tages Last und Arbeit mit einem Kartenspiel. „Was wollt Ihr schon wieder“, fuhr ihn der Amtmann an, „seht Ihr nicht, daß Gesellschaft bei mir ist?“ Der Vogt wollte ihm er-



klären, daß er einen Anstoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meine — „Ein unruhiger Kopf seid Ihr“, sagte der Amtmann, wie er's denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meinen — Gehorsam habt Ihr zu leisten, was man Euch befiehlt, und damit Punktum. Seid Ihr noch nicht genug gestraft worden?“ Demnach so ging der Vogt wieder seines Wegs, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von vierundzwanzig Mann und einem Obmann und der Herr Schulmeister mit der Schuljugend und viele Freiwilligen nach dem Talhauser Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe steht, wenn man von der Neuhauser Mühle in die Stadt geht. „Es ist schade“, sagte der Vogt zum Obmann, daß es so entsetzlich regnet. Es wird mancher daheim bleiben.“ Als sie vor den Talhauser Wald hinaus kamen und den Galgen noch mutterseelallein im Felde stehen sahen, „wir sind die ersten“, sagte der Vogt zum Obmann, „es ist noch niemand da“. Der Freiwilligen suchte sich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut sehen kann. Einige setzten sich zum voraus auf nahe stehende Bäume, andere standen einstweilen unter. Aber es geschah nichts. Wandersleute, die in ihren Geschäften des Weges zogen, blieben auch im Regen stehen und wollten abwarten, was aus dem seltsamen Aufzug werden wolle. Aber es geschah nichts. „Sie werden warten“, sagte der Vogt, „bis es nimmer so arg schüttet.“ Der



Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seien, sollten sie doch ein christliches Exempel daran nehmen. Aber es wollt' noch nichts kommen. Es läutete schon Mittag in allen Dörfern, aber der Mittag läutete auch nichts herbei. Deswegen sagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder sind wir gar zuletzt Eure Narren?“ sagte er. „Es wäre kein Wunder, wir henkten Euch selber daran, damit die Leute nicht umsonst dagewesen sind.“ — Kurz, es kam eben niemand.

Seitdem, wer durch Gilmannshofen geht und fragt in guter Meinung oder aus Mutwillen, ob schon lang niemand mehr am Talhauser Galgen gehenkt worden sei, oder so, der wird geschlagen.

Der Schneider in Pensa

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hilfe sorgt, noch ehe die Not da ist, und daß er kundmache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männ-



lein! Sechszwanzig Gesellen auf dem Brett, jahraus jahrein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher, heiterer Sinn, ein Gemüt treu und köstlich wie Gold und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Beresina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen und alsdann weiter abgeführt in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer gleichsam als eine fremde Ware aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen mellert auch sechzehn rheinländische Herren Leser, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das



ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden?“ oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen, und wer wird den Letzten begraben?“, da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch wie ein Evangelium vom Himmel unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?“, und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe, freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmeier, gebürtig aus Bretten im Neckarfreis, Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlägt sieben bis acht mal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerie-Regiment als Regimentschneider engagieren und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anderst ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statt-



halter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüte, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohltun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. Sooft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes tun wollte, und liebte sie schon zum voraus ungesehenerweise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. Wenn sie nur so oder so aussähen, dachte er. Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann. Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen, bis sie weitergeführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch Darmstädter und andere hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum



zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug“, und von jedem erfragte, woher er sei — er wär' mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte: „Von Mannheim am Rheinstrom“, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte: „Von Bruchsal“, der dritte: „Von Heidelberg“, der vierte: „Von Gochsheim“; da zog es wie ein warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten“, sagte das herrliche Gemüte, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joseph in Agypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph, euer Bruder“ — und die Tränen der Freude, der Wehmut und heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigern Fund an dem Schneider oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe.



„Anton“, sagte der Statthalter, „wann hab' ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann“, sagte er zu einem, „mit Eurem Weißzeug sieht's windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Duzend neue Hemden sorgen.“ — „Ihr braucht auch ein neues Röcklein“, sagte er zu einem andern. — „Euers kann noch gewendet und ausgebessert werden“, zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werten rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausgestattet. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münzen mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an!“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König



spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblüht. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tag von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte und seinen Kindern — er nannte sie nur noch seine Kinder — mit Freudentränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohltäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder“, sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht!“ — „Vater Egetmeier“, sagten sie, „tut unserm



Herzen nicht wehel“ Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung und zu dem bitteren Schmerz die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, solange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen“, sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freude= schritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rat. Geld genug!“ – Was war's? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden“, sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt.“

O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evan=



geliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.“ Doch der Kauf wurde, zu großem Trost für die edlen Gefangenen, wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte von kostbarem russischen Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder einem ein Unglück widerführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Tränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystok in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind Franz Anton Egetmeier, Schneidermeister in Asien.



Irrtum

Der Hausfreund will auch wieder ein paar hochdeutsche Reimen zum besten geben, die er zwar nicht selber gemacht hat, nämlich von einem Richter, der ein blödes Gesicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen sollte. Es sind nur sechs Zeilen:

Ein Richter sitzt, er steht nicht wohl.

Ein Färber kommt, der schwören soll.

Der Färber tritt zum Schwur hervor
Und hebt die blaue Hand empor.

„Was?“ — rief der Richter — „Handschuh aus!“

„Nein!“ — sprach der Färber — „Brill' heraus!“

Nämlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen Handschuh ansah, so befahl er ihm, denselben abzulegen. Der Färber aber ersuchte den Richter, die Brille aufzusetzen, damit er sähe, es sei kein Handschuh. Fein war es nicht, aber spaßhaft.

Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und ein Paar heraushängender Stiefelschuhe ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte? Was muß ich geben?“ Der Schiffmeister,



der ein gar lustiger Kumpen war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn Ihr ins Schiff wollt sitzen. Wollt Ihr aber helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt Ihr mir in das Schiff werfen, es hindert Euch sonst nur.“ Der Handwerksbursche fing an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — sechs Kreuzer — sechs von fünfzehn bleibt neun.“ Die neun Kreuzer, dachte er, kann ich verdienen. „Wenn's denn erlaubt ist“, sagte er und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilern über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. Wir kommen eher an Ort und Stelle, dacht' er, wenn ich nicht laß bin. In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubnis mit zu ziehen und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

Herr Charles

(Eine wahre Geschichte)

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Bublein auf dem Knie und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier franken, halberfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring' ich Euch die Kinder.“ — Der Kauf-



mann sah den Polen kurios an. „Was soll ich mit diesen Kindern tun? Wem gehören sie? Wer schickt Euch zu mir?“ — „Niemand gehören sie“, sagte der Pole, „einer toten Frau im Schnee, siebenzig Stunden herwärts Wilna. Tun könnt Ihr mit ihnen, was Ihr wollt.“ Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein“, und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irremachen zu lassen: „Wenn Ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort“, und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Witwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor fünf Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verleugnet sich nicht; und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Better zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf



sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an und klagte ihm ihre Not. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Bublein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?“ — „Wo du hingehst, Mutter“, sagte der Knabe, und hatte recht. Denn er ging noch vor der Abreise ins Grab. Also versah sie sich mit dem Notwendigen und affordierte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon drauflegen. Aber alle Tage kränker auf der langen, beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst“, hatte der Knabe gesagt; und der arme Pole erbt von ihr die Kinder, und konnten miteinander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französklein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ sagte er zu sich selbst. „Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiterfahren — wem bringen?“ Tue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder



um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast? Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum und betete mit ihnen ein polnisches Vaterunser. „Und führe uns nicht in Versuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Träne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung antun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene, unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Hauderer tut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er stillhalten soll, erkundigte er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Better wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen's nicht.“ – Wie er denn heiße? – „Wir wissen's auch nicht.“ – Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sei? – „Charles.“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu tun hätte, so wäre der Herr Charles der Better. Die Kinder wären versorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger als die Erdichtung. Mein, der Herr



Charles ist der Better nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Better eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie teuer das Pärlein?“, und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Not erzählte — eins, dachte er, will ich ihm abnehmen —, und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen — ich will ihm zwei abnehmen, dachte er; und als sich endlich die Kinder um ihn anschniegten, meinend, er sei der Herr Better, und ansingen, auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „In Gottes Namen“, sagte er, „wenn's so ist, so will ich mich nicht entziehen“, und nahm die Kinder an. „Setzt Euch ein wenig nieder“, sagte er zu dem Polen, „ich will Euch ein Süpplein kochen lassen.“

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg — er legte den



Löffel weg und blieb sitzen —, er stand auf und blieb stehen. „Seid so gut“, sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir akkordiert.“ Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund“, sagte er, „Ihr kommt mir ein wenig kurios vor. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder abgenommen habe, soll ich Euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?“ Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüt begegnen, wenn's ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiderte: „Guter Herr, ich will Euch nicht ins Gesicht sagen, wie Ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben? Die Zeiten sind böß, und der Verdienst ist gering.“ — „Eben deswegen“, sagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint Ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt Ihr sie wieder?“ Als aber noch einmal ein Wort das andere gab und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Better sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe: „Wenn's so



ist", sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und Eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich Euch nichts zumuten. Tut den armen Würmlein Gutes dafür", sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Träne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. Monsieur Charles, dachte er, und ein armer polnischer Fuhrmann! – und als der Pole schon anfing, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte: „Guter Freund“, sagte der Herr Charles, „bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich Euch nicht Euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht Euch abgenommen habe“, und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere geneigte Leser vor den Toren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Better auch zu finden sei, und ob er's tun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu vonnöten gehabt.

Die Wachtel

Zwei wohlgezogene und ehrbare Nachbarn lebten sonst miteinander immer in Frieden und Freundschaft, jetzt



zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar und sagt: „Freund, begreift Ihr nicht, daß mir Euer Lärmenmacher, Euer Tambour da, sehr ungelegen sein kann, wenn ich morgens noch ein Stündlein schlafen möchte, und daß Ihr Euch unwert macht bei der ganzen Nachbarschaft?“ — Ihm erwiderte der Nachbar: „Ich begreife das Gegenteil. Ist's nicht aller Ehren wert, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarschaft den Morgen umsonst ansagt und die Gesellen weckt, auch sonst Kurzweil macht, und ich trage die Abzugskosten allein?“ Als alle Vorstellungen nichts versfangen wollten und die Wachtel immer früher schlug und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal und sagt: „Freund, wär' Euch Eure Wachtel nicht feil?“ Der Nachbar sagt: „Wollt Ihr sie tot machen?“ — „Das nicht“, erwiderte der andere. — „Oder fliegen lassen?“ — „Nein, auch nicht.“ — „Oder in eine andere Gasse stiften?“ — „Auch das nicht, sondern hier vor mein Fenster will ich sie stellen, damit Ihr sie auch noch hören könnt alle Morgen.“ Der Nachbar merkte nichts, denn er war nicht der Klügere von beiden. Ei, dachte er, wenn ich sie vor deinem Fenster umsonst hören kann und bekomme noch Geld dazu, so ist's besser. — „Ist sie Euch ein Zweiguldenstück wert?“ fragte er den Nachbar. Der Nachbar dachte zwar, es sei viel Geld, doch soll's ihm nicht verloren sein, und noch



In der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartiert.

Am andern Morgen, als sie ihren vorigen Besitzer aus dem Schlaf erweckte und er eben denken wollte: Ei, meine gute Wachtel ist auch schon munter, — halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: „Nein, es ist meines Nachbars Wachtel, — das undankbare Vieh“, sagte er endlich am dritten Morgen, „ein Jahr lang hat sie bei mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt hält sie es mit einem andern und lebt mir zum Schabernack. — Der Nachbar sollte verständiger sein und bedenken, daß er nicht allein in der Welt ist, wenigstens nicht allein in der Stadt.“ — Nach mehreren Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbar an: „Freund“, sagte er, „Eure Wachtel hat in der vergangenen Nacht wieder einen kurzen Schlaf gehabt.“ — „Es ist ein braver Vogel“, erwiderte der Nachbar, „ich habe mich nicht daran verkauft.“ — „Er ist recht brav worden in Eurem Futter“, fuhr jener fort. „Was verlangt Ihr Aufgeld, daß er Euch wieder feil werde?“ Da lächelte der andere und sagte: „Wollt Ihr sie vielleicht tot machen?“ — „Nein.“ — „Oder fliegen lassen?“ — „Das auch nicht.“ — „Oder in eine andere Gasse vermachen?“ — „Auch das nicht. Aber an ihren alten Platz will ich sie wieder stellen, wo Ihr sie ja ebenso gut hören könnt wie an ihrem jetzi-



gen.“ — „Freund“, erwiderte ihm hierauf der Nachbar, „vor Euer Fenster kommt die Wachtel nimmermehr, aber gebt Ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen.“ Der Nachbar dachte bei sich: „Wohlfeiler kann ich sie nicht loswerden als für sein eigenes Geld.“ Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Der geneigte Leser wolle hieran gelegentlich erkennen, wenn er es nötig hat, was für ein großer Unterschied es sei, ob etwas vor dem eigenen Fenster und in dem eigenen Haus geschieht oder in einem andern, ferner — denn es braucht keine Wachtel dazu —, ob einer in einer Gesellschaft selber pfeift und auf dem Tische trommelt, oder ob es ein anderer anhören muß; item: ob einer selber bis nachts um 10 Uhr eine langweilige Geschichte erzählt, und ob ein anderer dabei sein und von Zeit zu Zeit sich verwundern und etwas dazu sagen muß, gleich als ob er achtgäbe.

Der vorteilhafte Rößhandel

Folgende glaubhafte Geschichte wird erzählt, nicht zur Nachahmung für leichtfertige Söhne, sondern zur Warnung für leichtgläubige Väter. Ein leichtgläubiger und unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deswegen, hatte ein braunes Rößlein und einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung



bekümmerte er sich weniger als um seine chaldäischen Bücher. So bekümmerte sich der Sohn weniger um den Vater als um die Kannen und Gläser und weniger um das Zahlen als um das Trinken, und war ein Student. Fragte jemand den Vater, wenn er von Tisch aufstand, ob er Sauerkraut oder Apfelmus zu Mittag gegessen habe, er wußt' es nicht. Fragte jemand den Sohn, wo der beste Wein im Städtlein verzapft werde, er wußt's. Eines Abends aber, als er aus dem Löwen nach Hause gehen wollte, nahm ihn der Löwenwirt auf die Seite: „Herr Benedikt, wie haben wir's endlich miteinander? Es sind jetzt vier Monate.“ — Als er nach Hause ging, begegnete ihm der Ritterwirt: „Ei, Herr Benedikt, sieht man Euch auch wieder einmal? Es scheint, Ihr könnt die Rittergasse gar nimmer finden! Was gilt's, ich finde die Euere?“ Als er um das Eck herumging, lief er dem Anschel Hirsch in die Hände. „Na, Herr Benedikt, wie lange soll ich auf Johanni warten? Oder was führt Ihr vor einen Kalender? — den hundertjährigen?“ Als er aber nach Hause kam, war sein erstes, er führte das Roß aus dem Stall und redete etwas mit dem Knecht, und den andern Morgen, als der alte Herr den chaldäischen Morgensegen gebetet hatte, fragt ihn der Sohn: „Wißt Ihr auch, Herr Vater, daß heute nacht das Bräunlein krepirt ist?“ — „Was hat ihm gefehlt?“ fragte der alte Herr nicht ohne Schmerz. „Man muß



ein anderes kaufen.“ — „Wenn wir nur geschwind wieder so eins hätten“, erwiderte der Sohn.

Den zweiten Morgen oder dritten bindet er das Rößlein wieder in den Hof und ruft dem alten Herrn am Fenster, er habe ein Rößlein im Handel. „Sieht ein Ei dem andern gleich“, sagte er, als der alte Herr herauskam, „so tut's das alte Roß und das neue. Und nur 18 Louisd'or. Wenn Ihr's kauft“, sagte er, „so habt Ihr 12 Louisd'or reinen Profit. Denn unter 30 hättet Ihr das alte nicht hergegeben, und das ist auf und nieder das nämliche.“ Der Vater sagte: „Ein wenig kleiner, mein' ich, sei es“, — wie man sich täuschen kann. — „Ums Erkennen“, erwiderte der schlaue Sohn. Kurz, das Bräunlein gefiel dem alten Herrn, und der Handel wurde richtig. Der alte Herr gab dem Sohn die 18 Louisd'or, und der Sohn bezahlte den Löwenwirt, den Ritterwirt und den Juden, hat auch seitdem gut gelernt Wasser trinken als Abschreiber in einer würzburgischen Schreibstube.

Belehrung über das Wetterglas

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinn hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen



Lüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Aug' des Lesers hat's noch nicht vonnöten. Jetzt schaut er's bedenklich an und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten.“ Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Quecksilber gar nicht lupsen will, als wenn er es wecken müßte wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig obsich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt und selber eins ist? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie: „Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich.“ Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöppllein trinkt, oder er raucht Tabak und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: „Das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus und raucht Ringlein.“

Gleichwohl, weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht, will er's sagen.

Merke:

Erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des



Röhlbleins oder Köpflbleins, worin sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Öffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anders ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Quecksilber aufhört, bis ganz oben, wo die Röhre auch aufhört, ist keine Luft, sondern Nichts, reines, klares, offenbares, nie gewesenes Nichts.

Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Quecksilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dies könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben.“

Drittens: Die Luft, die die Erde und alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will, vermöge einer inwendigen Kraft, unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und sozusagen ausgespannt sein bis auf ein Gewisses.

Denn sie ist Gottes lebendiger Atem, der die Erde einhüllt und alles durchdringt und segnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thür, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser und aus einem Gehalt in das andere und durch die kleine Öffnung an der Spitze des Röhlbleins hinein und drückt auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch außen



ist, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ei, sie drückt und treibt das Quecksilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es, vermöge seiner eigentümlichen Schwere, der Luft wiederum dergestalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft spricht: „Gelt, du mußt droben bleiben!“ Das Quecksilber spricht: „Gelt, du bringst mich nimmer höher!“

Merke viertens die Hauptsache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal stärker, ein andermal schwächer. Die Gelehrten wissen selbst noch nicht recht, wo dieses herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird nun die Ausspannung der Luft auf einmal stärker, so daß man sagen kann, sie gewinne neue Kraft, so drückt sie auch um das stärker auf das Quecksilber im Köhllein, also daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Quecksilbers in der Röhre nach gegen das Köhllein, bis sie mit dem Druck der Luft wieder im gleichen ist, welchergestalt also das Quecksilber in der Röhre sinkt, manch-



mal bis unter 27 Zoll hinab. Also steigt und fällt das Quecksilber oder, wie man sagt, das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel in der Luft.

Solche Gnade hat Gott dem Menschen verliehen, daß ihm in gläsernen Röhren sichtbar werden kann, was in der unsichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leser ist vorsichtig und glaubt nicht alles auf das Wort. Merke also:

Fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat, und das Büblein ist ein Stücklein lindes Brot, es beißt nicht schlecht hinein, und schmeckt ihm wohl; — klaubt es nun ein Krümlein von dem Brot herab und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichsam wieder ein Teig daraus wird, und stopft damit die Öffnung an dem Köblein zu, von dem Augenblicke an geht das Quecksilber nimmer obsich und nimmer untersich, sondern bleibt unaufhörlich stehen, wie es stand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt und hätte den besten Lust, er gäbe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er tut, wenn's zum zweitenmal geschieht.

Wenn es ihm aber mit seiner Vorsicht gelungen ist, die Öffnung wieder frei zu machen, die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fangt es auch wieder an, lustig zu



steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Öffnung des Köhbleins hineingeht und auf das Quecksilber drückt.

Daß aber die Luft allein es sei, welche imstande ist, mit wunderbarer Kraft das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinaufzutreiben und in dieser Höhe schwebend zu erhalten, ist der Beweis: wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht und die Luft jetzt dort auch hineinkommt, wo vorher keine war, fällt das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen, als in dem Köhblein steht, gleich ist, und hat alsdann alles ein Ende; denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Köhblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegeneinander und vernichtet ihre Kraft an sich selber, also daß das Quecksilber freies Spiel bekommt und seiner eigenen Natur folgen kann, die da ist, daß es vermöge seiner Schwere hinuntersieht bis auf den Boden oder auf das Unterste des Raumes, worin es eingeschlossen ist.

Merke sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt, sich stärker auszu dehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt und gleichsam matt wird, man weiß nicht warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zurecht oder ein Sturmwind oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das



Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkern oder schwächern Druck der Luft anzeigt, solchermaßen kündigt es auch zum voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anders dazwischen kommt. Bisweilen aber fallieren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch niemand verraten hat. Die Wettergelehrten ärgern sich schon lange darüber.

Solche Bewandnis hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Ein andermal will der Hausfreund vortragen, was bei der Beobachtung desselben zu beobachten ist. Merke einstweilen noch: Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nötig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben: Perometer, sondern Barometer.

Der Furtwanger in Philippsburg

Im Jahre 1734, als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichstruppen lagen darin, steht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem einsamen Posten seitwärts vom Angriff und denkt: „Wenn's nur nicht hierher kommt!“ Indem wächst ganz leise eine französische



Grenadierkappe hinter dem Rempart herauf, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein paar Duzend Baghälse hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeschrien auf den Rempart zu kommen, und sahen die Schildwache nicht, daß eine da sei. Springt der Furtwanger herbei und gibt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchsen, und geht ein zweites Franzosengesicht auf hinter dem Rempart. Gibt ihm der Furtwanger auch einen Stich und sagt: „Aber jetzt kommst du nimmer.“ Item: es kam der dritte und der vierte und bis zum zwölften. Als der Sturm abgeschlagen war und der Platzkommandant auf dem Platz herumritt, ob alles in der Ordnung sei, sieht er von weitem die Sturmleiter und zwölf tote Franzosen dabei, und wie er zu dem Posten kommt, fragt er den Furtwanger: „Was hat's hier gegeben?“ — „So?“ sagt der Furtwanger, „Ihr habt gut fragen. Wißt Ihr, daß mir einer mehr zu schaffen gemacht hat als Euch alle? Nur zwölfmal hintereinander hat er angefeßt. Unten im Graben muß er liegen.“ Denn er meinte, es sei immer der nämliche gewesen, und es könne nur mit dem Bösen zugegangen sein, daß ihm allemal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Kommandant und die Offiziere, so mit ihm waren, und nahm ihm seinen Unverstand nicht übel,



sondern er ließ ihm für jeden ein Halbguldenstück Stech-
geld bezahlen, und durfte er überdies selbigen Abend auf
Rechnung der Reichs-Operationskasse Wein trinken und
Speck essen, so viel er wollte.

Das Advokaten-Testament

Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Un-
ruhe des Gewissens darüber empfand, daß ihn sein Be-
ruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes
Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung
für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten
Leser, der aus rechter Überzeugung und Pflicht in einen
Prozeß verwickelt sein kann, will der Hausfreund nicht
verraten, was der Advokat für eine Beruhigung darin
gefunden habe. Auch kann sich der Advokat geirrt haben,
aber er meinte wenigstens, es sei billig.

Einer Edelfrau schlaflose Nacht

Es ist nichts lehrreicher als die Aufmerksamkeit, wie in
dem menschlichen Leben alles zusammenhängt, wenn
man es zu entdecken vermag, z. B. Zahnschmerzen und
das Glück eines Ehepaars, und wie selbst das, was un-
recht und verboten ist, wieder gutgemacht werden kann,
wenn's an den rechten Mann oder an die rechte Frau



kommt, und wie in dem großen, unaufhörlichen Wechsel der Dinge alles einzelne wieder verschwimmt, daß man ihm nimmer nachkommt, und doch getan bleibt und nicht verlorenght, es sei gut oder böß. Gleich als wenn man ein Glas Wasser in den Rhein ausgießt, kein Sterblicher ist imstand, es wieder herauszuschöpfen, sondern es ist jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verschwemmt in der großen Flut. Ja, wenn die Sonne Wasser aufzieht, wie man zu sagen pflegt, sind ein paar Tröpflein davon vielleicht auch dabei und fallen irgendwo, in Bayern oder Lothringen, wieder aus einer Wasserwolke vom Himmel herab und erquicken ein Blümlein.

Eine Dienstmagd, jung und brav, auch hübsch, und ein Knecht gleicher Qualität dienten miteinander auf einem Edelhof und hätten nicht so gerne Kaffee getrunken oder alle Tage Braten gegessen, als vielmehr einander geheiratet. Allein sie waren Leibeigene, insoweit, daß sie verpflichtet waren, eine gewisse Zeit Hofdienste zu tun, und die Edelfrau auf dem Hofe wollte sie nicht früher aus dem Dienst entlassen, weil sie so brav waren in ihrer Aufführung und so fleißig und treu in ihren Geschäften. Deswegen saßen sie oft beisammen und weinten, oder sie weinte, und er nagte an einem Holzsplitter. Ein andermal, wie die menschliche Laune wechselt, sprachen sie sich Mut ein, daß es ja nur noch um zwei Jährlein zu tun sei, und freuten sich schon zum voraus ihres



zukünftigen Glücks: „Wenn du mein Weib bist“ — sagte er — „und ich dein Mann“, und einmal vergaßen sie sogar die Zukunft und meinten, es sei jetzt. Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in der Nacht desperates Zahnweh, nicht gerade deswegen. Sie steht aus dem Bette auf und wirft sich auf einen Stuhl, sie läuft aus einer Stube in die andere, aus der andern in die dritte. In der dritten setzt sie sich gegenüber einem Fensterlein, das in die Küche geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald vergehen. Sie sitzt jetzt am rechten Orte dazu. Denn auf einmal sieht sie hell werden hinter dem weißen Vorhang, sie hört etwas sich bewegen, sie hört etwas flüstern und knistern, sie schiebt leise das Vorhängelein weg, und in der Küche stehen der Knecht und die Magd an einem Feuerlein nachts um zwölf Uhr und legen Späne an das Feuer, und auf dem Feuer steht ein Pfännlein. — Bereits gibt das Zahnweh ein wenig nach. — „O ihr gottloses Lumpenpack“, sagte sie inwendig für sich. „So ist denn keinem Menschen mehr zu trauen. Habt ihr nicht alle Tage euer ordentliches Essen. Ist es euch nicht gut genug? Müßt ihr mich noch in der Nacht bestehlen und Leckerbissen kochen?“ Nach einiger Zeit stellt das Weibsbild das Pfännlein von dem Feuer, als ob sie jetzt die Leckerbissen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Türe hinaus. — „Wie der Tag anbricht, laß ich beide in



das Gefängnis werfen“, so fuhr die Edelfrau fort, „und jage sie weg ohne ehrlichen Abschied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch schwanger von dem Burschen in meinem eigenen Haus. So weit soll's mir nicht kommen.“ Indem kommt der Knecht zurück und bringt ein vierteljähriges Kind auf dem Arme und gibt's der Mutter auf die Schoß. Da hörte plötzlich das Zahnweh der Edelfrau auf wie weggeflogen. Die Mutter gibt dem Kindlein aus der Pfanne den Brei, sie legt es an die mütterliche Brust, und der Schein des abnehmenden Feuers ging zur rechten Zeit über ihr Angesicht, als sie mit nassen Blicken ihr Kindlein noch einmal beschaute und dem Vater zurückgab und etwas zu ihm sagte. Dann da ward das Herz der Edelfrau wunderbar bewegt und kam auf andere Gedanken. Denn es war ihr, als ob die Mutter mit den nassen Blicken gesagt hätte: „Gott wird des armen Würmleins sich auch erbarmen“, und als ob sie dazu bestimmt wäre. Ja, es fuhr ihr mit Grausen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hause hätte geschehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem schweren Verbrechen bewahrt hätte.

Am frühen Morgen aber ließ sie beide Eltern vor sich bescheiden. Beide sahen einander an. „Was gilt's“, sagte sie, „wir bekommen unsere Freiheit.“ — „Oder auch nicht“, sagte er. Die Edelfrau aber, als sie hereingetreten waren, redete sie ernsthaft und gebieterisch an: „Wo



habt ihr euer Kind?" Da glaubten beide in den Boden zu versinken vor Schrecken und Scham und schauten einander verstohlenerweise an, gleichsam ob das andere noch da sei. „Wo ihr euer Kind habt“, wiederholte die Edelfrau. — „Weil wir denn doch eins haben“, stotterte endlich der Vater, „in der Holzkammer hinter einer Beige.“ Als es aber der Bursche holen mußte, bracht' er es, wie es war, in einem alten Felleisen. Es war reinlich gehalten und gebütschelt auf einem Bettlein von Heu und weinte, als ob es schon wüßte, wie man es machen muß. Da erbarmte sich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Tränen bat, sie und ihr unschuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Rührung nicht mehr verbergen: „Nein, ich will euch nicht unglücklich machen“, sagte sie. „Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer versüßen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gutmachen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an euerm Kinde getan habt.“ Meint man nicht, man höre den lieben Herrgott reden in den Propheten oder in den Psalmen? Ein Gemüt, das zum Guten bewegt ist und sich der Elenden annimmt und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüt zieht nämlich das Ebenbild Gottes an und fällt deswegen auch in seine Sprache. — „Ihr könnt euch am Sonntag in der Stille



zusammengeben lassen“, sagte die Edelfrau. „Ich will euch ein angenehmes Heiratsgut stiften. Ich will aus eurem Kinde etwas werden lassen. Ist's ein Bublein?“ – Also wurden sie am nächsten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zusammengegeben und lebten seitdem in Liebe und Frieden ehelich beisammen. Das Bublein aber kann jetzt schon Haselnüsse aufbeißen und lernt fleißig und hat runde, rote Backen. – Was aber weiter daraus werden soll, weiß der, der den Himmel mit der Spanne mißt und den Staub der Erde mit einem Dreiling.

Erinnerung an die Kriegszeit

Es ist nicht zu leugnen: wenn hie und da ein siegreiches Truppenkorps in eine feindliche Landschaft einrückte und Quartiere nahm, daß sich alsdann der arme Einwohner viel mußte gefallen lassen, nicht nur von der Notwendigkeit, sondern auch von dem Unverstand und höhrendem Übermut. Zu einem solchen Unteroffizier, als er eben am Mittagessen war, kam sein Kamerad und verwunderte sich über ihn mit folgenden Worten:

„Herr Kamerad“, sagte er zu ihm, „seit wann seid Ihr ein Jude geworden, daß Ihr Euch zwicken laßt? Euch ist seit gestern ein kurioser Bart gewachsen.“ Nämlich der Unteroffizier, der am Mittagessen war, aß gerne Nudeln. Deswegen mußte ihm der Wirt jeden Mittag Nudeln aufstellen und natürlich ein fettes Huhn darin.



Der Unteroffizier wußte, daß die Nudeln von feinem Mehl und Teig längere Fäden haben als die groben. Deswegen mußte ihm der Wirt lange und feine Nudeln aufstellen, welche sich fast mit keiner Geschicklichkeit um die Gabel herumspinnen lassen, sondern wann man meint, setzt sei eine umgesponnen, haspelt sich eine andere wieder ab, und eine Gabel oder einen Löffel voll mit allen Enden auf einmal in den Mund zu bringen, ist eine Kunst. Zwar darf man sie nur zuerst ein wenig auf dem Teller zerschneiden. Allein das wollte der Unteroffizier nicht. Nein, der Wirt, und wenn er auch des Kuckucks hätte werden mögen, mußte, solange der Unteroffizier an den Nudeln aß, mit einer Schere neben ihm stehen, und was zu lange war und nicht in den Mund hin. in zu bringen war, mußte er ihm von den Lippen vorsichtig abschneiden. Deswegen, als dieses der andere Unteroffizier sah, verwunderte er sich und sagte zu ihm scherzweise und lachend: „Euch ist ein kurloser Bart gewachsen. Seit wann laßt Ihr Euch zwicken wie ein Jud?“ Dem Wirt kam der Spaß nicht lächerlich vor. Allein der andere Unteroffizier tröstete ihn. „Landsmann“, sagte er zu ihm, „es ist Krieg.“

So etwas kann man schon erzählen und zur Erinnerung an die überstandenen Zeiten lesen, wann durch Gottes Gnade und durch die Weisheit der friedliebenden Potentaten alle Plackereien und Hudeleien ein Ende haben.



Reise nach Frankfurt

Zu ehemaligen Reichszeiten bestand auch ein großes Reichskammergericht zu Wezlar, welches noch manchem geneigten Leser in teurerem und wertem Andenken sein kann, wenigstens in teurerem. Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber saßen dort von Rechts wegen beisammen. Wer daheim einen großen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu sieden und zu braten war, konnte ihn in Wezlar noch einmal anbrühen lassen und noch einmal verlieren. Mancher hessische, württembergische und badische Bagen ist dorthin gewandelt und hat den Heimweg nimmer gefunden.

Als aber im Jahr 1806 der große Schlag auf das Deutsche Reich geschah, stürzte auch das Reichskammergericht zusammen, und alle Prozesse, die darin lagen, wurden totgeschlagen, maustot, und keiner gab mehr ein Zeichen von sich, ausgenommen im Jahr 1817 in Gera in Sachsenland hat einer wieder gezuft.

Ein Leinwandweber daselbst liest in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt sich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichskammergerichts lebhaft beschäftige. Nämlich daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räte, Advokaten und Schreiber sorgen wollte, welche seit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen



hatten, ob sie gleich täglich, wie die andern, Mittag läuten hörten und schöne Schilde sahen an den Wirtshäusern.

Auf dem Spelcher des Leinewebers aber fing es auf einmal an in den Akten zu rauschen, fast wie in den Totenbeinen, von welchen der Prophet Ezechiel schreibt. Der Leineweber glaubte nämlich nichts anders, als das Reichskammergericht habe nur einen neuen Rock angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe nichts Wichtigeres zu tun, als die alten Prozesse, wenigstens seinen, wieder anzuzetteln.

Also ließ er sich einen guten Paß nach Frankfurt schreiben, und mit Akten schwer beladen trat er die lange Reise an. Als er aber in Frankfurt angekommen war, war sein erstes, er fragte die Schildwache am Tor, wo der Bundestag sich angesetzt habe in Frankfurt. Die Schildwache erwiderte, sie stehe da so nebendraus und erfahre nicht viel, was im Innern der Stadt geschehe. Ihres Wissens aber, seit sie dastehe, sei kein Bundestag eingepassiert. Da sang der Leineweber im Fortgehen an, sich zu betrüben und zu ergrimmen: „O Deutsche“, sagte er in seinem Innern, „wie tief seid ihr gesunken! Ein Deutscher zu sein, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und nichts vom Bundestag wissen! ... Guter Freund“, sagte er zu einem Vorbeigehenden, „könnt Ihr mir auch nicht sagen, wo der Bundestag sein Wesen



hat?“ Der Vorübergehende konnte es auch nicht sagen. „O Patriotismus“, fuhr er mit sich selber fort, „wohin bist du verschwunden?“ Fast müsse man sich schämen, ein Deutscher zu heißen, wenn man nicht unter seinesgleichen wäre.

„Guter Freund“, redete er einen Dritten an, „wißt auch Ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartiert ist?“ — „Lieber guter Mann“, entgegnete der Dritte, „hier ist kein Bundestag einquartiert. Hier ist Frankfurt an der Oder. Der Bundestag ist in Frankfurt am Main.“ — Der wohlerfahrene Leser weiß nämlich zum voraus schon, daß es zwei Frankfurt gibt, die nicht weniger als 66 Meilen voneinander entfernt sind, und der Leineweber war im unrichten. „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt“, fuhr der Dritte fort, „und wenn Ihr da her seid, wo Ihr sagt, so seid Ihr über hier nur 63 Meilen weit umgegangen.“ — „Das ist jetzt ein Tun“, sagte der Leineweber. „Hab’ ich A gesagt, so will ich auch B sagen. Zwanzigtausend Taler sind Geld, ohnehin bin ich es meinem seligen Großvater schuldig. Hat er den Prozeß angefangen und ist ein armer Mann daran geworden, so ist es meine Schuldigkeit, daß ich ihn fortsetze und wieder reich werde.“ — „Haha“, sagte der Dritte, „was gilt’s, das sind Akten, die Ihr da aufgepackt habt und fast drunter zusammenbrecht?“ — „Es sind auch noch ein wenig Lebensmittel dabei“, versetzte



der Weber in kleinnütiger Stimme, „aber nimmer viel.“ Der geneigte Leser fängt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hier an aber bis nach Frankfurt am Main geht die Reise etwas langsam vonstatten. Derselbe darf herzlichst einstweilen noch ein gutes Pfeislein stopfen, wiewohl er kann zum voraus sehen, wie alles gehen und enden wird. Denn die Chronik will wissen, daß, als einst die Phönizier erforschen wollten, ob der große Weltteil Afrika zu Wasser könne umfahren werden, rechneten sie die erforderliche Zeit der Reise auf ungefähr zwei Jahre; gleichwohl, als sie hinter Agypten in dem Roten Meere sich einschifften, der bibelfeste Leser kennt's von Moses' Zeiten her, nahmen sie nicht sonderlich viel Lebensvorrat mit, aber etwas Ackergeräte. Sahen sie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, stiegen sie an das Land, säten von Getreide und Gemüsgattungen, was die Jahreszeit mit sich brachte, wiewohl in Afrika ist fast immer Sommer und ein schneller, kräftiger Trieb in allem Wachstum. Alsdann warteten sie die Reifung ab und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrat in das Schiff und zogen wieder weiter, kamen auch richtig nach zwei Jahren wieder zum Vorschein durch die Meerenge von Gibraltar hinein, die der zeltungskundige Leser ebenfalls noch kennt von General Elliots Zeiten her, dessen Andenken noch bis auf diese Stunde auf Tabakspapieren gefeiert wird.



Also auch der Weber auf seiner langen Reise mußte sich zu helfen, wenn Geld und Vorrat zu Ende war; „Kunst bettelt nicht“, sagte er zu sich selbst im stolzen Gefühl, „Kunst geht nach Brot.“ Demnach wenn er mittags oder abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er sich nach einem Zunftgenossen, und: „Habt Ihr nichts für mich zu weben“, redet er den Meister an, „um Akzung und um einiges Zehrgeld?“ Stellte ihn nun der Meister ein, so blieb er einige Tage bei ihm, bis er sich ausgefüttert und wieder einige Bagen verdient hatte, und webte sich solchergestalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele seiner Reise sei und so nahe an seiner Geldquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundeskanzlei kam, gleich in der vordersten Stube, wo die Herren sitzen, die am schönsten schreiben können, grüßte er sie freundlich und vertraut. „Findet man euch endlich einmal“, sagte er, „und seid ihr jetzt hier?“ Einer von den Herren, der Bornehmste von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt sie auf den Tisch. „Wir sind noch niemand aus dem Weg gegangen“, sagte er, „und was habt Ihr hier zu schaffen? Was bringt Ihr Neues, Bierediges in Eurem Hängkorb? Eine Bundeslade? Es fehlt uns noch eine.“ — „Spaß“, erwiderte der Weber, „meinen Prozeß von Anno eintausendsiebenhundertsie-



benundsechzig.“ — Es ist nunmehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm sich niemand seines Prozesses an, weil der Bundestag sich mit Prozessen nicht gemein macht, und die lange, beschwerliche Reise war umsonst getan. Als der Leinweber auf der Heimreise einmal ausruhte, hielt er eine Standrede.

„Es ist mir in diesen sechs Wochen vieles klar geworden“, sagte er.

„Man muß einem deutschen Manne nicht sogleich Vorwürfe machen, wenn er in Vaterlandsachen ein wenig unwissend und kaltsinnig ist. Denn man ist selber einer. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerst selber und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an der Oder ist von mir Tort geschehen. In Frankfurt am Main aber mir.“

Wenn ihr in der Zeitung etwas leset oder im Plakat oder im Kräuterbuch und versteht es nicht, laßt euch raten, achtbare Zuhörer, und geht um verständige Belehrung aus, ehe ihr etwas unternimmt, besonders wenn es ein Prozeß ist.

Der beste Prozeß ist ein schlechter, und auf dem Lager bessert er sich nicht. Der Habich ist besser als der Hättich. Friede ernährt, Unfriede zerstört.

Und nun, geliebte Akten, die ich jetzt hier ablege, gehabt euch wohl und seid dem Mann empfohlen, der euch sünden und vielleicht glücklicher mit euch sein wird als ich.“



Indem er über die Akten absetzen wollte, klopfte ihm von hinten her ein Mann auf die Achsel, der auch des- selben Wegs ging. „Guter Freund“, sagte er, „mit wem redet Ihr da so allein?“ – „Mit niemand“, erwiderte der Weber, „wenn Ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit Euch. Lupt ihn einmal! Was gebt Ihr mir dafür?“ Der Mann sagte: „Anderthalb Kreuzer für das Pfund, wenn das Papier daran gut ist. Kommt mit mir.“ Also verkaufte er dem Gewürzhändler die Akten für einen Gulden vierundzwanzig Kreuzer, die vollends zum Rest der Reise hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimat an. „An meine Frankfurter Reise“, sagte er, „will ich denken. Diesmal in Frankfurt gewesen.“

Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk

Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem russischen Feldzug wissen will, der muß ihn entweder selbst mitgemacht haben, oder aber er muß mit vornehmen Kriegshauptleuten bekannt sein, die dabei waren. Der Kalendermann rühmt sich dessen, und wenn er mittags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen sie ihn. Mitgemacht den Feldzug hat er nicht.

Folgendes ist ein seltener Beweis von Edelmut und Leichtsinn und noch einmal von Edelmut. Zwei polnische



Offiziere wurden als Kriegsgefangene in einem russischen Dorf bis den andern Morgen einquartiert. Sonst sollen die Polen und die Russen auf den bloßen Namen hin nicht immer die besten Freunde sein. Allein der russische Edelmann, der in demselben Dorf wohnt, dachte daran in seinem schönen Schloß und in seiner warmen Stube, wie er auch einmal in seiner Jugend Kriegsgefangener gewesen war in fremdem Lande ohne Geld, ohne Freund, ohne Trost, und wie er in dem Hause eines edlen Menschen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie solches dem Herzen wohlthut. Also suchte er sogleich die Gefangenen auf, nahm sie in sein Schloß, bewirtete sie wie Brüder oder Freunde und suchte sie durch Trost und teilnehmende Reden zu erheitern. Denn das ist ein schönes und heiliges Schuld- und Wechselrecht, das in dem Herzen aller gutgearteten Menschen aufgerichtet ist, daß wer einmal unter fremden Leuten in der Not und Betrübniß eine Liebe oder Wohlthat erfahren hat, sieht sie als ein empfangenes Darlehen an und zahlt sie, wenn er daheim ist, wieder an einen andern Fremdling heim, der in gleicher Not und Betrübniß zu ihm kommt, als eine Schuldigkeit, ob er gleich keine Handschrift darüber ausgestellt hat, und das nicht einmal, sondern zehnmal, wenn er kann, wie ein ausgestreutes Saatkorn nicht allein, sondern selbzehnt oder fünfzehnt aus der Erde zurückkehrt.



„Wißt ihr schon“, fragte die Gefangenen der Edelmann, „wo der Ort eures Aufenthalts sein wird?“ Die Gefangenen sagten: „In den kaukasischen Gebirgen.“ — „Seid ihr denn auch mit etwas Reisegeld versehen auf einen so langen Weg?“ Die Gefangenen zuckten die Achseln. Hierauf sprach der Edelmann ihnen mit heiterer Miene zu, zu essen und zu trinken und wohl bei ihm zu schlafen, und des andern Morgens, als der Transport weiterging und sie nun von ihrem Wohltäter Abschied nahmen, schenkte er ihnen fünfhundert Rubel russischen Geldes auf die Reise. Nein, er wollte nicht einmal den Namen haben, daß er es ihnen schenkte. „Ich will es euch leihen“, sagte er; „wenn euch einst Gott in euere Heimat und zu den Eurigen zurückführt, so könnt ihr mir's wieder schicken.“

Die Geschichte könnte hier aus sein. Sie wäre schon des Erzählens wert gewesen. Allein sie fängt jetzt erst recht an. Der nächste Tagmarsch der Kriegsgefangenen ging nach einer altrussischen Grenzfestung, namens Bobruisk. Man muß schon ein fertiges Mundwerk haben, wenn man so einen russischen Namen mit Leichtigkeit will aussprechen können. Der Hausfreund kann's. In Bobruisk aber, wo die Gefangenen bei guter Tageszeit anlangten, gingen die zwei Polen noch ein wenig herum, die Stadt zu besehen, und als sie an ein schönes, großes Wirtshaus kamen, dachten sie: „Wollen wir nicht



ein wenig hineingehen und unserm Wohltäter seine Gesundheit trinken?" In dem Wirtshaus aber saßen viele russische Herren und Edelleute, die redeten oder tranken miteinander oder spielten Pharao. Pharao aber ist ein sehr gefährliches Spiel, in welchem man viel Geld verspielen kann, also daß man es nicht Pharao nennen sollte, sondern das Rote Meer, weil viele, die hineingehen, drin ertrinken, ausgenommen die Kinder Israels.

Selbigen Tages aber kam auch der wohlthätige russische Edelmann nach Bobruisk, um bei seinen guten Freunden daselbst einen vergnügten Abend zuzubringen, und indem er in das nämliche Wirtshaus hineintritt, was geschieht, wen sieht er mitten unter seinen reichen Freunden und Bekannten am Spieltische sitzen? Wen sieht er ein Duzend Rubel nach dem andern setzen und verspielen? Seine leichtsinnigen Gäste, die zwei Polen. Die Polen hätten auch fast lieber einen Wolf als ihn gesehen und spielten nicht um das besser oder glücklicher, als er sich ebenfalls an den langen Spieltisch setzte und ein Duzend Rubel nach dem andern gewann, wären gerne davongeschlichen, wenn sie nicht die gute Hälfte ihres Geldes hätten müssen im Stich lassen, das sie wieder zu gewinnen hofften. Als sie aber in kurzer Zeit ganz vom Samen waren und die letzte Kopeke dahin war und jetzt trostlos und verzweifelnd zur Thür hinausgeschlichen, ging ihnen der russische Edelmann nach, und



mancher geneigte Leser, dem man nicht so kommen dürste, freut sich schon, wie er Justiz machen und den russischen Stab wird walten lassen. Nichts nuß! Ein Kriegsgefangener ist ohne Schläge geschlagen genug, und Strafe erbittert nur, aber Großmut kann beschämen und bessern. „Meine Freunde“, sagte er zu ihnen sanft und gütig, „ihr müßt wohl besser bei Geld sein, als ich gestern geglaubt habe. Nehmt mir meine Voreiligkeit nicht übel auf. Ich danke euch, daß ihr mein gutgemeintes Anerbieten nicht beschämt habt.“ Die Gefangenen aber waren nicht imstande, eine Silbe zu antworten, ausgenommen sie schlugen die Augen nieder, als wenn sie sagen wollten, daß er sich gestern nicht an ihnen versehen habe, aber jetzt. Da sprach er zu ihnen: „Ihr seid nunmehr gewißiget, und ich hoffe, meine Güte sei zum zweitenmal besser an euch angewendet als zum erstenmal“; und als er ihnen mit einem guten Wechselbrief von fünfhundert Rubel ihren ganzen Verlust ersetzte, konnten sie noch weniger als vorher sprechen, sondern küßten ihm mit Tränen des Dankes und der Rührung die Hände. Hernach aber hat er nichts mehr von ihnen erfahren. Diese Erzählung ist unversehrt aus Rußland herausgekommen und hat ihre Wahrheit.



König Friedrich und sein Nachbar

Der König Friedrich von Preußen hatte acht Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehn ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrot schmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenn's die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Räder schießen und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?“ Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift“, sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schloßlein?“ -- Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?“ Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet



Ihr Eure Mühle?" Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil.“ Der König tat zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede. „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin“, sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“ Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse Euer Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“ Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre.“ Nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.



Seltene Liebe

Mit dem Leichnam eines jungen Mannes im Schweizerland, der erschlagen wurde in einem Gefecht nicht weit vom Bierwaldstätter See, mit dem Leichnam ging es wunderbar zu. Daß er nach dem Gefecht war begraben worden nächst der Wahlstatt, wußten mehr als zwanzig Männer aus dem nämlichen Ort, die es taten und dabei waren und ein Kreuz, wie man in der Geschwindigkeit eines machen kann, auf sein Grab steckten, daß, wer vorüberginge, auch ein Vaterunser für seine Seele beten sollte. Item, am Dienstag darauf, als der Sigrift frühe morgens in die Kirche gehn und das Morgengebet anläuten wollte, lag der nämliche Leichnam daheim auf dem Kirchhof, vor der Kirchthüre. Man begrub ihn noch einmal mit allen Gebräuchen und Gebeten der Kirche in die geweihte Erde. Item, als es noch einmal Dienstag wurde, war der nämliche Leichnam wieder aus dem Grab und von dem Kirchhof weg verschwunden.

Sonst tut der Glaube Wunder. Diesmal aber tat's des Glaubens fromme Schwester, die Liebe. Er war als Freiwilliger mitgezogen, weil ihm die Gemeinde auf den Fall das Bürgerrecht angeboten hatte. Denn er war nur Hintersaß und seiner Arbeit ein Maurer, was zwar nicht zur Sache, aber zur Wahrheit gehört. Seine junge Frau aber ängstete sich daheim und weinte und betete, und



jeder Schuß, den sie hörte, ging ihr schauerhaft durchs Herz, denn sie fürchtete, er gehe durch das seinige. Einer ging da durch, und als die andern am dritten oder vierten Tag wohlbehalten nach Hause kamen, brachten sie ihr das blutige Gewand ihres Mannes, sein Gebetbüchlein und seinen Rosenkranz. „Dein Mann“, sagten sie, „hat jetzt ein anderes Bürgerrecht angetreten. Er liegt im obern Ried. Ein Kreuz steht auf seinem Grab. Es hätte jeden treffen können“, sagten sie. Die arme Frau verging fast in Tränen und Wehklagen. „Mein Mann erschossen“, sagte sie, „mein einziges und alles – und im Ried begraben, in ungeweihter Erde!“ Da raffte sie sich plötzlich auf, und in der Nacht, als alles schlief, ging sie allein mit einer Schaufel und mit einem Sack in das Ried hinauf, suchte das Grab und die geliebte Leiche und trug sie heim auf den Kirchhof. Solche Herzhaftigkeit und Stärke hatte ihr der Schmerz und die Liebe gegeben. Als sie aber hernachmals Tag und Nacht sich fast nimmer von dem Grabe entfernen und nicht essen und trinken wolte, sondern unaufhörlich das Grab mit ihren Tränen benetzte und mit dem Verstorbenen redete, als ob er sie hören könnte, alle Vorstellungen waren fruchtlos, da sagte endlich der Vorsteher des Ortes, es sei kein anderes Mittel übrig, als man grabe den Toten heimlicherweise noch einmal aus und bringe ihn auf einen andern Kirchhof, sonst vergehe noch die arme Frau.



Also brachte man sie mit viel Zureden und Mühe in ihre leere Wohnung zurück und brachte in der Nacht den Leichnam auf einen andern Kirchhof. Nur wenige Menschen wußten davon, wohin er gebracht worden. Den frommen Leser rührt diese Geschichte, und er sagt, solcher beispieldosen ehelichen Liebe und Treue können nur noch Schweizerherzen fähig sein. Fehl gesprochen! Beide, die unglückliche Frau und ihr verstorbener Gatte, waren Fremdlinge, und zwar aus Deutschland. Doch kein Schmerz dauert ohne Ende, der heftigste am wenigsten. Die nämliche Frau gewann in der Folge einen zweiten braven Gatten, ebenfalls einen Deutschen, und die Gemeinde erteilte — diesem das Bürgerrecht, das sein Vorfahrer mit seinem Leben erkauft hatte.

Diese Geschichte hat dem Hausfreund und seinen Reisegefährten auf dem See zwischen Winkel und Stansstad ein Augenzeuge erzählt und von ferne den Ort gezeigt, wo sie vorgefallen war.

Der sinnreiche Bettler

Sonst bemessen die Bettler ihre dankbaren Wünsche nach dem Wert der Gabe, die ihnen gereicht wird. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, sagt, das sei grundfalsch. Wer ihm viel gibt, dem wünscht er eine hundertfältige Vergeltung von Gott. Wer ihm aber wenig gibt,



daß man dasjenige, was man selbst tun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängnis oder von Zeit und Glück oder von andern Menschen verlangen soll. Zum Beispiel hast du etwas Notwendiges und Wichtiges mit jemand zu reden, so warte nicht, bis er zu dir kommt. Weit geschwinder und vernünftiger gehst du zu ihm. Ein hübscher Kirschenbaum in dem Garten wäre eine schöne Sache. Das Plätzchen schickte sich dazu. Warte nicht, bis er selber wächst, sondern setze einen. Ferner, ein Abzugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigstens ein trockener Fußweg, ein Geländer am Wasser oder an einem schmalen Steg, damit die Kinder nicht hineinfallen, kommt viel geschwinder zustande, wenn man ihn macht, als wenn man ihn nicht macht. Man sollte nicht glauben, daß es Leute gibt, denen erst ein arabischer Prophet oder ein Kalenderschreiber so etwas muß begreiflich machen.

Selbst der Kalenderschreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgibt — es ließe sich noch ein Wort mehr sagen —, verlangt nicht, daß das alte Jahr fortbauern soll, bis der neue Kalender fertig ist, sondern er schreibt den neuen, wenn das alte noch währet.

Summa Summarum:

Schick dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick' in ihn hinein.



Die lachenden Jungfrauen

Wer weiß, wo Saratow liegt? Der Hausfreund hat viel Bücher. Er weiß alles. Saratow liegt weit gegen Sonnenaufgang in das wilde Asien hinein und ist ebenfalls der Sitz einer russischen Statthalterschaft, nämlich wie Pensa, und war im Jahr 1812 ebenfalls der Sammelplatz, wo viel tausend unglückliche Kriegsgefangene abgegeben und dann tiefer hineingeführt wurden in das Elend.

Ein Transport von gefangenen Deutschen wird eines Tages eingebracht. Eine Menge von Einwohnern, wie zu geschehen pflegt, stehen auf den Gassen; die Neugierigen schauten, der Übermut trozte und spottete, die Rachsucht fluchte und schimpfte. Keine Hand bot sich zur Pflege der Kranken, der verwundeten, der verschmachtenden Fremdlinge an, eher zu etwas anderm. Niemand wehrte ihnen. Denn die Kriegesgefangenschaft kennt keine Gnade, und man kann nicht glauben, wie erbittert damals die Russen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, sondern man nahm ihn dafür. Aber einem wohlbetagten Hauptmann und seinem Leutnant begegnete etwas Merkwürdiges. Denn eben als der Hauptmann den Leutnant an der Hand ergriff und ihn trösten wollte: „Fasse dich, junges Blut, auch das wird vorübergehen und ein Ende



nehmen, mit dem Frieden oder mit dem Tode“, — in dem Augenblicke hören sie zunächst vor sich ein mutwilliges Lachen, und indem sie unwillkürlich aufschauen — sie hätten's bereits können gewohnt sein —, was erblicken ihre Augen? In einem vornehmen russischen Gefährt zwei Jungfrauen, schön wie zwei Sonnen, lieblich wie der Frühlingstag, wenn die Rosen blühen. Beide Teile schauten einander an, aber ob auch die Jungfrauen sich wollten Gewalt antun, sie konnten sich nicht erwehren, und trat auch eine die andere auf den Fuß, so ward's nur ärger. Das griff schmerzhaft den sonst vielgeprüften Mut des bejahrten Hauptmanns an. Noch so jung, dachte er, und schon so entartet, und der Leutnant dachte: So schön und doch so grausam, und der Schmerz des einen brach in eine Träne, der Unmut des andern aber in Worte aus: „Töchter dieses unwirklichen Landes“, fing der Hauptmann an, „ihr versteht zwar meine Rede nicht“ — die Jungfrauen lachten aufs neue —, „aber wollte Gott, ihr verflündet sie“, da lachten auf einmal die Jungfrauen nicht mehr. „Gar unfein“, fuhr der Hauptmann fort, „steht das euerem Geschlechte, eurer Jugend und euren schönen Kleidern an, an dem Jammer schuldbloser Menschen eure Augen zu weiden und mit solchem Hohn- gelächter unsere Herzen zu durchschneiden.“ Da fiel ihm errötend die ältere der Jungfrauen in das Wort, sie war ungefähr 18 Jahre alt und die jüngere 17, und redete



die Unglücklichen zu ihrem Erstaunen ebenfalls deutsch an, mitten in Saratow und mitten in Rußland, mehr als 1000 Stunden weit von der Heimat deutsch. „Edle Fremdlinge“, sagte sie, sanft wie ein Engel und mit tiefbewegter Stimme, „sprecht nicht also, daß wir gekommen seien, unsere Augen an euerem Elende zu weiden und euer Herz durch Verhöhnung zu martern, die wir die Absicht haben, euch zu bitten, daß ihr mit uns gehen wollet in die Wohnung unserer Eltern und Pflege und Liebe anzunehmen, bis die Engel des Friedens euch zurücksühren mögen zu euren Fahnen oder in die Umarmungen eurer Angehörigen, daß ihr bei ihnen glücklich sein möget alle Tage eures Lebens.“ Ihr entgegnete hinwiederum erstaunt über diese Worte der Hauptmann: „Edle Jungfrauen, wes herrlichen Geschlechts Töchter ihr sein möget, wenn dem also ist, wie ihr saget, so vertrauen wir uns eurer Einladung an, die ihr aus deutschem Blute entsprossen scheint, so ihr das Unrecht verzeihen könnt, womit mein Schmerz euch beleidigt hat.“

Als sie aber in den Wagen einstiegen und der Hauptmann wollte, wie es sich traf, neben die ältere der Jungfrauen sitzen, widersuhr ihnen noch etwas Apartes, denn es zog ihn die jüngere sanft auf ihre Seite: „Verzeiht mir“, sagte sie, „edler Fremdling, meine Ansprüche auf Euch sind mir zu wert. Meine Freundin hat kein Recht



an Euch.“ Und zu dem Leutnant sprach die ältere ebenfalls: „Meine Freundin hat kein Recht an Euch“, und zog ihn sanft und sittsam an ihre Seite. Den zwei Kriegsgefangenen aber war alles recht, denn auch jedem andern hätte die Wahl zwischen beiden schönen Jungfrauen schwerer sein müssen als jeder andern Jungfrau die Wahl zwischen einem fünfzigjährigen Mann und einem zwanzigjährigen Jüngling.

Fragt sich nun: Wer waren die Jungfrauen, und wo führten sie ihre Gefangenen hin? Antwort: Es leben in Saratow zwei reiche und angesehene deutsche Familienväter; der Deutsche kommt, wie das Quecksilber, überall durch, wenn er schon keins ist. Beide Familien waren des Abends vorher wie gewöhnlich beisammen und sprachen von allerlei. „Ist's wahr“, sagte der eine, „daß morgen deutsche Kriegsgefangene ankommen?“ — „Sie sind schon angesagt“, erwiderte man ihm. — „Die armen Menschen haben einen schweren Gang“, sprach wehmütig eine der Mütter. Da trat die ältere Jungfrau ihren Vater an: „Werden wir auch einen bekommen, mein Vater? Wie sorglich wollte ich gleich einer Tochter oder Schwester sein pflegen und ihn trösten.“ — Der Vater erwiderte: „Den Gefangenen bettet man nicht auf Rosen. Sie werden in den Vorstädten in den dürftigsten Hütten untergebracht.“ — „Oder wol'tet Ihr denn nicht selbst einen einladen oder Euch einen ausbitten von dem



Hauptmann ihrer Bewachung?" — „Das könnte mir wohl übel gedeutet werden“, erwiderte der Vater, „sie sind Feinde des Vaterlandes, in welches wir selbst als Fremdlinge aus ihrer Heimat sind aufgenommen worden. Wir dürfen die Feinde nicht als unsere Landsleute erkennen. Doch wenn einen von ihnen mir das Schicksal ohne mein Zutun entgegensührt, will ich mich seiner nicht entschlagen“, und ebenso sprach auch der Vater der andern Jungfrau. Da redeten die beiden Töchter miteinander, und leichtsinnig und gutmütig, wie die Jugend ist, beschlossen sie, wenn die Gefangenen kämen, zu tun, was sie taten.

Anfänglich fuhren sie ein wenig um den Transport herum, wie wenn man auf den Jahrmart geht, um einzukaufen. Man sieht zuerst die Waren an, was da ist, ehe man auf Geratewohl kauft, das Nächste, das Beste. Als aber die Jungfrauen den Hauptmann erblickten, wie er da stand, wenig gebeugt von seinen Leiden, und angeschmiegt an ihn den Jüngling, den Leutnant, den das Schicksal zum erstenmal in die Schule der Prüfung genommen hatte, und zwar gleich in die oberste Klasse, sagten sie zueinander: „Diese zwei wollen wir nehmen.“ — „Willst du den Alten?“ sagte scherzhaft die jüngere. — „Oder wil'ist du ihn?“ sagte zu ihr ihre Freundin. Da nahm die jüngere zwei Stecknadeln aus ihrem Busengewand, eine längere und eine kürzere, und zogen mit-



einander das Hälmlein mit Stecknadeln. Als aber die ältere den Leutnant zog und die jüngere den Hauptmann behielt, in dem Augenblick, als dieser sagte: „Auch das wird ein Ende nehmen“, lachten die Jungfrauen. Denn diesen Erbschaft teilt noch die Kindheit mit der Jugend, daß Schmerz und Freude leichter an ihr vorübergehen und in schnellern Ablösungen miteinander wechseln. Hernach aber, als der Hauptmann so ernsthaft sie anredete: „Euer Ohr versteht zwar meine Rede nicht“, lachten sie von neuem. Denn wenn man einmal darin ist, man muß; und das Gefühl, daß es unschicklich sei, hilft nur dazu, die Unschicklichkeit zu begehen. Aber als sie den Schmerz erkannten, mit dem er nach einem süßen deutschen Wort in dieser fremden Welt wie nach einem Almosen seufzte, und sie hatten's in ihrem milden Herzen und konnten's ihm geben und waren deswegen da, da lachten sie nicht mehr und boten ihnen in deutscher Sprache und Rede die Pflege und Liebe ihrer Eltern an und führten sie zu ihnen. Die Väter hoben zwar die Finger gegen ihre Töchter auf: „Was habt ihr getan!“, aber im Herzen waren sie es froh. Sie zeigten sogleich der Obrigkeit an, was geschehen war, und der menschenfreundliche Statthalter gab ihnen gerne die Erlaubnis, auf ihre Bürgerschaft zwar, ihre gefangenen Landelute bei sich zu behalten bis auf ein weiteres.

Da gebrach ihnen auf einmal nichts mehr, da waren



sie auf einmal aller ihrer Leiden quitt, da verzogen sich alle ihre B. kummernisse. Der Hauptmann in dem Hause, das ihn aufgenommen hatte, wurde angesehen und geliebt als ein Bruder, der Leutnant in dem Seinigen als ein Sohn, von seiner schönen Ketterin auch noch ein wenig anderst, nämlich ebenso wie sie von ihm, bis die Engel des Friedens kamen. Als aber die Engel des Friedens kamen, schangschierte der Leutnant seinen Glauben, nämlich daß er in der Uniform sterben werde. Er verschaffte sich den Abschied von seinem Regiment und freut sich jetzt als Gatte der Liebe und der Jugend seiner schönen Ketterin. Der Hauptmann aber trennte sich von diesen edeln Menschen und von seinem jungen Freund mit einer Rührung und mit einem Schmerz, der mehr Tränen als Worte hat, und kam wohlbehalten wieder in Deutschland und bei den Seinigen an, und wer ihn sah und vorher gekannt hatte, wunderte sich sein. „Ei, wie seid Ihr so jung geworden, Herr Hauptmann, in Eurer Gefangenschaft, Euch muß es nicht übel gegangen sein.“

Der geneigte Leser darf an der Wahrheit dieser Erzählung nicht zweifeln, denn der Hausfreund hat sie aus dem zweiten Mund. Nämlich der Hauptmann hat sie selbst einem rheinländischen Herrn Kriegsobristen also mitgeteilt, der auch weiß, wie man über die Beresina geht, und von dem Kriegsobristen aber hat sie der Hausfreund und hat seitdem schon manches Täublein mit ihm



verzehrt und schon manches Schöpplein mit ihm herausgemacht, Fuchs oder Has.

Der Wettermacher

Gleichwie einem Siebmacher oder einem Hasenbinder, wenn er in einem kleinen Ort zu Hause ist, können seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben, sondern er begibt sich auf Künstlerreisen im Revier herum und geht seinem Verdienst nach; also auch der Zirkelschmied ist fleißig darauf im andern Revier und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerel, um die Leute zu berücken und sich freizutrinken im Wirtshaus. Also erscheint er einmal in Oberneuhingen und geht gerade zum Schulz. „Herr Schulz“, sagt er, „könntet Ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch Euere Bemerkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zuviel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachstum auch noch zurück.“ Der Schulz meinte, das sei geschwind gesagt, aber besser machen sei eine Kunst. „Ei“, erwidert der Zirkelschmied, „auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien“, sagte er, „wo doch Pomeranzen und Zitronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seid ihr Deutsche noch zurück.“ Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann und gehört zu denen, die



lieber geschwind reich werden möchten als langsam. Also leuchtete ihm das Anbieten des Zirkelschmieds ein. Doch wollte er vorsichtig sein. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel“, sagte er, „zur Probe, und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte, glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt Ihr die ersten gelben Sommervögel loslassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden.“ Der Zirkelschmied erwiderte: „Auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehm's nicht anderst als auf ein Jahr. Dann sollt Ihr aber Not haben, wo Ihr Euere Frucht und Euern Most unterbringen wollt.“ Auf die Frage des Schulzen, wieviel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum voraus nichts als täglich einen Gulden und freien Trunk, bis die Sache eingerichtet sei, es könne wenigstens drei Tage dauern; „hernach aber von jedem Saum Wein, den Ihr mehr bekommt“, sagte er, „als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester.“ — „Das wär' nicht veil“, sagte der Schulz. Denn dortzuland sagt man veil statt viel, wenn man sich hochdeutsch explizieren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmied und explizierte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte und dem Zirkelschmied das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte,



machte ihm der Zirkelschmied eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindsache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft Euer Wetter annehmen soll.“ Da sprach der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seid ein verständiger Mann.“

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmieds auf der rechten Spur, wenn er zum voraus vermutet, die Bürgerschaft sei über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeindsversammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kam's zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried' und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, wär's am besten, man zahlte den Wettermacher aus und schickte ihn fort. Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt Ihr Euer neun Gulden, Unheilstifter, und nun tut zur Sache, daß Ihr fortkommt, eh Mord und Totschlag in der Gemeinde ausbricht.“ Der Zirkelschmied ließ sich nicht zweimal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirtsschuld von zirka 24 Maß Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Item, der Zirkelschmied bleibt immer ein lehrreicher Mensch. Merke, wie gut es sei, daß der oberste Weltregent bisher die Witterung nach seinem Willen allein



gelenkt hat. Selbst wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht leicht um etwas gefragt und haben, was das betrifft, ruhige Tage.

Mißverständnis

Von drei Schlafkameraden war der eine eben am süßen Einschlummern, als der zweite zum dritten sprach: „Jochim, was soll das heißen, daß du seit am Montag nichts mehr mit mir redest, so wir doch unser Leben lang gute Freunde gewesen sind? Hast du etwas gegen mich, so sag's.“ — Der dritte erwiderte dem zweiten: „Wer mit mir nicht redet, mit dem rede ich auch nicht, mein guter Bartenstein. Wie man in den Wald schreit, so schreit's wider.“ Darauf sagte der zweite: „So, du nennst mich mit meinem Zunamen? Ich kann dich auch mit deinem Zunamen nennen, mein guter Marbacher. Wie man in den Wald schreit, so schreit's auch wider.“ Der dritte sagte wieder zum zweiten: „So war's nicht gemeint, Bastian. Ubrigens halte ich den Geschlechtsnamen meines seligen Vaters für keinen Schimpf. Ich hoffe, er hat dich als ein ehrlicher Mann zur Taufe gehoben.“ Darauf entgegnete der zweite: „Ich den meinen auch nicht. Ich hoffe, deine Mutter hat einen ehrlichen Mann zum Beistand. Aber man erkennt etwas daran.“ Der dritte sagt: „Dein Vater ist ein braver



Mann, der meiner Mutter mit gutem Rat redlich an die Hand geht.“ Der zweite sagt: „Dein Vater war auch ein braver Mann und hat mir viel Gutes erwiesen. Aber sie redeten miteinander.“ Der dritte fuhr gegen den zweiten fort: „Eben darum. An einem andern hätt' es mich nicht verdrossen, daß du mir den Montag keine Antwort gabst, als ich dich zum zweitenmal fragte, warum dich dein Meister fortgejagt hat.“

Als endlich der erste des Zwistes müde war, weil er gern hätte schlafen mögen und nicht dazu kommen konnte, fuhr er unwillig auf und sagte: „Hat seht euer Disputat bald ein Ende, oder soll ich aufstehen und den Wirt holen, daß er Frieden schaffe, oder soll ich's selber tun?“ Dem erwiderte der dritte, weil er am Wort war: „Seid doch nicht wunderbarlich, Herr Landsmann, Ihr hört ja, wir explizieren uns nur, warum keiner von uns mit dem andern redet.“

Die Ohrfeige

Ein Büblein klagte seiner Mutter: „Der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben.“ Der Vater aber kam dazu und sagte: „Lügst du wieder? Willst du noch eine?“



Der geschlossene Magen

Als einst der Zirkelschmied wieder auf vier bis sechs Wochen in gute Umstände gekommen war, lebte er so lange gar ehrbar und häuslich mit seiner Frau, der Bärbel, und war in keinem Wirtshaus mehr zu sehen. Nein, er aß alle Mittag ein Pfündlein Fleisch mit ihr daheim und ließ eine halbe Maß Wein dazu holen aus dem Alder und gab auf ihre Ermahnungen. Einmal jedoch, als es ihm besonders schmeckte, schickte er nach dem Essen das Bütlein heimlich in das Wirtshaus, daß es noch eine Halbe holen sollte. Als aber das Bublein die zweite Halbe brachte und auf den Tisch stellte, schaute seine Frau ihn bittend an: „Männlein“, sagte sie, „laß es jetzt genug sein! Weißt du nicht, was im Doktorbuch steht, daß der Magen nach dem Essen geschlossen sei.“ Dementgegen schaute der Zirkelschmied so lieb und freundlich zuerst den Wein, hernach die Bärbel an: „Liebes Weiblein“, sagte er, „sei unbesorgt! Soll der Magen auch geschlossen sein, so viel bring' ich noch wohl durch das Schlüsselloch.“

Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf
Einem König von Frankreich wurde durch seinen Kammerdiener der Namen eines Mannes genannt, der das 75. Jahr zurückgelegt habe und noch nie aus Paris her-



ausgekommen sei. Er wisse noch auf diese Stunde nicht
anderst als vom Hörensagen, was eine Landstraße sei oder
ein Ackerfeld oder der Frühling. Man könnte ihm weis-
machen, die Welt sei schon vor zwanzig Jahren unter-
gegangen. Er müsse es glauben. Der König fragte, ob
denn der Mann kränklich oder gebrechlich sei. „Nein“,
sagte der Kammerdiener, „er ist so gesund wie der Fisch
im Wasser.“ — Oder ob er t.üb.jinnig sei. — „Nein, es ist
ihm so wohl wie dem Vogel im Hanffamen.“ — Oder ob
er durch seiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu
ernähren habe. — „Nein, er ist ein wohlhabender Mann.
Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht wunder.“ Des
verwunderte sich der König und wünschte diesen Men-
schen zu sehen. Der Wunsch eines Königs von Frankreich
ist bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieser, und
der König redete mit dem Menschen von allerlei, ob er
schon lange gesund und wohltauf sei. „Ja, Sire“, er-
widerte er, „allbereits 75 Jahre.“ — Ob er in Paris ge-
boren sei. — „Ja, Sire! Es müßte kurios zugegangen sein,
wie ich anderst hineingekommen wäre, denn ich bin noch
nie draußen gewesen.“ — „Das soll mich doch wunder-
nehmen“, erwiderte der König. „Denn eben deswegen
hab' ich Euch rufen lassen. Ich höre, daß Ihr allerlei
verdächtige Gänge macht, bald zu diesem Tor hinaus,
bald zu jenem. Wißt Ihr, daß man schon lange auf Euch
Achtung gibt?“ Der Mann war über diesen Vorwurf



ganz erstaunt und wollte sich entschuldigen. Das müsse ein anderer sein, der seinen Namen führe, oder so. Aber der König fiel ihm in die Rede: „Kein Wort mehr! Ich hoffe, Ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubnis.“ – Ein rechter Pariser, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es notwendig sei und ob es nicht auch anderst ebensogut sein könnte, sondern er tut's. Der Unsrige war ein rechter, obgleich als auf seinem Heimweg die Postkutsche vor ihm vorbei fuhr, dachte er: „O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinausdürft!“ Als er nach Hause kam, las er die Zeitung wie alle Tage. Aber diesmal fand er nicht viel drin. Er schaute zum Fenster hinaus, das war auf einmal so langweilig. Er las in einem Buch, das war auf einmal so einfältig. Er ging spazieren, er ging in die Komödie, in das Wirtshaus, das war so alltäglich. So das erste Vierteljahr lang, so das zweite, und mehr als einmal im Gasthaus sagte er zu seinen Nachbarn: „Freunde, es ist ein hartes Wort, fünfundsiebenzig Jahre kontinuierlich in Paris gelebt zu haben und jetzt erst nicht hinauszudürfen.“ Endlich im dritten Vierteljahr konnte er's nimmer aushalten, sondern meldete sich einen Tag um den andern wegen der Erlaubnis: das Wetter sei so hübsch, oder es sei heut ein schöner Regentag. Er wolle sich gern auf seine Kosten von einem vertrauten Mann



begleiten lassen, wenn's sein müsse, auch von zweien. Aber vergebens. Nach Verlauf aber eines schmerzlichen durchlebten Jahrs, gerade am nämlichen Tage, als er abends nach Hause kam, fragt er mit bösem Gesicht die Frau: „Was ist das für ein neues Kaleschlein im Hof? Wer will mich zum besten haben?“ — „Herzensschatz“, antwortete die Frau, „ich habe dich überall suchen lassen. Der König schenkt dir das Kaleschlein und die Erlaubnis, darin spazierenzufahren, wohin du willst.“ — „Ma foi!“ erwiderte der Mann mit besänftigter Miene, „der König ist gerecht.“ — „Aber nicht wahr“, fuhr die Gattin fort, „morgen fahren wir spazieren aufs Land!“ — „Ein nun“, erwiderte der Mann kalt und ruhig, „wir wollen sehn. Wenn's auch morgen nicht ist, so kann's ein andermal sein, und am Ende, was tun wir draußen? Paris ist doch am schönsten inwendig.“

Seinesgleichen

Ein kunstreicher Instrumentenmacher, aber ein eingebildeter und unfeiner Mann, hielt sich schon einige Zeit in einem namhaften Städtlein auf und genoß dann und wann im Löwen abends eine Flasche Wein und einen halben Bierling Käse. Eines Abends, als sich die meisten Gäste schon früher denn gewöhnlich verlaufen hatten und der Instrumentenmacher oben noch allein saß, rückt



zu ihm der bekannte Zirkelschmied mit seinem Schoppen Siebenzehner hinauf. „Euer Wohlgeboren“, sagte er, „redeten da vorhin an Ihre Nachbarn über die Quadratur des Zirkels. Ich hatte keine Freude zur Sache. Leute unersgleichen“, sagte er, „können von so etwas wohl unter sich sprechen und einander Gedanken geben. Ich zum Beispiel wäre Euerer Meinung nicht gewesen.“ Der geneigte Leser kennt den Zirkelschmied, daß er immer auf eine Schimerei ausgeht. Unter andern macht er sich gern an Fremde, die etwas gleichsehen, um hernach bei andern mit ihrer Bekanntschaft großzutun, wie am Ende dieser Erzählung auch geschehen wird, und die Leute breitzuschlagen, wie man sagt. Der Instrumentenmacher aber betrachtete ihn mit einem vornehmen, verachtenden Blick und sagt: „Wenn Ihr bei Leuten Euresgleichen sein wollt, so kommt nicht zu mir; oder wer seid Ihr?“ Der Zirkelschmied, des Schimpfes und der Schande gewöhnt, erwidert: „Sollte Euer Wohlgeboren aus meiner Rede nicht erkennen, daß zwei Künstler miteinander sprechen?“ Des erboste sich der andere noch mehr. „Ihr ein Künstler?“ fragte er ihn, „ein Kammacher oder ein Besenbinder? Wollt Ihr ein Almosen von mir?“ Der Zirkelschmied erwidert: „Herr Christlieb, das beugt mich, weniger wegen meiner als wegen der Kunst. Leute unersgleichen pflegen sich sonst ebensosehr durch feine Sitten auszuzeichnen als durch Kenntnisse und Geschicklich-



keit.“ Da stand der Instrumentenmacher auf: „Sprecht Ihr mir schon wieder von Euresgleichen“, sagt er. „Hör' ich's zum drittenmal von Euch, so werf' ich Euch den Stuhl an den Kopf“, und lupfte ihn bereits ein wenig in die Höhe. Der Wirt aber, der bisher ruhig am Ofen stand, trat hervor und sagte: „Jetzt, Zirkelschmied, reiß!“

Der Zirkelschmied aber erboft sich darüber auch und geht aus dem Löwen ins Rößlein gerade gegenüber, und „Stellt euch vor“, sagte er dort zu seinen anwesenden Bekannten, „was sich der hergelaufene Instrumentenmacher, der Brotdieb, einbildet. Der hochmütige Gesell nimmt's für einen Afffrunt auf, daß ich zweimal zu ihm sagte: Leute unfersgleichen, und ich sag's zum drittenmal, wenn er's hören will, der Flegel, der impertinente, der gemeine Kerl.“

Der geneigte Leser lacht ein wenig, daß der Zirkelschmied darauf beharrt, ein Mann, den er für einen Flegel und gemeinen Kerl ausgibt, sei seinesgleichen.

Lerne erstens am Zirkelschmied: Man muß nie schimpfen, wenn man im Zorn ist, sonst schimpft und verunehrt man sich selbst.

Lerne zweitens an dem Instrumentenmacher: Man muß sich, wenn man etwas ist, mit liederlichen Leuten nie in Grobheiten gemein machen, sonst macht man sich wirklich zu ihresgleichen. Der Zirkelschmied hatte insofern recht.



Das Blendwerk

Manche Leute, wenn sie etwas sehen, das sie nicht begreifen, noch weniger nachmachen können, so sagen sie kurz und gut, das ist ein Blendwerk. Nämlich daß man etwas zu sehen glaube, wo nichts ist, oder daß man die Sache anders sehe, als sie wirklich ist.

Daß es aber viel Blendwerk gibt, das unterliegt keinem Zweifel. Zum Beispiel wenn jemand im Mondschein auf der Straße ist und sieht an einer Mauer oder im Nebel seinen Schatten aufrecht, daß er meint, es sei ein ungebetener Kamerad, der mit ihm geht, einer von der schwarzen Legion.

Item, wenn jemand einen falschen Freund für einen guten Freund hält und trotz aller Warnung dem Spitzbuben traut, bis er zuletzt um Hab und Gut betrogen ist und die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Das ist ein großes Blendwerk.

Item, wenn jemand meint, etwas sei ein Blendwerk und ist doch keins.

In einem namhaften Ort am Rheinstrom kam ein Gaukler an, ein Tausendkünstler, und bekam die Erlaubnis, auf einer alten Heubühne, die schon lange nicht mehr war gebraucht worden, seine Künste zu zeigen, und zwar gleich zum letztenmal. Fast die ganze Gemeinde versammelte sich, und es war der Mühe wert.



Dem Vernehmen nach — der Hausfreund war nicht dabei — brachte der Tausendkünstler zuerst zwei schwarze Katzen hervor, die hörten einander das große Einmaleins ab und rechneten verschiedene Exempel aus der verkehrten Regeldetri.

Nachdem schlupfte er durch einen metallenen Fingerring hindurch und kam auf der andern Seite lebendig und ebenso dick wieder an, als er vorher war.

Etwas an der Sache scheint übertrieben zu sein.

Hierauf sagte er, das sei aber noch alles nichts. Jetzt wolle er sich mit einem scharfen Schrotmesser den Bauch aufschneiden. Hernach wolle er ganz in den Bauch hineinschlupfen, daß man gar nichts mehr von ihm sehe. Hernach wolle er sich wieder aus sich selber herauswickeln, daß er wieder sichtbar werde.

Ehe er aber das große Wagestück beginnen konnte, fing die Bühne an zu knacken. Es kracht links, es kracht rechts. Knack, stürzte der morsche Boden zusammen, und die ganze Zuschauerschaft wäre in dem untern Raume zusammengestürzt, wenn nicht noch einer sich an einem schwebenden Balken erhalten hätte. Die andern lagen alle unten. Da entstand nun ein großes, vierstimmiges Not- und Zetergeschrei von Männern, Weibern, Kindern und Säuglingen. Es ist gar klug, wenn man kleine Kinder zu so etwas mitträgt. Sie sehen alles gar gut, und wenn's an Musik fehlt, so können sie machen. Alles



schrie: „O mein Kopf, o mein Arm, o meine Rippen“, so daß der oben auf dem Balken genug zu trösten und zu ermahnen hatte. „Habt doch nur Geduld“, sagte er, „und seid verständig! Man muß sich ja schämen vor dem fremden Mann. Merkt ihr denn nicht, daß es nur Blendwerk ist? Euch Leuten“, sagte er, „ist keine Ehre anzutun.“ Denn er hielt das Unglück für ein Blendwerk vom Künstler und meinte, unversehens würden wieder alle an ihren Plätzen sitzen.

Der Handschuhhändler

Ein Handschuhhändler, welcher eine Kiste voll feine Handschuh aus Frankreich nach Deutschland bringen wollte, gebrauchte folgende List. Nämlich es ist ein Gesetz an den französischen Zollstätten, daß wer mit einer Ware hinüber oder herüber will, der muß angeben, „Wie hoch schätze ich sie“, wegen dem Zoll. Schätzt er sie nun, daß es gehen und stehen mag, gut, so zahlt er den Zoll, so viel oder so wenig. Sieht aber der Zollgardist, daß der Kaufmann oder der Krämer seine Ware viel zu gering anschlägt, damit er nicht viel dafür entrichten muß, so darf der Zollgardist sagen: „Gut, ich gebe dir so viel dafür, ich geb' dir auch zehn Prozent mehr“, so muß sich's dann der Krämer gefallen lassen. Der Krämer bekommt das Geld, und der Zollgardist behaltet die



Ware, die alsdann versteigert wird in Kolmar oder in Straßburg oder so. Solches ist listig ausgedacht, und man kann nichts dagegen sagen. Aber der Listigste findet seinen Meister.

Ein Kaufmann, welcher zwei Kisten voll Handschuh über den Rhein bringen wollte, verabredete zuerst etwas mit einem Freunde. Alsdann legte er in die erste Kiste lauter rechte Handschuhe, nämlich für die rechte Hand, je zwei und zwei, in die andere lauter linke. Die linken schmuggelte er bei Nacht und Nebel herüber. Siehst du nichts, merkst du nichts. Mit der andern kam er an der Zollstätte an.

„Was habt Ihr in Eurer Kist?“ — „Pariser Handschuhe.“ — „Wie hoch schlaßt Ihr st: an?“ — „Zweihundert Franken.“ Der Zollgardist betastete die Handschuhe; zart war das Leder, fest war es auch, fein die Naht, kurz sie waren 400 Franken wert zwischen Brüdern. „Ich gebe Euch 220 Franken dafür“, sagte der Zollgardist, „sie sind mein.“ Der Krämer sagt: „Sind sie Euer, so sind sie mein gewesen. Zehn Prozent sind auch Profit.“ Also nahm er 220 Franken und ließ die Kiste im Stich. Freitags drauf in Speyer im Kaufhaus, es war noch in der alten Zeit, kamen die Handschuhe zur Steigerung.

„Wer gibt mehr als zweihundertundzwanzig?“

Die Liebhaber besichtigen die Ware. „Es scheint mir“, sagte der Freund des Krämers, „die linken seien etwas rar.“



— „Parbleu“, sagte ein anderer, „es sind lauter rechte.“
 Kein Mensch tat ein Gebot. „Wer gibt zweihundert? —
 hundertundsünfzig? — hundert? — Wer gibt achtzig?“
 — Kein Gebot. „Wißt Ihr was“, sagte endlich der
 Freund des Krämers, „es kommen vielleicht viel Leute
 mit einzechten Armen aus dem Feld zurück.“ Es war
 Anno 13. „Ich geb' sechzig Franken!“ sagte er. Wem
 zugeschlagen wurde, war er. Wer vor Zorn des Henkers
 hätte werden mögen, war der überrheinische Zollgardist.
 Der angestellte Käufer aber hat hernach die rechten
 Handschuhe ebenfalls über den Rhein geschmuggelt —
 siehst du nichts, merkst du nichts — und hat sie in Wald-
 angelloch mit seinem Freund wieder zusammensepariert,
 je einen linken und einen rechten, und haben sie in Frank-
 furt auf der Messe für ein teures Geld verkauft. An
 dem Zollgardist aber hat der Krämer gewonnen: ein-
 hundertundvierzig Franken und den Zoll. Item, wie sagt
 die Schrift? „Ich mußte nichts von der Lust, so das Ge-
 setz nicht hätte gesagt: Laß dich nicht gelüsten?“

Das Branntweingläslein

Ein Unteroffizier trat im Roten Röflein ein von der
 Parade. Der Wirt sagt zu ihm: „Aber den habt Ihr
 nicht schlecht getroffen heut in dem Kasernenhof. Was
 hat er angestellt?“ — „Nicht wahr, ich hab' ihn gut ge-



trossen?" sagte der Unteroffizier. „Es ist ein ausgelerner Spitzbube, gegen den keine Vorsicht hilft. Er ist imstand und stiehlt Euch ein Rad vom Wagen, während Ihr darauf sitzt und Wein holt im Ramstal. Kommt Ihr herein, so habt Ihr noch drei Räder.“ Der Wirt sagt: „Mir ist keiner schlau genug. Der ist noch nicht auf der Welt.“ Denn der Wirt war ein wenig dumm. Es ist fast immer ein Zeichen von Unverstand, wenn man allein klüger zu sein glaubt als alle andern. Deswegen sagte er: „Mir ist keiner schlau genug.“ Der Unteroffizier sagte: „Gilt's einen Taler, er führt Euch an?" Der Wirt geht die Wette ein. Nachmittags kommt der Soldat mit einem Branntweinfläschlein in der Hand und verlangt für einen Sechser Branntwein. Er habe daheim einen kranken Kameraden. Er hatte aber noch ein anderes Fläschlein von gleicher Größe und Gestalt in der Tasche, darin war Brunnenwasser, so viel als man Branntwein bekommen mag für sechs Kreuzer. Als er in das leere Fläschlein den Branntwein bekommen hatte, steckte er es zu dem andern in die nämliche Tasche und gab dem Wirt einen Sechser, der war falsch. Als er aber schon an der Türe war, während der Wirt den Sechser umkehrte, ruft er dem Soldaten: „Guter Freund, Euer Sechser ist falsch auf der untern Seite. Gebt mir einen andern.“ Der Soldat stellte sich schrecklich erbost über den Spitzbuben, der ihm den falschen Sechser gegeben hatte, und



zum Unglück habe er keinen andern bei sich. Er wolle aber sogleich einen holen. — „Nein“, sagte der Wirt, „so ist's nicht gewettet. Gebt den Branntwein wieder heraus und holt zuerst das Geld.“ Da stellte ihm der Soldat das Gläschlein auf den Tisch, wo das Brunnenwasser drin war, und ging und kam nicht wieder. Abends kam der Unteroffizier.

„Ei, seid Ihr es?“ sagte der Wirt und lachte aus vollem Halse. „Was gilt's, Ihr wollt mir einen Taler bringen.“ Der Unteroffizier aber lächelte nur, zwar etwas spöttisch, und sagte: „Nein, ich will einen holen. Versucht einmal Euern Branntwein, ob er nicht schmeckt akkurat wie Brunnenwasser.“ Da mußte der Wirt vor Bewunderung und Beschämung nicht, was er sagen wollte. Der Unteroffizier aber sagte spöttisch: „Euch ist keiner schlau genug.“ Also hatte er den Taler gewonnen, doch durfte der Wirt sechs Kreuzer davon abziehen, was der Branntwein kostete, und bekam, wie das Sprichwort sagt, zum Schaden den Spott.

Der sicherste Weg

Bisweilen hat selbst ein Betrunkener noch eine Überlegung oder doch einen guten Einfall, wie einer, der auf dem Heimweg aus der Stadt nicht auf dem gewöhnlichen Pfad, sondern gerade in dem Wasser ging, das dicht ne-



ben dem Pfade fortläuft. Ihm begegnete ein menschenfreundlicher Herr, der gerne der Nothleidenden und Betrunknen sich annimmt, und wollte ihm die Hand reichen. „Guter Freund“, sagte er, „merkt Ihr nicht, daß Ihr im Wasser geht? Hier ist der Fußpfad!“ Der Betrunkene erwiderte: sonst finde er's auch bequemer, auf dem trockenen Pfad zu gehen, aber diesmal habe er ein wenig auf die Seite geladen. „Eben deswegen“, sagte der Herr, „will ich Euch aus dem Bach heraushelfen!“ — „Eben deswegen“, erwiderte der Betrunkene, „bleib' ich drin. Denn wenn ich im Bach gehe und falle, so falle ich auf den Weg. Wenn ich aber auf dem Weg falle, so falle ich in den Bach.“ So sagte er und klopfte mit dem Zeigefinger auf die Stirne, nämlich daß darin außer dem Mause auch noch etwas mehr sei, woran ein anderer nicht denke.

Der Herr Graf

Eines Abends, da saßen wir in einem vornehmen Gasthause und verkehrten einander mit allerlei. „Wißt Ihr noch, zum Beispiel“, fragte der Graf den Hausfreund, „wie Ihr einst mit einem fremden Herrn angegangen seid, an dem nämlichen Platze, wo Ihr jetzt sitzt, von wegen der Sternseherei, und wie Ihr von einem beschrien worden seid, als Ihr nachher auf dem linken Flügel



wolltet abziehen? Man muß sich mit fremden Leuten in acht nehmen, die man nicht kennt“, sagte der Graf im Scherz, und erfuhr es bald nachher im Ernst. Denn mancher gibt eine gute Lehre und befolgt sie selber nicht.

Es kamen jetzt aus einer Chaise vier fremde Personen in die Stube und darunter zwei schöne weibliche Gestalten, wie sie der Graf gerne sieht, und freute sich schon der angenehmen Tischgesellschaft. Als wir aber näher zusammenrückten, damit die Fremden Platz hätten am Tisch, bestellten sie ihr Nachtessen in ein eigenes Gemach, denn sie seien müde von der Reise und reich. Als aber der Hausfreund hinwiederum den Grafen verieren wollte: „Denkt Ihr auch noch daran, wie Ihr einmal seid heimgeschickt worden, als der ungarische Major im Land war“, da war schon kein Graf mehr weit und breit zu sehen, sondern er war mit des Wirts Vorwissen und Gefälligkeit in eine Kammer gegangen und kleidete sich daselbst anders an, als wenn er in die Wirtschaft gehörte. In solcher Gestalt ging er in die Stube, wo die Fremden waren, deckte den Tisch, brachte das Essen, wartete auf und erfreute sein Herz an der Schönheit der weiblichen Gestalten und an ihren süßen Reden. Auch mußte er ihnen Neuigkeiten erzählen. Mehr Unglücksfälle sind in zehn Jahren nicht geschehen, als damals an einem Tag nach des Grafen Erzählung. Den andern Tag reisten die Fremden wieder weiter, wir meinten nach Basel. Am



Mittwoch aber oder donnerstags drauf wurden wir einig, in die lustige Badestadt zu gehen, wo unzählige Fremde aus allen Weltteilen der Gesundheit pflegen und sich der wunderschönen Landschaft erfreuen. Als wir aber dort um die Mittagszeit in einen Speisesaal traten, es waren schon viele Leute da, erblickten wir die nämlichen vier Personen wieder und sie uns; und wer uns kannte, bewillkommte uns laut mit Namen und tat uns unsre Ehre an. „Seid uns höchlich begrüßt, Herr Graf! Guten Tag, Herr Hausfreund! Was führt Euch für ein Glückstern zu uns, Herr Graf? Hausfreund, was bringt Ihr Neues von daheim?“ Da schaute mit Schweißtropfen auf der Stirne der Graf den Hausfreund an: „Jetzt ist guter Rat teuer, wenn Ihr keinen wißt. Was Ihr aber tut, bringt's nicht in den Kalender.“ — „Herr Graf“, erwiderte der Hausfreund, „diesmal will ich Euch noch retten. Aber künftig besolgt die Lehren selbst, die Ihr andern gebt! In solche Verlegenheit kommt man mit Euch.“ Also redete der Hausfreund mit dem Wirt, was er zu den fremden Personen sagen sollte. Der Wirt sagte: „Wenn das so ist, so muß man freilich aus der Not eine Tugend machen“, und redete mit den Fremden. „Wißt ihr“, sagte er, „wer die zwei Personen sind, die zuletzt da hereinkamen? Der eine ist eines Wirts Sohn nicht weit von hier, sonst ein wahrheitsliebender, junger Mann, nur bisweilen, nachdem als der Mond steht,



kommt es ihm in den Kopf, er sei der Graf Suße. Deswegen machen ihm die Leute, weil er gut ist, diesen Spaß. Der andere ist der Rheinländische Hausfreund, dem im Jahr 1814 auf 1815 eine Eule aufgefressen ist, wie ihr im Morgenblatt könnt gelesen haben.“ Da sprach die eine weibliche Gestalt halb seufzend: „Der arme Mensch!“ -- nämlich der Graf --, „wir kennen ihn“, sagte sie. „Wir haben auch damals schon etwas an ihm gemerkt. Statt des Kaffee, den er uns auf den andern Morgen bestellen sollte, bestellte er uns eine Habermehlsuppe.“ Also wurde die Sache noch glücklich vertuscht, und als sie hernach sahen, mit welcher Feinheit und Würde er sich gegen jedermann benahm, sagten sie: „Man sieht's ihm recht an, daß ihm der Graf von Herzen geht. Mit Vorsatz könnte sich einer nicht so verstellen.“

Der Spaziergang am See

Als sie -- es kommt nicht darauf an, wer -- an einem schönen Sommerabend lustwandelten nach dem Wirtshäuslein am See: die Luft war so mild, die Blumen des Feldes nach dem kurzen Regen wieder so frisch, die Pappeln am Wege wiegten sich so schön in der sanftbewegten Luft; zwar alles wie gewöhnlich und wie fast überall, aber man meint, man muß es sagen; und die schöne



Adeline wandelte leichten Fußes und jugendlichen Sinnes voraus im schönen, schwebenden Ebenmaß und Gleichgewicht ihres Wuchses. Da legte schon auf zwanzig Schritte weit ein verwachsener Mensch die Krücke zurecht, um stehend mit der einen herantreten zu können, wenn die Reisegesellschaft an ihm vorbeikäme. Jedes reichte ihm eine Gabe fast mit weggewendetem Angesicht, denn es war eine der beklagenswertesten Mißgestalten, vor denen sich die Natur entsetzt. Nur der Doktor sah ihn herzhast an und konstruierte in der Geschwindigkeit sein Skelett. — Und erst nach einigen Sekunden, als Adeline sagte: „Der arme Mensch“, merkten die andern, daß sie alle waren stille geworden und wehmütig ob dem Anblick.

„Nun, Herr Doktor, mit Eurer Spitzfindigkeit“, fuhr jetzt der Baumwollenfabrikant fort, „mit Eurer Kunst, alles zu erklären und zu rechtfertigen: was tut solch ein unglückliches Wesen, eine so verwachsene und verkrüppelte Ungehalt auf der Welt? Wäre es nicht besser, es wäre einer weniger auf ihr?“

Da nahm der Doktor eine geheimnisvolle Miene an, noch nicht zu dem, was er sagte, sondern zu dem, was er sagen wollte. „Dieser Mensch“, begann der Doktor, „ist nur eine unverstandene Chiffre in dem Buch der Weissagung, das der Welt eine große Freude verkündet. Das Buch will verstanden sein. Ich will nun mit zwei Worten meine Meinung sagen.“ Da schauten sich die Frauen



sämtlich an, nämlich daß jetzt eine langweilige Unterhaltung zu erwarten sei, wie es auch möglich ist, und blieben allmählich ein paar Schritte weit zurück.

„Ich will nur so viel sagen“, fuhr der Doktor fort, „es gibt eine unübersehbare Menge möglicher Formen und Bedingungen des Körpers und Geistes, unter denen der Mensch erscheinen kann; aber jede muß irgendeinmal oder irgendwo zum Vorschein kommen, wenn die Zeit für sie da ist, bis alle Möglichkeiten erschöpft sind. Dieser Unglückliche, den ihr bedauert habt, ist auf diese Weise geworden und ist gerechtfertigt durch seine Möglichkeit; daß er aber unter die Möglichen gehörte, beweise ich damit, daß er dort sitzt. Eure Frage wäre beantwortet. Insofern könnte ich jetzt aufhören.

„Aber habt ihr noch je zwei ganz gleiche Gesichter gesehen?“ fuhr der Doktor jetzt redselig fort. „Ich behaupte: von dem ersten an, das gewesen ist, bis zu den allerletzten, in denen sich alle möglichen Formen erschöpfen, wird nicht eines zum zweitenmal wiederkommen und noch weniger zu gleicher Zeit neben sich selbst vorhanden sein. Sonst wäre eins gleich zwei, was nicht möglich ist.

„Aber eines von allen muß absolut das häßlichste sein, der Ausstich von allen übrigen unzählbaren Millionen, das glaubt ihr doch?“ Niemand verneinte. „Also muß auch absolut von allen eines das schönste und vollendetste



sein, hinter welchem alle Künstlerideale zurückbleiben, und das eine muß irgendwo und irgendeinmal, wenn's nicht schon da war, ausblühen, so gut als das häßlichste; das müßt ihr glauben!"

Da fuhr es gelegentlich wie ein freudiger Schrecken durch den jungen Rechtspraktikanten, wie wenn man einen Schatz findet; denn er schaute bei dem Wort des Doktors, eines muß von allen das schönste sein, unwillkürlich die blühende Adeline und sie unwillkürlich ihn an, und er liebte sie ungemein und hätte gern verstanden, was ihr Auge ihm verriet; aber er hatte das Herz nicht.

„Ebenso die Gestalten“, fuhr der Doktor fort, „ebenso die Geister. Ich will nur so viel sagen: der Mensch ist eine Welt. Man muß ihn nie mit einer Einheit vergleichen, sondern mit einer Ganzheit, zum Beispiel nicht mit einem Kirschbaum, sondern mit einem Baum. Alle Pflanzen des Erdbodens umfassen nicht so viel Mannigfaltiges und Entgegengesetztes, so Süßes und Bitteres, so vielerlei Heil und so vielerlei Gift als das einzige Menschengeschlecht in seinen Individuen.“

Sie ist der weibliche Palmbaum, dachte der Praktikant.

„Nicht zwei Menschen“, fuhr der Doktor fort, „haben noch jemals alle höhern Kräfte des Geistes und alle schönen Tugenden des Herzens in gleichem Verhältnis in sich vereinigt und noch keiner von allen im rechten“ — der Praktikant dachte, das sollte mich wundern —, „und



im größtmöglichen Umfang ihrer Wirksamkeit.“ — Ja so, dachte der Praktikant, das wäre mir nicht einmal lieb.

„Aber einer von allen“ — „wird der Schlimmste sein“, fiel dem Doktor der Amtmann in die Rede, „ein Verführer und Mörder eines Geschlechtes, ein allgemeines Weltgewitter, das in alle Throne und Altäre einschlagen wird, um König und Gott allein zu sein, der die Welt in Flammen stecken und mit Blut und Tränen löschen wird, um sie noch einmal anzuzünden.“

„Es gehört nichts dazu“, fuhr der Doktor kaltblütig fort, „als ein total überlegener Verstand zur Beharrlichkeit des bösen Willens und günstige Zeit. Schon mehr als einer hat's versucht. Aber ich will vom Besten reden. Er ist möglich, so gut als der Schlimmste, und wenn er möglich ist, so bleibt er auch nicht aus. Vielleicht trägt ihn eine Mutter bereits unter dem Herzen. Die Zeiten sind furios.“

Da schmolte der Apotheker, der sonst lieber zuhört als spricht, und nahm den Anfaß zur Rede. „Erlaubt mir“, sagte er, „was das betrifft“ — aber der Doktor übersegelte ihn diesmal schon im Auslaufen; denn es erschien jetzt, wie von einer himmlischen Glorie umflossen, vor seiner reichen und starken Phantasie der Herrliche und Große, in dem sich die Weisheit und Liebe aller Gesetzgeber und Könige, die je ihre Völker beglücken wollten, von dem weisen Salomo bis auf Kaiser Franz ... ge-



schieden von Irrtum und allem Haß vereinigen werden und dessen Zepter alle frommen Gemüther aus Liebe und alle großen Geister aus Achtung für den größern und alle andern aus Furcht sich unterwerfen müssen. Ja, es ging vor ihm, im Rosenschimmer des Morgenrothes mit Gold durchwirkt, das glückliche Zeitalter der Menschheit auf, das sie für alle erstandenen Leiden — „die Entdeckung von Amerika und die Erfindung der Buchdruckerkunst mit eingerechnet!“ sagte der Doktor — trösten und erfreuen werde, daß es dem Berginspektor auf einmal zumute wurde, wie wenn er aus einem tiefen, feuchten Schacht zutage aufführe in die Maienblüte und in die Gesänge der Nachtigallen; denn der Doktor sprach davon auf nicht gemeine Weise, auch nebenher, wie er gewohnt ist, nicht ohne Neckten.

„Wie meint Ihr, Amtsrat“, fuhr er fort, „wird er alle Hochgerichte abtun und nach neuen Gesetzen und Urtheilssprüchen richten? Und Ihr, Pfarrer, wie wird er die Schulstuben ausräumen und die Kinder unter freiem Himmel in die Schule gehen lassen, an Regentagen lieber gar nicht: damit sie vernehmen lernen das lebendige Wort und nicht länger das tote; und Ihr, Bergrat, wie wird er alle Gräben zuwerfen lassen, damit niemand hineinfällt, weil jetzt vorderhand Metall genug zutage ist; besonders Messing und Eisen. Und Ihr, Stadthauptmann, wie wird er alle Kanonen abführen lassen, Eure zwei



Dreißfönder nicht ausgenommen, und alle Schwerter in Pflugsharen umwandeln und alle Lanzen in Sichelu.

Diese Allmendsphrase aller Friedensrichter", sagte er, „hat seit den Tagen des Propheten Jesaja lange genug in Poesien ihre Wirkung getan. Es wäre nimmer zu frühe, wenn sie auch einmal als Prosa auf Zeitungsartikel benutzt würde. Was meint Ihr, Herr Pfarrer?"

Der guten menschenfreundlichen Seele des Pfarrers hatte die Sache schon lange eingeleuchtet, nicht einmal angesehen, daß er im vorigen Krieg viel Einquartierung hatte. Nur hätte er's gern durch ein Wunder gehabt.

„Gerade da", entgegnete ihm der Doktor, „scheint Ihr mir auf einem unsichern Pfad zu reiten; denn wenn Ihr's von einem Wunder erwartet, das Wunder kann ausbleiben. Wenn er aber schon in der Urne liegt, die Lose der Menschheit bewegt, so kommt er irgendeinmal gewiß. Ubrigens sind das nur zwei Meinungen; aber ein Dritter sieht ins Klare."

Hier wollte der Apotheker zum zweitenmal auslaufen, aber der Stadthauptmann kam ihm zuvor. „Wie aber", fiel er ein, „wenn der Schlimmste vor dem Besten käme und reine Arbeit machte, dann würde mein Arsenal noch zu brauchen sein, von dem Ihr vorhin so höhnisch gesprochen habt."

Der Pfarrer schüttelte den Kopf, denn er dachte an den Magog.



Der Doktor aber, nie verlegen, erwiderte: „Wenn er vorher kommt, desto besser, so kann er hintennach nichts mehr verderben, und wenn er nur einmal gewiß dagewesen ist, so ist der Beste verbürgt. Denn alles Schlimmste ist nur Bürgschaft für das Beste. Ohne einen kürzesten Tag warteten wir auf den längsten vergeblich. Kein Pendel schwankt einseitig nur nach einem Extrem. Fresslich muß er zuerst kommen, wenn er noch nicht dagewesen ist. Aber wegen der reinen Arbeit laßt Euch keinen Kummer werden, denn die erhaltenden und rettenden Kräfte überwiegen im großen und ganzen immer die zerstörenden — Eure zwei Dreißsünder werden den Ausschlag nicht auf die andere Seite bringen, hunderttausend Achtundvierzigpsünder auch nicht.

Aber Eure Rede nicht zu vergessen, was wolltet Ihr vorhin sagen, Apotheker?“

„Erlaubt mir, ich wollte nur sagen, das komme mir ebenso vor, als wenn ich sagen wollte, die Zahl 7777 müsse in der Frankfurter Lotterie, welche 21000 Nummern hat, irgendeinmal mit dem großen Los gewiß herauskommen, weil sie darin ist; wenn nämlich die Welt so lange steht und Frankfurt so lange zieht, bis sie herauskommt. Wißt Ihr aber auch, wenn alles recht glücklich geht, daß es noch 10500 Jahre anstehen kann, vielleicht noch länger?“

Drauf erwiderte mit Respekt gebietendem Tone der



Doktor: „Mir kommt das nicht ebenso vor, was Ihr da sagt; denn erstlich hat die Menschheit nicht 21000 Nummern, sondern, wenn's genug wär', aber es ist nicht genug, so viel Millionen.“

„Desto schlimmer“, meinte der Apotheker.

„Desto besser“, erwiderte der Doktor; „denn erstlich zieht die Menschheit nicht erst seit heute, sondern vielleicht schon so viele tausend Jahre, als Eure Zahl Einheiten hat.“

Der Pfarrer meinte, 6000 wären auch genug und schon zuviel. Aber es lag nicht im Interesse des Doktors, darauf einzugehen und den Apotheker so geschwind loszulassen.

„Und zweitens“, fuhr er fort, „zieht die Menschheit nicht nur zweimal im Jahr, wie Frankfurt, sondern alle Tage, alle Minuten, auf allen Thronen, in allen Hütten, auf allen Inseln und Kontinenten; und wißt Ihr auch bei alledem, daß Eure Zahl schon in der nächsten Ziehung herauskommen kann, so gut als die, welche wirklich herauskommen wird? Und wißt Ihr auch, daß sie vielleicht in alle Ewigkeit nie gezogen wird, denn Ihr vertraut Euch alle Ewigkeit hindurch immer wieder dem nämlichen Zufall an. In die Urne, welche die Lose der Menschheit rüttelt, wird keine Niete zurückgeworfen, um zum zweitenmal eine zu werden. Es ist genug, wenn jede einmal dagewesen ist. Wenn er aber als eine Mög-



lichkeit darin liegt, so muß er irgendeinmal herauskommen.“

Der Apotheker hatte das Herz nicht mehr, seine Einwendungen fortzusetzen, sondern er flüsterte heimlich zu dem Amtsrat.

„Ihr habt recht“, sagte der Amtsrat, und

„Herr Doktor“, nahm er das Wort, „setzt Ihr voraus, daß das menschliche Geschlecht sich ewig auf der Erde fortpflanzen wird?“

„Das nicht“, sagte der Doktor. „Wie aber, wenn sich sein Ende neigte, ehe Euer Morgenländer kommt! Wenn Ihr's für möglich haltet, daß es (das Menschengeschlecht) irgendeinmal für nichts und wieder nichts könne so dagewesen sein, wie es ist mit seinen perennierenden Torheiten und Schmerzen, das ewige, wiederkehrende Einerlei eines schlechten Schauspieles, das imstande sein kann, ohne Entwicklung wieder aufzuhören, wie es anfing, matt? Dafür steht mir der Pfarrer mit dem Artikel de Providentia gut.“

„Oder wie! wenn der Morgenländer unglücklicherweise von allen der letzte wär', das wäre doch auch möglich.“

„Möglich zwar“, erklärte sich der Doktor, „aber wahrscheinlich eben nicht. Im schlimmsten Fall erfahren alsdann alle andern wenigstens, warum sie dagewesen sind; seine kurze Zeit ist dann der Silberblick, mit dem



sich das edle Metall der Menschheit von seiner Schlacke scheidet; das Morgenrot geht dann dem menschlichen Geschlecht am Abend auf; das ist alles – und verschießt schnell im aufgelösten Sternenlicht eines neuen Himmels und einer neuen Erde.“

Der Pfarrer dachte, er hat doch Religion, wenn schon eine eigene.

Der Praktikant aber fand schon lange keine Gelegenheit mehr für eine geheime Herzensglosse zu dem Text; dafür weidete er sich in dem Anblick der holden Adeline und las in der sichtbaren Verklärung ihres Antlitzes, wie sympathisierend ihr sinniges und edles Gemüt den schönen Phantasien des Doktors nachkam und wie sie ihre Gejühle durchschwebten. Eigentlich aber dachte sie an ihr niedliches Blumengärtlein daheim vor den Fenstern und wie sie ihm gerne die schönsten daraus zu einem Strauße pflücken wollte, wenn er sie nur darum anspräche.

Kurz, der angefangene Faden wurde fortgesponnen bis in das Wirtshäuslein hinein und durch das Wirtshäuslein hindurch, wie manchmal ein Gefecht durch ein Dorf, das nichts davon begehrt, bis an den Tisch im Garten unter dem Apfelbaum. Würzige Erdbeeren und fette Milch im reinen Napf dienten jetzt zur angenehmen Erfrischung – man meint, man muß es auch sagen –, und bei mehr als einer Flasche köstlichen Seeweins – es



muß nicht notwendig am Bodensee gewesen sein — disputierten jetzt die Männer über den ersten Grundsatz des Doktors, ob er auch richtig sei und ob man ihm trauen dürfe.

Der Apotheker aber sagte leise dem Amtsrat: „Es ist nichts mit ihm anzufangen.“ Die Frauen aber ergingen sich im Garten und sprachen von Haushaltungsangelegenheiten, bis die Schönheit der untergehenden Sonne das poetische Gemüt der Amtsrätin auf sich zog.

Adeline und der Praktikant aber schlenderten miteinander am blütenreichen Ufer des Sees entlang und unterhielten sich, wie die Kindlichkeit so gerne tut, mit einigen schönen Erinnerungen an ihre Kindheit, ehe er auf die Schule versendet wurde, und, was eigentlich nicht nötig war, ob sie sich einander auch noch gut seien. Und als eben im nahen Gebüsch eine Nachtigall ihre zartesten Töne anstimmte, um ihnen gleichsam die Antwort auf die Lippen zu legen, da verstanden sie die Nachtigall; denn sie konnten dem süßen Drang nicht länger widerstehen, sondern sie bekannten sich ihre Liebe mit dem ersten Kuß und nannten sich seit ihren Kindersahren zum erstenmal wieder mit dem unschuldigen und lieben Du. Und als sie wieder zur Gesellschaft zurückkamen, stritten die Männer noch immer; auf dem Heimweg zwar auch noch, nur lebhafter und getrennter im Widerspruch über den ersten Grundsatz des Doktors, ob er auch wahr sei



und ob man ihm trauen könne. Die Amtsrätin aber fragte: „Kinder, wo seid ihr gesteckt, und habt ihr auch die Sonne gesehen schön untergehen?“, und die Jungfrau in ihrer Unschuld und Wahrheit gestand: „Nein“; der Jüngling aber dachte: Unter nicht, aber auf!

ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ
ΕΥΛΟΓΙΟΥ ΚΟΥΡΙΛΑ
ΛΑΥΡΙΩΤΟΥ
ΑΥΕΩΝ ΑΡΙΘ.....



Inhalt

Einleitung

Erster Teil

Vorrede zum Schatzkästlein	3
Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande 1803	5
Geiz und Verschwendung 1804	8
Kindesdank und Undank 1804	9
Das wohlfeile Mittagessen 1804	13
Guter Rat 1805	15
Nützliche Lehren I 1805	19
Das Mittagessen im Hof 1805	23
Der kluge Richter 1805	25
Abendlied, wenn man aus dem Wirtshaus geht	27
Mancherlei Regen 1806	28
a) Schwefelregen	28
b) Blutregen	30
c) Froschregen	32
d) Steinregen	33
e) Hutregen	34
Zwei Erzählungen 1806	36
Nützliche Lehren II 1806	40



Die Spinnen 1806	42
Der schlaue Husar 1807	47
Sommerlied	50
Der Zahnarzt 1807	52
Nützliche Lehren III 1807	56
Das wohlbezahlte Gespenst	59
Der vorsichtige Träumer 1808	63
Mißverständnis 1808	64
Die Eidechsen 1808	65
Unglück der Stadt Leiden 1808	70
Fliegende Fische 1808	73
Schlechter Gewinn 1808	75
Der wohlbezahlte Spaßvogel 1808	77
Eine sonderbare Wirtszechen 1808	77
Seltamer Spazierritt 1808	80
Drei Wünsche 1808	82
Eine merkwürdige Abbitte 1808	86
Der schlaue Pilgrim 1808	88
Untreue schlägt den eigenen Herrn 1808	91
Jakob Humbel 1808	94
Der fechtende Handwerksbursche in Anklam 1808	99
Der Wegweiser 1808	101
Brotlose Kunst 1808	103
Glück und Unglück 1808	105
Der Kommandant und die badischen Jäger in Herzfeld 1808	107



Pieve 1808	110
Der Rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern und wünscht ihnen das neue Jahr 1809	113
Stannitverstan 1809	117
Schlechter Lohn 1809	121
Der kann Deutsch 1809	122
Der Fremdling in Memel 1809	124
Das seltsame Rezept 1809	126
Einfältiger Mensch in Mailand 1808	127
Der Barbierjunge von Segringen 1809	129
Merkwürdige Gespenstergeschichte 1809	131
Gute Antwort 1809	138
Drei Wünsche 1809	139
Der Husar in Meisse 1809	140
Ein Wort gibt das andere 1809	145
Moses Mendelssohn 1809	147
Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler 1809	148
Teure Eier 1809	149
Die drei Diebe 1809	150
Suwarow 1809	155
Kaiser Napoleon und die Obstfrau in Brienne 1809	156
Weltbegebenheiten. Folgen des Tilsiter Friedens 1809	160
Musketierlied.	174
Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf 1809	176



Merkwürdige Schicksale eines jungen Engländers 1809	178
Steinregen 1809	185
Der Rekrut 1808	187
Böser Markt 1809	188
Der silberne Löffel 1810	192
Einträglicher Rätselhandel 1810	195
Des Seilers Antwort 1810	200
Der geheilte Patient 1810	202
Wie der Zundelfrieder und sein Bruder dem roten Dieter abermal einen Streich spielen 1810	206
Der kluge Sultan 1810	209
Wie man aus Barmherzigkeit rasiert wird 1810 :	211
Der Zirkelschmied 1810	211
Heimliche Enthauptung 1810	214
Der Star von Segringen 1810	217
Wie man in den Wald schreit, also schreit es daraus 1810	220
Die falsche Schätzung 1810	221
Das letzte Wort 1810	223
Gutes Wort, böse That 1810	225
Der geduldige Mann 1810	227
Der schlaue Mann 1810	228
Der Heiner und der Brassenheimer Müller 1810	229
Der falsche Edelstein 1810	232
Das schlaue Mädchen 1810	236
Ein gutes Rezept 1810	238



Bereitete Nachsicht 1810	240
Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz 1810 . . .	244
Wie eine greuliche Geschichte durch einen gemeinen Mehgerhund ist an das Tageslicht gebracht worden 1810	249
Des Hausfreunds Vortrede und Neujahrswunsch 1811	251
Zwei Gehilfen des Hausfreunds 1811	256
Des Adjunkts Standrede im Gemüsegarten seiner Schwiegermutter 1811	260
Seltame Ehescheidung 1811	267
Der listige Steiermarker 1811	270
Etwas aus der Türkei 1811	273
Das bequeme Schilderhaus 1811	275
Wie der Zundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam 1811 .	275
Der Rekrut 1811	278
Die leichteste Todesstrafe 1811	278
Nützliche Lehren IV 1811	279
Die Bekehrung 1811	283
Der fremde Herr 1811	285
Teures Späßlein 1811	289
Der Generalfeldmarschall Sumarow 1811	291
Die zwei Postillione 1811	293
Der betrogene Krämer 1811	296
Der listige Kaufherr 1811	299
Rettung einer Offiziersfrau 1811	302



Baumzucht 1811	304
Unverhofftes Wiedersehen 1811	309
Drei Worte 1811	314
Zustand von Europa im August 1810 1811	315

Zweiter Teil

Das fremde Kind 1812	321
Geschwinde Reise 1812	323
König Friedrichs Leibhusar 1812	326
Andreas Herzeg 1812	327
Der Re'rut 1812	330
Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Landz-	
mann 1812	333
Gute Geduld 1812	337
Lange Kriegsfuhr 1812	338
Das Bettlerkind 1812	343
Wasserläufer 1812	344
Das Bivat der Königin 1812	345
Der verwegene Hofnarr 1812	348
Die betrogenen Becher 1812	349
Der Geizige 1812	350
Der Lehrjunge 1812	351
Der Wasserträger 1812	353
Die Tabaksdose 1812	356
Hagenloch 1812	358



Zwei honette Kaufleute 1812	358
Der listige Quäker 1812	359
Blutbad in Neuburg am Rhein 1812	361
Von dem Hauptplaneten des Jahres 1813	362
Der Hausfreund redet zum drittenmal den geneigten Leser an und wünscht ihm das neue Jahr 1813 . .	364
Die Schmachtschrift 1813	368
Der Prozeß ohne Gesetz 1813	373
Die gute Mutter 1813	376
Das gute Werk 1813	379
Das letzte Wort 1813	381
Die Raben	383
Das heimliche Gericht 1813	383'
Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht 1813 .	390
Der Komet von 1811 1813	396
Der Wolkenbruch in Türkheim 1813.	401
Rettung vom Hochgericht 1813	402
Der Schimmel 1813	404
Der große Schwimmer 1813	407
Kurze Station 1813	411
Mittel gegen Zank und Schläge 1814	412
Betrachtung über ein Vogelnest 1814	414
Wie einmal ein schönes Ross um fünf Prützel feil ge wesen ist 1814	419
Die nasse Schlittenfahrt 1814	422
Der Bauersmann und der Bisitator 1814	424



Dankbarkeit 1814	426
Lob vor Schrecken 1814	427
Franziska 1814	429
An den Better! Patriotisches Mahnwort 1814	436
Der böse Winter 1814	444
Hochzeit auf der Schildwache 1814	446
Das Seewunder 1814	449
Der gläserne Jude 1814	451
Einer oder der andere 1814	453
Die Probe 1814	455
Die Besatzung von Oggersheim 1814	458
Die Schlaflameraden 1814	461
Der Herr Wunderlich 1814	465
Merkwürdiges Rechnungsexempel aus der regula societatis 1814	468
Die Weizenblüte 1814	470
Berouika Halmann 1814	470
Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts 1814	472
Weltbegebenheiten 1814	477
Fortsetzung der Weltbegebenheiten 1814	480
Der Friedensstifter 1814	486
Glück und Unglück 1815	488
Verloren oder gefunden 1815	488
Nützliche Lehren V 1815	489
List gegen List 1815	490



Hilfe in der Not 1815	495
Der Bodt 1815	500
Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813 . .	502
Willige Rechtspflege 1813	504
Weltbegebenheiten 1815	504
Wunderlichkeit 1815	523
Der fromme Rat 1815	525
Ein Hausmittel 1815	526
Zwei Weissagungen 1815	527
Eine seltsame, jedoch wahrhafte Geschichte 1815 . .	531
Gleiches mit Gleichem 1815	534
Einer Schildwache lächerlicher Irrtum	538
Geschwinde Fertigung 1815	539
Der verachtete Rat 1815	542
Der Talhauser Galgen	543
Der Schneider in Pensa 1815	546
Irrtum 1815	555
Bequeme Schiffahrt, wer's dafür halten will 1816 .	555
Herr Charles 1818	556
Die Wachtel 1819	562
Der vorteilhafte Roßhandel 1819	565
Belehrung über das Wetterglas 1819	567
Der Furtwanger in Philippsburg 1819	573
Das Advokaten-Testament 1819	575
Einer Edelfrau schlaflose Nacht 1819	575
Erinnerung an die' Kriegszeit 1819	580



Reise nach Frankfurt 1819	582
Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk 1819	588
König Friedrich und sein Nachbar 1819	593
Seltene Liebe 1819	595
Der sinnreiche Bettler 1819	597
Mohammed 1819	598
Die lachenden Jungfrauen 1819	600
Der Wettermacher 1819	607
Mißverstand 1819	610
Die Ohrfeige 1819	611
Der geschlossene Magen 1819	612
Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf 1819	612
Seinesgleichen 1819	615
Das Blendwerk 1819	618
Der Handschuhhändler	620
Das Brantweingläslein	622
Der sicherste Weg	624
Der Herr Graf	625
Der Spaziergang am See	628





Gedruckt und gebunden in der
Herder-Druckerei
zu Freiburg i. Br.

1942

